WELT GESCHICHTE VON LEOPOLD VON RANKE

LEOPOLD VON RANKE
HISTORISCHE MEISTERWERKE

LEOPOLD VON RANKES

HISTORISCHE MEISTERWERKE

Ausgewählt und herausgegeben

von

DR. ADOLF MEYER

o. ö. Professor der Philosophie an der Staatsuniversität
Santiago de Chile

und

DR. HORST MICHAEL / BERLIN

mit einer Schlußbetrachtung

von

D. DR. JUSTUS HASHAGEN

o. ö. Professor der Geschichte an der
Hamburgischen Universität

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG, HAMBURG

GEGRÜNDET 1781

LEOPOLD VON RANKE

ZWÖLF BÜCHER PREUSSISCHER GESCHICHTE

BAND 5/6

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG, HAMBURG
GEGRÜNDET 1781

LEOPOLD VON RANKES HISTORISCHE MEISTERWERKE

Inhalts-Übersicht der Gesamt-Ausgabe:

WELTGESCHICHTE
14 Bände in 7 Leinenbänden gebunden

GESCHICHTE DER PÄPSTE
4 Bände in 2 Leinenbänden gebunden

DEUTSCHE GESCHICHTE IM ZEITALTER DER REFORMATION
6 Bände in 3 Leinenbänden gebunden

DIE OSMANEN UND DIE SPANISCHE MONARCHIE IM 16. UND 17. JAHRHUNDERT
2 Bände in 1 Leinenband gebunden

PREUSSISCHE GESCHICHTE
6 Bände in 3 Leinenbänden gebunden

FRANZÖSISCHE GESCHICHTE
6 Bände in 3 Leinenbänden gebunden

ENGLISCHE GESCHICHTE
10 Bände in 5 Leinenbänden gebunden

DRUCK VON DER
DRUCKEREI-GESELLSCHAFT HARTUNG & CO., HAMBURG 25

NEUNTES BUCH

DEFINITIVE ERWERBUNG UND NEUE EINRICHTUNG VON SCHLESIEN

Wollte man die Ereignisse in die Elemente zerlegen, die ihren Erfolg hervorgebracht haben, so müßte man die Eroberung von Schlesien allerdings zunächst der Kriegsbereitschaft und Waffenübung des preußischen Heeres und der religiösen Stimmung des größten Teiles der Einwohner zuschreiben. Wenn sich anderen Invasionen provinzieller Widerstand entgegengesetzt hatte, so erschien ein solcher hier entweder gar nicht oder doch in unkräftigen Regungen.

Von unendlicher Wirksamkeit waren nun aber außerdem die großen Verhältnisse des europäischen Staatensystems[1].

Bei den ersten Beratungen von Rheinsberg hatten Podewils und Schwerin zwei Wege bezeichnet, zwischen denen man wählen könnte: die Erneuerung der alten Allianz, oder die Verbindung mit Frankreich.

Wie ganz anders wäre alles geworden, wenn man, unter welchen näheren Bestimmungen auch immer, auf dem ersten Wege hätte zum Ziele gelangen können; aber wir haben ausgeführt, daß es damit vollkommen mißlang, daß am Wiener Hof die Entrüstung über die erlittene Invasion, der Wunsch, sich zu verteidigen, von dem man sagen muß, daß er zugleich eine Pflicht war, alle anderen Rücksichten überwog, anfangs selbst die Unterhandlung, dann wenigstens jedes Zugeständnis unmöglich machte, daß ferner die Mitglieder der alten Allianz, wiewohl sie der Königin von Ungarn nicht mit allen ihren Kräften zu Hilfe kamen, dennoch ihren moralischen Beistand ihr liehen; ihre zweideutige Vermittlung konnte keinen Erfolg haben.

Das leuchtet ein: Friedrich hätte nie etwas erreicht, hätte nicht Frankreich zu den Waffen gegriffen. Es steht dahin, wieviel dies ausgerichtet hätte, wenn Preußen nicht schon im Felde stand. Die Verbindung von beiden zeigte sich unwiderstehlich. Erst die ernste Besorgnis für das Bestehen des europäischen Systems, die daher entsprang, veranlaßte England, seinen Einfluß mit vollem Eifer zu verwenden; erst die von allen Seiten herandringende Gefahr — denn früher hatte man sich die Augen dagegen ver-

[1] Vgl. Band I, Seite 10.

schlossen — konnte die Königin vermögen, die Zugeständnisse zu machen, die man von ihr forderte, und, so peinlich es ihr auch noch immer war, das in Schlesien geschehene Ereignis wenigstens vorläufig anzuerkennen.

Und nun könnte es scheinen, als ob das Interesse von Preußen gewesen wäre, den zweiten der angegebenen Wege einzuhalten, sich an Frankreich, dessen Schilderhebung ihm so wesentlich zustatten gekommen war, ferner anzuschließen; auch dann hätte es wenigstens einen festen Rückhalt hinter sich gehabt.

Aber die Wahrheit einer politischen Stellung tritt erst in der Entwicklung der Begebenheiten an den Tag. Wenn der eine jener beiden Wege nicht zum Ziele brachte, so hätte der andere, ohne weiteres verfolgt, in das offene Verderben geführt; wie man im Haag sagte, der König von Preußen dürfe sich vermöge seines Bundes die Gnade des Polyphem versprechen, der letzte zu sein, der verschlungen werde.

Nur darum hatte sich Friedrich so lange gesträubt, in den Bund mit Frankreich zu treten, weil er wohl wußte, daß die Überlegenheit dieser Macht ihm selber die größte Gefahr bereite. Denn auf Worte und Versprechungen, wie gut sie auch lauten, viel zu geben, ist in den Stürmen der Weltbewegung unmöglich; die großen Gewalten treiben sich durch ihren eigenen Impuls so weit fort, bis sie Widerstand finden[1]. Es ist in einem anderen Zustand der Welt eine Zeit gekommen, wo man dies vergaß und furchtbar dafür gebüßt hat[2]. Friedrich war am wenigsten der Mann, guten Zusicherungen Vertrauen zu schenken. Wenn er sich mit Frankreich verbündete, so geschah es nur, weil es nun einmal nicht anders sein konnte; sobald aber diese Macht zu dem Versuche schritt, sich eine Überlegenheit auf immer in Deutschland zu verschaffen, war er der erste, der sich dem widersetzte. Er hielt sich für vollkommen berechtigt dazu. Er war in ein Defensivbündnis mit Frankreich getreten und hatte den Kurfürsten von Bayern zum Kaiser zu erheben versprochen, niemals aber sich verpflichtet, die für die allgemeine Freiheit gefährlichen Anschläge des Hofes von Versailles zu vollziehen.

Darin eben, daß er sich von den Alliierten des alten Bundes

---

[1] Vgl. das Motto in Päpste II, 443.

[2] Ranke meint hier vermutlich die Neutralität Preußens von 1795—1806 gegenüber Napoleon I., der in dieser Zeit Österreich niederwarf, um sich alsdann auf Preußen zu stürzen.

losgesagt hatte und nun auch nicht mit Frankreich gehen konnte, lag die Verwicklung seines Lebens.

Von jenen beiden Wegen, die einst zur Behauptung von Niederschlesien vorgeschlagen waren, konnte er weder den einen noch den anderen einschlagen, er mußte einen dritten sich selber bahnen.

Fragen wir aber, welches nun seine Politik sein konnte, so ist die Summe: er mußte sich eine Selbständigkeit erwerben, die von keiner der beiden Mächte mehr anzutasten war.

Ein Schritt ruft den anderen hervor; bei dem Erbrecht, das er mit Gewalt der Waffen bei einer günstigen Verflechtung der Angelegenheit geltend gemacht hatte, konnte er nicht stehen bleiben. Wenn seine Absicht anfangs nur auf Niederschlesien gegangen war, so leuchtet ein, daß dies Land allein, wer auch immer Meister der Gebirge bleiben mochte, die es beherrschen, sich nicht behaupten ließ. Es war ein Gedanke, voll von dynastischem und politischem Ehrgeiz, die neue Erwerbung so zu verstärken, daß sie von niemand zweifelhaft gemacht werden könne; aber es lag auch eine Notwendigkeit darin. Entweder mußte Friedrich sich gefaßt machen, in die alte Beschränkung zurückgetrieben zu werden, oder eine Selbständigkeit erkämpfen, durch die er allem gewachsen war und zwischen den beiden großen kontinentalen Mächten das Gleichgewicht zu halten vermochte.

Aufgaben, die mit einem Worte ausgesprochen werden, von denen aber ins Auge springt, wie unendlich schwer es war, sie zu erfüllen.

Friedrich war den beiden im großen Kampfe begriffenen Mächten zugleich verbündet und entgegengesetzt. Seine Verbindung konnte in jedem Augenblick in Gegensatz, seine Feindschaft aber bei jeder wesentlichen Veränderung in Freundschaft übergehen.

Auch darin hat die spätere Zeit einen großen Fortschritt gemacht, daß sie die alte Zweizüngigkeit der Politiker aus den Geschäften zu verbannen bemüht ist. Damals war diese Art des politischen Verkehrs noch an der Tagesordnung und gewissermaßen öffentlich gebilligt. Oder man nahm sich wenigstens nicht übel, indem man sich einen bestimmten Zweck vorsetzte, nach den verschiedenen Seiten hin eine verschiedene, eben auf Erreichung dieser Absicht berechnete Sprache zu führen.

In dieser Welt eines fortwährenden Kampfes der Negotiation, die von den Waffen unterstützt und zuweilen durchbrochen wird,

welche Energie zugleich und Feinheit, Tapferkeit im Krieg und Gewandtheit im Kabinett wird dazu gehören, sich zu behaupten und vorwärts zu schreiten!

Der alte Comines, der einige der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, Karl den Kühnen, Ludwig XI., sehr in der Nähe sah, sucht den Neid, den eine Stellung wie die ihre zu erwecken pflegt, durch die Betrachtung der Unruhe und Gemütsbewegung, die alle ihre Tage erfülle, zu beseitigen. Noch eine andere bedenklichere Seite, im Zusammenhang damit, bietet das Leben unternehmender Fürsten dar; ihre politische Pflicht und ihre Moral geraten nicht selten in Konflikt. Denn die öffentlichen Dinge, die nach ihrer eigenen Lage behandelt werden müssen, in unaufhörlichem Schwanken begriffen, sind zugleich ihre persönlichen und berühren den moralischen Menschen. Nicht immer wird die Beistimmung der Zeitgenossen oder Späterlebenden gewonnen, das Urteil der Welt überzeugt werden können; wenigstens vor sich selber muß der Held gerechtfertigt sein.

Begleiten wir Friedrich auf der von unzähligen Klippen umgebenen Laufbahn, auf welche er sich nun getrieben sieht. Sie ist nicht seine Wahl, sie ist sein Geschick.

Wenn er aber seine Sache durchführte, so lag darin ein großes Ereignis nicht allein für ihn und seinen Staat, sondern für Europa.

War nur etwas davon gegründet, was von den alle Unabhängigkeit anderer gefährdenden Absichten Frankreichs oder von den Besorgnissen für die Freiheit des Kontinents und der See gesagt wurde, die aus der Verbindung von England und Österreich hervorgegangen, so konnte es nur zum allgemeinen Vorteile gereichen, wenn sich zwischen ihnen eine neue Macht erhob, deren eigenes, gleichsam eingeborenes Interesse sie darauf hinwies, weder mit der einen noch mit der anderen sich zu vereinigen. Ein selbständiges Preußen mußte dazu beitragen, eine allgemeine Parteiung zu verhüten und zuletzt dem freien Bestehen eines jeden zustatten kommen[1].

Wir sahen soeben, wie diese Politik, sogleich als sie zuerst ins Bewußtsein trat, dem vornehmsten Feinde, mit dem man in einem Kampfe auf Tod und Leben begriffen schien, zur Rettung diente.

---

[1] Das ist der Grundgedanke und die Wirkung der Bündnispolitik Bismarcks nach 1871. Vgl. das Nachwort am Schlusse dieses Bandes.

Hätte sich Österreich den Bedingungen der Franzosen unterwerfen müssen, so würde es vielleicht bestanden haben, aber nicht als wahrhaft unabhängige, auf eigener Schwerkraft beruhende Macht. Daß Preußen in einem entscheidenden Augenblicke seine Waffen zurückzog, gab ihm Zeit, wieder Kräfte zu sammeln. Der englische Gesandte vergleicht Friedrich in Beziehung zu Österreich mit Achilles, dessen Speer verwunde, aber auch heile.

Erstes Kapitel.

Reichstag in Ungarn. Franzosen und Bayern in Böhmen.

Wenn wir sahen, daß es in dem Augenblicke der größten Gefahr doch zu den Anfällen nicht kam, welche die österreichische Macht auf immer hätten verderben können, so haben wir hinzuzufügen, daß sich in eben demselben — denn die großen Krisen der Staaten pflegen das Innere und das Äußere zu umfassen — zugleich eine Kraftentwicklung von innen her erhob, die zum Widerstand fähig machte und den Angelegenheiten noch einmal eine andere Gestalt geben sollte.

Man denkt sich oft, durch das Unglück ihrer Königin gerührt, habe die Nation der Ungarn mit unbedingter Hingebung zu den Waffen gegriffen; so einfach aber gingen diese Dinge bei weitem nicht, diese Hingebung ward erst durch Zugeständnisse der wichtigsten Art erworben.

So stand es allerdings schon an sich nicht mehr wie 37 Jahre früher, als ein anderer Kurfürst von Bayern, ebenfalls mit französischer Hilfe, gegen Wien vordrang und zugleich im Einverständnis mit ihm das mächtige Heer der Mißvergnügten im Trentschiner Komitat erschien, um jenem bei Wien die Hand zu bieten; noch ein paar Jahre länger schwankten die ungarischen Angelegenheiten zwischen Unterwerfung durch die alleinige Gewalt der Waffen und offener Losreißung, dann aber hatte sich eine durchgreifende Veränderung angebahnt. Wenn wir die Ereignisse richtig würdigen, so beruht alles darauf, daß unter Kaiser Joseph I. die Anhänger von Österreich, zum Reichtag versammelt, Beschlüsse fassen durften, die der alten Reichsfreiheit günstig waren; hierauf söhnten sich auch die Häupter der Mißvergnügten, ohnehin in einen unhaltbaren Zustand geraten, mit diesen und dem Hofe aus. Von dem größten Einflusse waren Persönlichkeiten wie Nikolaus Palffy und Alexander Karolyi, die sich untereinander verständigten und deren Verfahren für tausend andere zur Richtschnur diente; doch wäre nichts erreicht worden, hätte man nicht zugleich die Formen und Bedingungen der Re-

gierung festzustellen gesucht: der Hof leistete darauf Verzicht, Ungarn zu regieren wie die übrigen Erblande.

Doch waren die Streitigkeiten noch keineswegs geschlichtet; jener Widerstreit zwischen der höchsten Staatsgewalt und den provinziellen Gerechtsamen, welcher die österreichische Monarchie überhaupt in Bewegung setzte, war in Ungarn in vollem Gange, als Maria Theresia im Mai des Jahres 1741 ihren ersten Reichstag eröffnete.

Man darf es nicht so ganz als ihren freien Willen ansehen, wenn sie noch vor ihrer Krönung zur Ernennung eines Palatins, die einige Zeit daher unterlassen worden war, die nötigen Schritte tat; besonders die zweite Tafel des Reichstages machte dies zur unumgänglichen Bedingung.

Eine andere, noch tiefer greifende Vorbedingung bildete die Versicherung der Privilegien, welche die Stände nicht allein, wie sie hergebracht war, festhielten, sondern durch neue Zusätze zu erweitern beabsichtigten. Die Königin sagte, sie habe das Reich als Fideikommis inne, und wie sie die königliche Gewalt empfangen, so müsse sie dieselbe ihren Nachkommen überliefern. Die Stände erwiderten: auf diese Weise würde eine einzige Gewalttat über alle Zukunft entscheiden, und behaupteten die Unverjährbarkeit ihrer Rechte. Der unmittelbaren Annahme eines großen Teiles ihrer Forderungen konnte die Königin nur dadurch entgehen, daß sie die Erledigung derselben auf die folgenden Beratungen des Reichstages verschob; aber man kam zuweilen sehr hart aneinander, z. B. noch am 24. Juni; von Stunde zu Stunde ward der Gang der Debatten nach Hofe berichtet; die Königin empfing die letzte Deputation mit dem gemischten Ausdruck von Gnade und Betrübnis; nicht ohne langes Widerstreben und nur, um keinen Aufschub zu veranlassen, erst um 9 Uhr abends hat sie das Diplom unterzeichnet.

Den nächsten Tag ward sie gekrönt. Sie erschien in einem offenen Wagen, mit unbedecktem Haupt, blaß und bewegt. Der Empfang, der ihr zuteil wurde, war jedoch bei weitem herzlicher, als sie erwartete; das Frohlocken und Jauchzen einer zahllosen Volksmenge erwärmte wieder ihr Herz und färbte ihre Wangen. Die Ungarn freuten sich ihres Anblickes, wie sie, mit der Krone des heiligen Stephan auf dem Haupt, als ihr König und ihre Herrin, denn diesen Titel gaben sie ihr, daherschritt, von den Magnaten in altväterischer Pracht umgeben, oder wie sie auf dem Königsberg das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden hin zückte und alsdann auf ihrem nach ungarischer

Sitte reichgeschmückten Roß sicher und voll ruhiger Anmut herabkam; sie selber fand Geschmack an den glänzenden Zeremonien; doch dürfte man auch diesen Tag nicht ohne bittere Empfindung glauben.

Ihrem Gemahl, den die Königin als den Genossen, wenn nicht der Macht, doch der Ehre zu betrachten liebte, und dem die Ungarn absichtlich zu bemerken gaben, daß er ihnen wenig gelte, war auch bei diesen Feierlichkeiten nicht eine Teilnahme, wie er sie wünschte, gewährt worden; er würde sich an diesem Tage entfernt haben, hätte er nicht den schlechten Eindruck vermeiden wollen, den das bei der Menge gemacht haben würde.

Hierauf begannen nun erst die schwierigen und nicht selten widerwärtigen Geschäfte des Reichstages.

Die Ungarn forderten vollkommene Herstellung der alten Verfassung unter der hergebrachten Autorität der großen Reichsämter; Teilnahme derselben an den auswärtigen Geschäften, insofern sie Ungarn angingen; Entfernung aller Ausländer von jedem Amt, jedem Benefizium im Reiche; genug, eine ständische Unabhängigkeit, wie sie vor dem Eintritt des Hauses Österreich bestanden, nur mit Ausnahme jener Satzung des Königs Andreas. Dabei war das Donativ, das sie bewilligten, keineswegs ein sehr freigebiges; die Herrschaft über ihre Bauern waren sie gesonnen ausschließend festzuhalten.

Maria Theresia suchte diese Ansprüche entweder zu vermeiden oder zu ermäßigen; aber wie oft sind ihre Antworten mit Murren, ja mit Lachen empfangen worden, man hat ihr satirische Blätter in die Hand gebracht, in denen des Widerspruchs zwischen ihren Versprechungen und Handlungen gespottet wurde; an der zweiten Tafel bildete sich eine systematische Opposition aus, an deren Spitze einige furchtlose und der alten Rechte kundige Männer standen, auf die kein persönlicher Einfluß ausgeübt werden konnte.

Das war in denselben Tagen, als Bayern und Franzosen in Österreich vordrangen und Wien gegen sie befestigt wurde. Das Ministerium war ratlos und entzweit; die älteren Mitglieder machten den jüngeren ihre unbedachten Ratschläge, diese jenen ihren Mangel an Entschlossenheit zum Vorwurf; ein jeder fühlte sich persönlich gekränkt, verstimmt über sich selbst, beängstigt; wer sie früher gekannt hatte und jetzt nach Preßburg kam, erstaunte, wenn er den Verfall ihrer Gesichtszüge und ihrer Erscheinung bemerkte.

In der Tat, das ganze System, das bisher verfolgt worden, war

am Ende und mußte aufgegeben werden; dem Abkommen mit Preußen zur Seite mußten noch andere Maßregeln, die nicht viel weniger auf sich hatten, in bezug auf Ungarn ergriffen werden. „Ich bin eine arme Königin", hat Maria Theresia eines Tages gesagt, „aber ich habe das Herz eines Königs." Sie bezwang sich nicht allein, um mitten in der Not ungebeugt und standhaft zu erscheinen, sie hatte auch den geistigen Mut, die Bahn ihrer Altvordern zu verlassen und wie auch außen so nach innen eine andere Politik zu versuchen.

Da es nun einmal unmöglich war, die Ungarn zu regieren, wie es bisher geschehen, mit einer die Nation zugleich niederdrückenden und durch Mißtrauen und Halbheit in steter Aufregung erhaltenden Gewalt, so faßte die Königin den Entschluß, ihnen zu bewilligen, was sie verlangten, und besonders in der einen Sache, auf welche es ihnen ankam, ein vollkommenes Vertrauen zu beweisen.

Bisher hatte die österreichische Regierung, in Erinnerung an widrige Begebenheiten der früheren Zeit, noch immer Bedenken getragen, den Ungarn die Waffen in die Hände zu geben; eben dies verstimmte die Nation, die es der einseitigen Abneigung einzelner Minister zuschrieb. Jetzt aber hob die Bedrängnis, in der man war, jede Rücksicht auf. Am 11. September beschied die Königin die Stände vor sich, um, da sie von allen verlassen sei, ihre Zuflucht zu ihnen zu nehmen, wie ihre Worte lauten, „zu der alten Treue und Tapferkeit der Ungarn, ihre Person, ihre Kinder ihnen anzuvertrauen". Als sie der Kinder erwähnte, brachen ihre Tränen hervor, und sie bedeckte ihr Gesicht. Ihr Begehren traf mit dem, was die Ungarn selber wünschten, zusammen, ihrer Liebe zu den Waffen und ihrem Stolze, und als sich bei den ersten tröstenden und verheißenden Zusagen, die der Primas des Reiches ihr gab, ihre schönen Züge, die noch die Spur der erduldeten Leiden trugen, durch einen Strahl der Hoffnung erheiterten, entstand eine unbeschreibliche Bewegung unter ihnen; in den rossebändigenden und freiheitliebenden Natursöhnen erwachten alle die Gefühle von Treue und Tapferkeit, welche sie heraufbeschwor; mit einer Stimme riefen sie, daß ihr Blut und ihr Leben ihr gewidmet sei. Die deutschen Minister verwünschend, in deren Mienen sie Mißvergnügen und Ungunst zu lesen geglaubt hatten, begaben sie sich in das Ständehaus, wo sie auf einen Vorschlag des Palatins und des Hofrichters, welche die Bedrängnis und die Stimmung der Königin ausführlicher schil-

derten, ohne lange Beratung mit beistimmendem Geräusch und Zuruf ein allgemeines Aufgebot beschlossen.

Die Königin hatte besonders die Frauen für sich, denen sie gern Gehör gab und die Rücksicht gewährte, die sie wünschten — auch die geringste Edelfrau ward geehrt —; man kennt die Macht, welche die Frauen in Ungarn wie in Polen ausüben. Unter den Ständen schlossen sich ihr am meisten die Magnaten an: namentlich Johann Palffy, der vor vielen Jahren schon an der ersten Aussöhnung mit den Mißvergnügten teilgehabt hatte und jetzt zum Palatin ernannt war; die Königin würdigte ihn ihres vertrauten Umgangs, ließ ihm einen Stuhl reichen, wenn er erschien, denn schon war er hoch bei Jahren, holte seinen Rat ein und befolgte denselben; ferner die Esterhazy und Erdödy, die in den höchsten geistlichen und weltlichen Würden standen. Durch diese ward nun auch, wiewohl nicht ohne Widerspruch, die Mitregentschaft des Herzogs von Lothringen durchgesetzt. Am 21. September stellte ihn die Königin den Ständen vor, und in ihrer Gegenwart leistete er den Eid. Seine Rede, die er mit denselben Worten der Hingebung, Blut und Leben für die Königin, schloß, ward mit tumultuarischen Vivats erwidert. Indem ließ die Königin die Frucht ihrer Ehe, den vor kurzem so schmerzlich vermißten Erben, Erzherzog Joseph, herbeibringen, um ihn den versammelten Ständen zu zeigen. Die Gouvernante hob das Kind hoch empor, so daß es von allen gesehen ward. Die Vivats erneuten sich, und alles drängte sich herbei, die kleinen Hände zu küssen.

Wohl war indes auch ein Schreiben Karl Alberts eingelaufen, worin er sein Erbrecht geltend machte und wider die Krönung Einspruch tat; allein das Selbstgefühl der Ungarn ward durch seine Anmutungen vielmehr beleidigt, da die erbliche Krone durch ihren freien Willen dem Hause Österreich auch in dessen weiblicher Deszendenz übertragen worden sei.

Dabei aber blieb es trotz dem allen, oder vielmehr es war die Bedingung davon, daß die konstitutionellen Zugeständnisse gewährt werden mußten. Die Königin mußte wirklich zusagen, die inneren und äußeren Geschäfte des Reiches nur Eingeborenen anvertrauen zu wollen, Ungarn als das vornehmste ihrer Reiche anerkennen, die Erklärung geben, daß sie Siebenbürgen nur als Königin von Ungarn besitze, die Freiheit nicht allein der Edelleute, sondern auch ihres Grund und Bodens von der Kontributionspflicht aussprechen, und wie die anderen Artikel weiter lauten; wenn man die Texte der Gesetze vergleicht, so sieht man wohl,

wieviel es ihr gekostet hat: nur geringe Abweichungen wurden ihr gestattet.

Aber anders ward es nun nicht: eben dies gehörte dazu, um das Zutrauen der Nation zu gewinnen, sie in die Waffen zu bringen. Während der Verhandlungen, die sich bis gegen Ende Oktober fortzogen, haben die Abgeordneten der Edelleute oft erklärt, daß sie in ihren Gespannschaften nichts ausrichten würden, wenn sie nicht die gewünschten Zugeständnisse zurückbrächten. Noch waren sie auch mit dem, was sie erreichten, nicht zufrieden; denn wirkliche Vorteile seien nur den Magnaten und der Geistlichkeit zuteil geworden. Wenigstens konnten die Protestanten sich keiner Begünstigung rühmen, ihre Anträge wurden schroff zurückgewiesen.

Wie von Grund aus entgegengesetzt ist doch dieses ungarische Ereignis dem schlesischen. Für das Haus Österreich gehören sie aber beide zusammen. Die Abtretung von Schlesien und die Freiheiten der Ungarn sind der Preis, welchen dieses Haus einsetzte, um sich vor der Invasion der Bourbonen und ihrer Verbündeten zu retten.

Hierauf sammelte sich wieder eine Kraft des Widerstandes im Angesicht der eingedrungenen Feinde.

Jetzt hatten diese ihren Weg sämtlich nach Böhmen genommen. Gegen Ende Oktober führte Graf Törring die Bayern von Krems nach Budweis; am 1. November überschritt der Kurfürst mit den Franzosen die Donau und schlug denselben Weg ein. Indessen rückten zwei andere Truppenkorps, ein französisches und ein bayerisches, von der Oberpfalz in Böhmen ein; sie waren am 6. November in Pilsen. Von einer dritten Seite her überstiegen am 9. die Sachsen in verschiedenen Kolonnen das sächsische Gebirge und zogen die Elbe aufwärts gegen Prag.

Böhmen selbst war nicht eben besser zum Widerstand gerüstet als Österreich, aber eine ganz andere Kriegsmacht konnte die Königin jetzt an den mährisch-böhmischen Grenzen dem Feind entgegenstellen als einen Monat früher an der Donau.

Neipperg nahm seinen Weg, von Schlesien kommend, über Olmütz nach Znaim; diesem schlossen sich die zerstreuten Abteilungen an, zuerst Browne, dann einige aus Schlesien vor der Übermacht zurückweichende Regimenter unter dem Fürsten von Lobkowitz. Die in eifriger Rüstung begriffenen Ungarn gewährten schon einige Unterstützung, so daß sich der Großherzog mit vieler Zuversicht — auch die Königin zeigte wieder „ein freudiges Herz" — zu Neipperg begeben konnte. Die zur Verteidi-

gung von Wien von allen Seiten zusammengezogenen und in diesen Platz geworfenen Truppen, bei denen einige niederungarische Scharen, bekamen freie Hand. Man hatte den resoluten Gedanken gefaßt, Italien für einen Augenblick sich selber zu überlassen und den größten Teil der dortigen Regimenter über die Alpen zurückzuführen, so daß sie mit den von Wien ins Feld rückenden Truppen zusammen ein sehr stattliches Heer bilden konnten.

Es ist augenscheinlich, wie so ganz die militärisch-politische Lage der Dinge hierdurch umgestaltet ward.

Schon kam es weniger darauf an, die Belagerung von Prag zu unternehmen, die, wenn sie nicht sofort gelang, sogar verderblich werden konnte, als Oberösterreich und die in Besitz genommenen Kreise von Böhmen zu befestigen. Von jeher war die Gebirgslandschaft an der oberen Moldau, wo die drei Lande Österreich, Böhmen und Bayern miteinander grenzen, zunächst unter dem Kamme des Böhmer Waldes, von großer Wichtigkeit für die gegenseitigen Verhältnisse derselben gewesen. Hier hatte einer der geistvollsten Männer, die in Böhmen jemals regiert haben, Przemysl Ottokar II., Budweis zur Vormauer gegen die beiden anderen damals verbundenen Landschaften errichtet, und die Stadt war jetzt ohne Widerstand in die Hände Karl Alberts gefallen. Man muß diesem Fürsten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bemerken, daß ihm die eingetretene Veränderung nicht entging; da die Österreicher den größten Teil ihrer Kräfte eben in der Nähe, an der mährisch-böhmischen Grenze, versammelten, so faßte er die Absicht, die bei Pilsen angelangten Truppenteile an sich zu ziehen und mit ihnen vereinigt den großen strategischen Vorteil zu behaupten, den er gewonnen hatte. In diesem Sinne erließ er einen Befehl an diese Armee.

Wie unglücklich ist aber ein kriegführender Fürst, der nicht mit eigenen Kräften zu handeln vermag! Karl Albert war durch ein Diplom Ludwigs XV., wie berührt, mit dem Oberbefehl über die gesamten Truppen betraut. So ernstlich aber, wie er dachte, war dies nicht gemeint gewesen.

Als die Order des Oberbefehlshabers eintraf, hielten sich die Generale, die jene Abteilung anführten, für berechtigt, erst zu überlegen, ob sie ihr auch zu gehorchen hätten; die vornehmsten von ihnen gaben Gutachten, dann ward ein zahlreich besuchter Kriegsrat gehalten. Sollten sie aber den Angriff auf Prag aufgeben, dessen Erfolg sie für unfehlbar hielten, um einen peinlichen Marsch im Angesicht eines nahen Feindes auszuführen?

Dies hätte sogar mit dem von Versailles erhaltenen Auftrag in Widerspruch gestanden; die Eroberung von Prag war das vornehmste Ziel jener großen Kriegspläne, welche Fleury in seinem Kabinett entworfen hatte. Sie beschlossen, dem Oberbefehlshaber nicht zu gehorchen, und luden ihn vielmehr ein, seinen Weg fortzusetzen wie sie, an dem Angriff auf Prag mit ihnen teilzunehmen. Karl Albert war ein Mann von Fähigkeit und Verstand, aber er liebte, beraten zu werden; Charakterstärke besaß er nicht; auch hätte er in seiner Stellung kaum die Kraft entwickeln können, die dazu gehörte, um einem Beschluß der ihm beigegebenen Generale Widerstand zu leisten. Am 21. November vereinigte er sich zu Horzelitz mit eben denen, die seinen Befehlen zu gehorchen verschmäht. Er hielt sich wenigstens versichert, daß der Marquis von Leuville, den er in Budweis zurückgelassen, nicht ohne ihn noch besonders auf die Wichtigkeit des Platzes aufmerksam zu machen, und der Graf Törring, der sich bei Wessely so vorteilhaft aufgestellt hatte, daß man dafür hielt, sein Lager lasse sich ohne viel Mühe bis zu einer unüberwindlichen Haltbarkeit bringen, diese Positionen behaupten würden. Allein der Ungehorsam hat etwas Ansteckendes, sowie er einmal nicht gestraft worden ist. Auch diese Generale hielten das Urteil des Kurfürsten für unrichtig. Sie fanden ihre Aufstellung nicht so stark, wie er wohl denke, zumal wenn die Luschnitz nicht durch Regengüsse angeschwellt sei wie die Tage vorher, und den Feind vor ihnen viel zu überlegen, um demselben die Spitze zu bieten. Sie beschlossen, dem Kurfürsten nachzufolgen, und schlugen ebenfalls über Pisek und Mirowitz den Weg nach Prag ein. Der Kurfürst, statt sie zu tadeln, ersuchte sie nur, so rasch wie möglich herbeizukommen.

Hierauf konnte sich nun die österreichische Armee unverhindert in diesen oberen Landschaften ausbreiten; vielleicht darf man die strategische Auffassung, in deren Folge dies geschah, dem erprobten Talente Neippergs, der beim Großherzog alles galt, zuschreiben. Und schon waren die Österreicher jetzt stark genug — nach der geringsten Schätzung 36 000, nach einer anderen 44 000 Mann — um noch eine ansehnliche Abteilung in die Nähe von Prag zu schicken.

In welche Lage wäre die verbündete Armee geraten, wenn sie, noch ohne sich Prags bemeistert zu haben, hier im offenen Felde einen Nachteil erlitten hätte? Man behauptet, der Großherzog habe den Befehl der Königin gehabt, die Hauptstadt von Böhmen um jeden Preis zu entsetzen.

In einem Kriegsrat der Verbündeten ward diese Gefahr erwogen, doch machte sich die alte Unentschlossenheit aufs neue Platz. Zum Glück für sie war der Marschall Belleisle, wenngleich noch nicht im Lager, aber doch in der Nähe, in Dresden angekommen; kriegerische Einsicht und die Autorität seiner Stellung vereinigten sich in ihm; seine Aufforderungen gaben dem Plan, unverzüglich einen Versuch auf Prag zu machen, das Übergewicht. „Das Übel", sagte er, „war dringend, eine Operation notwendig; im Kriege gelingen gerade die schwierigsten Dinge am leichtesten, wenn sie mit Mut und Eifer angegriffen werden."

In der Nacht vom 25. zum 26. November schritt man dazu, eine Überraschung von Prag zu versuchen, wie eine solche vor kurzem in Glogau so glücklich gelungen war.

Einige Stunden lang wußten die Verbündeten auf der Kleinseite die Aufmerksamkeit der Verteidiger zugleich zu beschäftigen und abzuspannen. Erst gegen Morgen, als der Gouverneur Oglivy sich entfernt, auch die Bürger und Studenten, welche schon in den letzten Nächten gewacht, nach Hause gegangen waren, geschah der Angriff. Es waren zwei Söhne des Königs August von Polen, der Graf von Sachsen, Moritz, und der Graf Rutowsky, welche denselben mit wetteifernder Tapferkeit ausführten, jener an der Spitze der Franzosen, dieser an der Spitze der Sachsen von der anderen Seite. Die Sache gelang so wie bei Glogau, doch ward die Umwallung von Prag mit Sturmleitern erstiegen und den Eindringenden ein etwas stärkerer Widerstand entgegengesetzt. Der Gouverneur gab sich gefangen.

Ein großer und glücklicher Schlag, durch welchen die Armee der Verbündeten fürs erste aus ihren Verlegenheiten gerettet wurde, sie fand Obdach und Nahrung. Im Besitz der Hauptstadt konnte man sich Herr des Königreiches dünken.

Wäre es bloß auf die Stimmung der Böhmen angekommen, so hätte Karl Albert einige Aussicht für sich gehabt. Bei seinem ersten Vorrücken ist ihm an vielen Stellen das Landvolk entgegengezogen, die Priester mit Weihwasser und Kreuz an der Spitze, um ihn als ihren künftigen Herrn demütig zu begrüßen; zur Erbhuldigung, die am 19. Dezember stattfand, stellten sich die Stände des Reiches in ansehnlicher Zahl ein; eine Hofdeputation unter dem Vorsitz des Grafen Kollowrat führte im Namen des neuen Königs die Regierung. Manche freilich hielten sich fern, alle waren durch die Anwesenheit der Franzosen und deren Forderungen unter ihrer eigenen Autorität verstimmt.

Die eigentliche Entscheidung aber lag in den großen militärischen Verhältnissen.

Nach einem Beschlusse des versammelten Kriegsrates nahm das österreichische Heer Kantonierungsquartiere in jenen Gebirgslandschaften und Hochebenen von Strakonitz bis Tabor und Tein hin. Man hielt dies in Prag für Furcht, tadelte es auch zu Wien am Hofe und in der Stadt sehr lebhaft, aber ohne Zweifel war es das beste, was unter den obwaltenden Umständen geschehen konnte.

Eine ansehnliche Abteilung der Franzosen und Bayern unter Törring und Aubigné machten nur einen vergeblichen Versuch, hier wieder einzudringen und sich der verlorenen Plätze zu bemächtigen. Vor ihren Augen verstärkte der Großherzog Budweis, zu nicht geringer Genugtuung der Königin, die eben dies vor allen Dingen wünschte, und wußte es zu behaupten. Die verbündeten Truppen wurden nach Pisek zurückgedrängt, wo sie sehr zufrieden waren, nicht energischer angegriffen zu werden.

Dadurch geschah nun aber, daß sie von ihrer Verbindung mit Oberösterreich abgeschnitten wurden, was um so mehr bedeutete, da soeben noch eine neue Armee an der Donau erschien.

Die aus Italien zurückberufenen Regimenter vereinigten sich bei Waidhofen an der Ips mit den Khevenhüllerschen Truppen zu einem Heer von ungefähr 20000 Mann. Ludwig André Graf Khevenhüller, ein Enkel des geschichtkundigen Diplomaten, dem wir die ferdinandeischen Annalen verdanken, war ein gelehrter Kriegsmann, der über den Dienst zu Fuß und zu Pferd geschrieben hat: aber zugleich von dem größten Talent wie für die innere Anordnung einer Armee, wo er selbst das vielzüngige Geschwätz verfolgte, so für die Heerführung. Er erwarb sich ein Verdienst, das für den damaligen Zustand der österreichischen Macht eben das notwendigste war: er wußte die regelmäßige Kriegsmacht mit den irregulären Truppen, die aus Ungarn kamen, auf das wirksamste zu verbinden. Unter ihm erschienen zuerst wieder jene halbwilden Scharen in dem mittleren Europa, die sich im Kampfe mit Räubern und Heiducken gebildet; er wußte die Panduren und Husaren nicht etwa zu bändigen, aber für die großen Operationen zu benutzen; die Bewegungen seiner leichten Truppen und die Stellungen seiner Infanterie griffen auf das trefflichste zusammen. In den letzten Tagen des Jahres überschritt er die Ens. Ich finde eine Schilderung, wie die Husaren, ihre Pferde mit dem Laut ihrer Stimme antreibend, gleichsam noch vor dem Staube, den der Huf erregt, die Feinde erreichen, sich vor den

ersten Kugeln derselben hinter den Nacken ihrer Rosse schützen, darauf aber sich hoch erheben, und mit dem Schwert, das sie eben noch zwischen den Zähnen getragen, furchtbar und unwiderstehlich einhauen. Diesem wilden Anfall gegenüber konnten die Franzosen das Feld nicht behaupten; sie zogen sich nach dem einigermaßen festen Linz zurück. In Wien, wohin der Hof zurückgekehrt war, trafen eben am Neujahrstag 1742, in der Mittagsstunde, die Kuriere ein, welche den glücklichen Erfolg meldeten: die erste gute Nachricht, die seit langer Zeit eingetroffen war. Aber entscheidend war erst, daß General Bernclau sich am 7. Januar jenes Schärding bemächtigte, wo einst alle Anstalten zum Angriff auf Österreich gemacht wurden, und das jetzt den Weg nach München öffnete. In Ermangelung anderer Truppen bot die plötzlich überraschte bayerische Regierung ihre Landfahnen auf. Einer der berufensten Parteigänger, des Namens Menzel, erklärte, der wohlbestellte Kriegsstaat Ihrer Majestät der Königin könne solche Leute als keine Miliz anerkennen: würden sich die Insassen von Bayern nicht nach ihrem Zivilstand aufführen, so würden sie Feuer und Schwert zu ihrer Belohnung haben.

Indem Karl Albert von Prag nach Frankfurt reiste, um der böhmischen auch die kaiserliche Krone hinzuzufügen, erfüllte sich sein Erbland mit Gewalttat, Schrecken und Flucht.

Daß die Franzosen ihn aus dieser Bedrängnis nicht erretten konnten, leuchtete ein. Karl Albert wandte sich an den König von Preußen. In eigenhändigen Briefen, die nicht dringender sein konnten, fordert er ihn auf, ihn in dieser Gefahr nicht zugrunde richten, das Werk, an das er Hand angelegt, nicht wieder zerstören zu lassen.

Die große Frage war, ob Friedrich darauf eingehen, ob er seine Feindseligkeiten gegen Österreich wieder erneuern würde; aller Augen wandten sich auf ihn und sein Kriegsheer.

Zweites Kapitel.

Friedrich II. in Mähren.

Bei der Verabredung, durch welche der Krieg zwischen Österreich und Preußen unterbrochen worden war, bildete, wie wir sahen, die Geheimhaltung derselben für Friedrich eine der wesentlichsten Bedingungen, wie er sie denn auch als solche aufgestellt hatte.

Nun war aber diese Bedingung keinen Augenblick beobachtet worden.

Aus einem Schreiben des Reichshofrats Knorr an den Herzog von Braunschweig vom 18. Oktober 1741 sehen wir, daß derselbe damals bereits davon wußte und kein Bedenken trug, davon Mitteilung zu machen. Der Hofkanzler Sinzendorf sprach davon als von einem Geheimnis, aber er sprach davon.

Man hat zwar gesagt, das Geheimnis zu halten sei in diesem Fall unmöglich gewesen, die Vögel in der Luft würden es weiter getragen haben; und gewiß unmöglich ist es, unverbürgte Gerüchte zu verhüten, die Frage ist nur, ob sie eine offizielle Bestätigung erhalten. Friedrich ließ in seiner Nähe keine Ahnung von demselben aufkommen. Es mochte unabsichtlich sein, daß sich die Nachricht gar bald auf den vornehmsten Sammelplätzen des damaligen diplomatischen Verkehrs ausbreitete, z. B. in Frankfurt und im Haag, wo die Anhänger von Österreich mit einer Genugtuung davon sprachen, welche die meisten überzeugte. Aber man müßte sich verblenden, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Abkunft auch absichtlich verkündet worden ist.

Wie die preußischen Interessen Verschwiegenheit forderten, so machten die österreichischen Veröffentlichung wünschenswert; denn dem König kam alles darauf an, jede Entfremdung seiner bisherigen Verbündeten zu vermeiden. Für Österreich lag in dieser Entfremdung ein großer Vorteil. Die Nachricht wurde eben da verbreitet, wo man sich eine Wirkung davon versprach.

Schon am 19. Oktober ging im Feldlager bei Karl Albert ein Schreiben seiner Schwiegermutter, der Kaiserin Amalie, ein, mit der Meldung, daß ein Vertrag zwischen Preußen und der Königin geschlossen sei; sie berief sich dabei auf das Zeugnis des Grafen Sinzendorf. Der Hofkriegsrat machte kein Geheimnis aus einem Tagebuche, worin Tag und Stunde angegeben wurden, in denen Lord Hyndford und Graf Goltz ihre Konferenzen gehalten, sowie aus der Zusammenkunft vom 9. Oktober, bei der der König selbst erschienen war. Und ebensowenig verheimlichte man den Inhalt der Konvention. Der Kurfürst von Bayern empfing einen anderen Brief von der Prinzessin von Longueval, worin mit ausdrücklichen Worten der Scheinbelagerung von Neiße gedacht ward; Neipperg sei beauftragt gewesen, nachzugeben, weil man sonst mit dem König von Preußen nicht zum Ziele kommen würde.

Man deutete an oder sagte geradezu, unter den Umständen, in denen man sei, müsse man diesen Fürsten um jeden Preis gewinnen; später werde es an Gelegenheit nicht fehlen, ihm wieder zu entreißen, was man ihm opfere.

König Friedrich bekam noch sehr bittere Folgen jener seiner Abkunft zu empfinden. Er hatte freilich gesagt, daß er die ganze Sache ableugnen werde, wenn davon die Rede sei, aber es war doch hart, dies tun zu müssen. Seine ganze feindselige Stimmung erwachte aufs neue. Er zweifelte nicht, die wahre Absicht des Wiener Hofes gehe dahin, ihn mit seinen Verbündeten zu entzweien, so gut wie einst bei der Veröffentlichung des von seinen Gesandten eingegebenen Protokolls, und sei immer dahingegangen. Er fühlte sich von jeder weiteren Verpflichtung frei. Sein Gesichtspunkt war, sich durch die Veröffentlichung des Verhältnisses zu Österreich nicht von seinen Verbündeten trennen zu lassen. Wir wiederholen nicht, daß dahin die bewußte Absicht des Hauses Österreich gerichtet gewesen sei, obwohl es von demselben ohne Zweifel gern gesehen worden wäre; aber für den König war es eine Notwendigkeit, es nicht dahin kommen zu lassen. Wollte man doch nicht immer aufs neue die moralischen Anklagen wiederholen! Friedrich gibt einigen Anlaß dazu, denn was die anderen taten, ohne es zu bekennen, spricht er wohl einmal ganz offen aus; die Handlungen selbst wurden durch die großen Verhältnisse bestimmt. Die Geheimhaltung des Vertrages bildete für ihn die Bedingung eines guten Verhältnisses zu den übrigen Verbündeten. Insofern hatte man auf der anderen Seite die Pflicht, das Geheimnis auf das strengste zu beobachten, denn man

konnte wissen, daß er sich zu einer neuen Waffenerhebung entschließen würde.

Außerdem entstand ihm aber auch durch den Gang, den die Dinge nahmen, eine Gefahr, die ihn antrieb, aufs neue in dieselben einzugreifen. Man wird nicht leugnen können, daß von ihm der Beginn des Glückswechsels von Österreich ausgegangen war; denn was die Ungarn anbelangt, so forderten ihre Rüstungen noch immer ein paar Monate Zeit, um einen wirksamen Einfluß zu gewinnen. Allein weder diese noch vollends die Unternehmungen Khevenhüllers lagen in seiner Berechnung; soeben dem vollen Verderben nahe, erschien die Königin nicht allein den eingedrungenen Feinden gewachsen, sondern ihren Nachbarn gefährlich.

In dem ihm bewilligten Besitz durch keinen Frieden gesichert, wie man denn an einen solchen niemals ernstlich Hand angelegt hatte, glaubte Friedrich der Entwicklung dieser Dinge nicht ruhig zusehen, noch die Zeit erwarten zu dürfen, wo Österreich seine Feinde vertrieben, Böhmen mit den Gebirgen, welche Niederschlesien beherrschten, wiedererobert haben und stark genug geworden sein würde, um dieses Land wieder zurückzufordern. Nicht auf einmal, sondern dem Laufe der Ereignisse gemäß entwickelten sich seine Maßregeln, mit denen er einem solchen Erfolg vorzubeugen suchte. Er hatte zur Rettung von Österreich durch seine Abkunft wesentlich beigetragen; von dem wiederkehrenden Glück desselben wollte er nicht seinerseits betroffen werden.

Man würde ihn aber noch nicht verstehen, wenn man glauben wollte, seine Besorgnisse seien allein gegen Österreich gerichtet gewesen; er fühlte sich der Franzosen eigentlich nicht viel sicherer.

Die größte Bedenklichkeit erweckte es ihm, daß der französische Einfluß eben damals in Rußland durchdrang und nach einem kurzen Kriege — wir werden dieser Verhältnisse weiter gedenken — eine rasche Annäherung an Schweden bewirkte. König Friedrich hielt es für sehr möglich, daß Frankreich, das soeben in Dänemark eifrig unterhandelte und mit Polen-Sachsen bereits verbündet war, eine Allianz mit allen nordischen Mächten zustande bringe, welche Preußen jeder selbständigen Einwirkung berauben und es sogar bedrohen würde. Leicht möchte es den Franzosen beikommen, den Schweden den Besitz von Bremen oder Verden wiederzuverschaffen, um Hannover zu bekämpfen; allein damit würden die Ansprüche Schwedens auch an

Pommern sich erneuern; es laufe ganz wider das preußische Interesse. Und wie dann, wenn Fleury den neuen König von Böhmen fallen lasse, wie einst den Stanislaus Leszczynski, und Maria Theresia dahin gebracht werde, sich dieser großen Verbindung anzuschließen? Selbst die Wiederherstellung des französisch-schwedischen Einflusses dürfte sie zugeben, wenn sie ihn nicht zu fürchten brauche. Dem König war es in hohem Grade auffallend, daß der Mann, mit dem er persönlich in dem besten Vernehmen stand und der soeben die Eroberung von Prag entschieden hatte, Marschall Belleisle, von der französischen Armee abberufen und, um denselben zu ersetzen, unter den übrigen Generalen eben derjenige gewählt wurde, der mit ihm, dem König, wie man sich damals noch wohl erinnerte, von Straßburg her ein persönliches Mißverhältnis hatte, der Marschall Broglie.

„Ich fürchte", sagte er, „Broglie soll es dem Kardinal nur leichter machen, seine Verpflichtungen zu brechen. Es ist möglich, daß ich zu mißtrauisch bin, aber kann man das wohl in dieser Welt zu viel sein? Oder darf man irgendeine Vorsicht vernachlässigen, wo es sich um die größten Interessen von Europa handelt?"

Podewils war nicht der Mann, um diese Besorgnisse zu zerstreuen. Er meinte, man müsse im voraus daran denken, der Macht von Frankreich für den Fall, daß sie allgewaltig werden sollte, einen Damm entgegenzusetzen. Man müsse zunächst suchen, Sachsen und Dänemark nicht in die Hand desselben geraten zu lassen, Holland zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts aufrufen, auf keine Weise mit England brechen; bald werde wohl auch der Kurfürst von Bayern der harten Abhängigkeit müde werden, in welcher ihn Frankreich halte.

Man sieht auf beiden Seiten zweifelhaftes Vertrauen, sich auftürmende Gefahren; indem man in ihrer Mitte die selbständige Stellung einzunehmen sucht, auf die alles ankommt, erheben sich — denn mit geheimen Unterhandlungen kommt man nicht zum Ziele — neue, kühnere Ideen für Politik und Kriegführung.

Wie dann, wenn es möglich war, Österreich nicht allein in seinem neuen Siegeslauf aufzuhalten, sondern auch demselben zur Seite eine feste politische Kombination zu gründen und es auf immer ungefährlich zu machen.

Dem Könige von Preußen erhob sich der Gedanke, sich der Ansprüche von Bayern und Sachsen selber tätig anzunehmen, dem einen Mähren, dem anderen Böhmen zu verschaffen und sie dem Hause Österreich auf immer zur Seite zu stellen.

In Kleinschnellendorf war das wenigstens in bezug auf Mähren nicht seine Meinung gewesen; es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, daß er damals ein unabhängiges, mächtiges Österreich für notwendig hielt und es nun doch zu so großen Verlusten zwingen wollte.

Der Unterschied war nicht nur, daß er der Königin außer den übrigen Provinzen auch Oberösterreich, Tirol und Breisgau lassen wollte, sondern hauptsächlich, daß Frankreich nunmehr die Übermacht nicht erlangen konnte, die demselben zuteil geworden wäre, wenn es unter früheren Umständen den Frieden nach seinem Sinne hätte vorschreiben können. Wie die Sachen nunmehr standen, würden die Franzosen nicht allein die großen Fragen entschieden haben: die beiden anderen deutschen Mächte hätten sich nicht als Vasallen von Frankreich gefühlt.

Daß aber dabei auch der eigene Vorteil eine große Rolle spielte, liegt am Tage.

Es hätte dann wenig Schwierigkeiten gemacht, jene Gebiete zu erwerben, von denen die Sicherheit von Niederschlesien abhing, Oberschlesien sowohl wie Glatz, ja noch mehr als dies. In die Abtretung von Glatz hatte Karl Albert gegen eine Zahlung von 400 000 Talern bereits gewilligt, und soeben war Stadt und Grafschaft in preußische Hände gefallen. Überdies aber, welch eine großartige Stellung hätte Preußen eingenommen zwischen diesen durch eine großartige Dienstleistung gewonnenen, von Frankreich losgerissenen, dem Hause Österreich auf immer entgegengesetzten Nachbarn. Friedrich dachte wohl nicht daran, einen weltbeherrschenden Einfluß auszuüben; aber Sicherheit für alle Zukunft hätte er erworben: ein zusammenhaltender Bund der großen Reichsstände unter einem befreundeten Kaiser, jene mitteleuropäische Allianz wäre möglich geworden.

Schon bewegten sich die preußischen Truppen, mit den beiden kriegführenden Teilen im Gegensatz, nach einer neuen Aufstellung vorwärts; Prinz Leopold rückte in Böhmen ein, in offenem Widerspruch mit den Franzosen, nicht ohne einen verdrießlichen und zu Zeiten bitteren Briefwechsel. Der König forderte für seine Truppen, welche solange im Felde gestanden hatten, Winterquartiere in einem noch nicht ausgesogenen Lande.

Kein Zweifel, daß der nämliche Beweggrund auch bei dem Vorrücken der Schwerinschen Abteilung mitwirkte. Das Landvolk in Oberschlesien, von dem wechselnden Kriegsglück besonders betroffen und erschöpft, konnte die Bedürfnisse der Armee nicht mehr befriedigen; es glaubte, fast dem Verderben mit Absicht

gewidmet zu sein, und wäre verzweifelter Entschlüsse fähig gewesen. Schwerin, der sich in seinen Quartieren auch nicht mehr sicher glaubte, wenn etwa der Großherzog, verzweifelnd, bei Prag etwas auszurichten, sich gegen ihn wende, forderte die Erlaubnis, vorwärts zu gehen, als unbedingt notwendig. Merkwürdig, wie der König und sein Feldmarschall in ihren Betrachtungen zusammentrafen. Was dieser von Neiße aus in Vorschlag brachte, dazu gab jener schon von selbst, an dem nämlichen Tage, von Ohlau aus den Befehl. Am 19. Dezember 1741 besetzte Schwerin Troppau, dann stieg er das Gebirge hinab, noch nicht um anzugreifen, aber doch ohne alle Rücksicht auf Österreich; am 27. schlug er sein Hauptquartier in Olmütz auf.

Schwerins Quartiere reichten von Prerau bis Hohenstadt; unfern davon, in Landskron, schlossen sich die des Prinzen Leopold an. Weiteres Vordringen hätte der König in diesem Augenblicke nicht gebilligt; von dem Vorschlag Schwerins, einen Versuch auf Brünn zu machen, das vielleicht zu überraschen gewesen wäre, wollte er nichts hören. Er hatte auch den Prinzen Leopold ausdrücklich angewiesen, sich den schlesischen Grenzen nahe zu halten.

Friedrich dachte sich Mitte Februar zu der Armee zu begeben und dann weitere Entschlüsse zu nehmen; er war — noch in der ersten Hälfte des Januar — eben im Begriff, nach Rheinsberg zu gehen, um eine kurze Zeit der Ruhe zu genießen, als die Nachrichten von dem Vorrücken Khevenhüllers und zugleich die dringenden Aufforderungen Karl Alberts, deren wir gedachten, bei ihm einliefen.

Nicht in unbestimmten Wünschen bewegten sich diese; sie enthielten die Bitte, daß Preußen weiter in Mähren vorrücken und sich in Verbindung mit Franzosen und Sachsen, die unter Polastron und dem Chevalier de Saxe schon eine Richtung dahin genommen hatten, Iglaus bemeistern möchten, um von da aus Niederösterreich zu bedrohen, was eine große Diversion bewirken werde.

Schmettau, der Karl Albert nicht nach Frankfurt begleitet hatte, sondern in den letzten Tagen des Jahres 1741 nach Berlin zurückgekommen war, unterstützte diesen Plan bei dem König mit aller Wärme und Beredsamkeit.

In einer ausführlichen Erörterung — vom 14. Januar 1742 — stellt er vor, um Bayern und die Franzosen in Linz zu retten, gebe es nur ein Mittel, nämlich dieses, daß sich Polastron Iglaus bemächtige: allein würde er das jedoch nicht vermögen. Ent-

schließe sich aber der König, ihn durch Schwerin unterstützen zu lassen, so könne die Sache nicht mißlingen und werde zu den größten Erfolgen führen. Ohne Schwierigkeit könne man ganz Mähren besetzen und sich an den bergigen, mit trefflichen Positionen versehenen Ufern der Iglawa aufstellen, wodurch man Niederösterreich bedrohe und den Großherzog nötige, Budweis zu verlassen, zum Schutze von Wien herbeizueilen.

Eine großartige strategische Berechnung, die dem König um so mehr einleuchtete, da sie mit seinen politischen Ideen zusammentraf. Jung und kriegliebend, wie er war, und auf der Stelle voraussehend, daß sich Dinge daran knüpfen könnten, die er keinem anderen überlassen dürfe, entschloß er sich, und zwar, wie er pflegte, im ersten Augenblick, die Sache nicht allein zu unternehmen, sondern sie auch selber auszuführen. Noch an demselben Tage ließ er die Verbündeten wissen, daß er sich in Person aufmachen wolle, Bayern zu retten und die Dinge in eine vorteilhafte Lage zurückzubringen; dabei verstehe sich jedoch, daß man die vorgeschobenen Sachsen und Franzosen unter seinen Befehl stelle, denn wo der König von Preußen erscheine, da kommandiere er auch; sollte man ihm dies verweigern, so wasche er seine Hände in Unschuld. Schon am 16. Januar, denn für seine Reisen bedurfte er nur weniger Vorbereitung, brach er auf, um sich zur Armee zu begeben.

Und wirklich gewährten ihm die Verbündeten, was er forderte.

Bei seiner Durchreise in Dresden gelang es ihm, den sächsischen Hof für seine Ansicht zu gewinnen. Jene Konferenz mit dem König von Polen, deren er in seiner Geschichte gedenkt, die durch den Anfang der Oper unterbrochen ward, half ihm noch nichts; aber ein Gespräch mit dessen Beichtvater, Guarini, entschied; an Einwendungen, die auf dem Gefühle beruhten, daß das sächsische und das preußische Interesse in sich sehr verschieden seien, fehlte es nicht, aber da doch auch ohne die Preußen an eine Besitznahme von Mähren nicht zu denken war, so drang der Beschluß durch, die sächsischen Truppen zu ihnen stoßen und zunächst wenigstens an der Unternehmung gegen Iglau teilnehmen zu lassen. Auf dem Wege nach Böhmen kam dem König ein französischer Offizier entgegen, welcher die vorläufige Einwilligung des Marschalls von Broglie zur Teilnahme Polastrons an der vorgeschlagenen Bewegung überbrachte. In Prag sah Friedrich den Vorsteher des Verpflegungswesens, v. Sechelles, auf den er als ein Fürst, wie dieser sagt, „von Feuer, Geist und Willen" den größten Eindruck machte und

dessen Geschicklichkeit und Eifer auch ihm eine Anerkennung abgewann, die er aufs lebendigste ausgesprochen hat, und ward mit ihm über die Verpflegung der Sachsen einig. Wie im Sturm hatte er die Beistimmung der Verbündeten davongetragen; am 30. Januar finden wir ihn bei seinen eigenen Truppen in Olmütz, des Sinnes, jenen Kriegszug auszuführen, welchen Bayern gewünscht und Schmettau angeraten.

Seine kühnsten politischen Kombinationen schienen sich im Fluge zu erfüllen.

Da er die Franzosen in Böhmen nicht so stark fand, wie er geglaubt hatte, da er jetzt Mähren, welches der sächsische Hof zu erwerben gedachte, in seine Hände bekam und an die Spitze einer großen Armee trat, so fühlte er, was er eben begehrte, daß er Meister des Krieges und des Friedens sei. Wohin seine Besorgnisse gegangen waren, sieht man aus der Genugtuung, mit der er bemerkt, daß Frankreich trotz aller seiner Macht nun nicht mehr imstande sei, ihn zu hintergehen oder den Frieden auf eine andere Weise zu schließen, als er es billige.

Wollte er aber seinen Vorteil nicht etwa nur dazu benutzen, um seinen besonderen Frieden mit Österreich zu schließen? Kaum war er in Olmütz, so erschien ein Emissar des Großherzogs von Toskana, Pfütschner, ein alter Lehrer desselben, um die abgebrochenen Unterhandlungen in diesem Sinne wieder anzuknüpfen. In der Umgebung des Königs war man der Meinung, er sollte darauf eingehen: denn wer könne, sagte Schwerin, von ihm fordern, daß er Provinzen für andere erobere? Ganz eine andere Gesinnung waltete in Friedrich vor. Für sich war er zufrieden mit Niederschlesien und Glatz, das soeben in seine Hände fiel. Er sagte Pfütschner, er habe, was er brauche, es sei ihm genug, er begehre nichts weiter; aber er zog in Betracht, daß er niemals in ruhigem Besitz davon sein werde, wenn das Haus Österreich zu seiner alten Macht, namentlich wieder zu der Herrschaft über Böhmen und Mähren gelange. In Olmütz war er so wenig der Meinung, wie einst im Lager vor Neiße, Österreich zugrunde zu richten. Den Großherzog ließ er aufmerksam machen, daß das Haus Österreich seinem vollen Ruin entgegengehe, wenn sich die Königin nicht zu einer Abkunft bequeme; denn sie sei ohne alle Verbündete; sie könne nicht mehr auf Rußland zählen infolge der dort soeben eingetretenen Ereignisse; sie müsse selbst einen Angriff der Türkei, auf welche Frankreich seinen Einfluß geltend mache, besorgen. Eine einzige Niederlage könne sie vernichten, er seinerseits wolle das nicht; er habe alle Vorschläge

zurückgewiesen, die ihm in dieser Richtung gemacht worden seien, er stimme dem Kardinal Fleury nicht bei, welcher Österreich aus Deutschland zu verjagen trachte. Er wolle der Königin eher deutsche Provinzen konservieren und selbst einen Teil von Mähren; er habe nichts dagegen, daß das Haus seine italienischen Landschaften und die Niederlande behaupte. Er wünsche ein starkes Österreich, mit dem es sich der Mühe verlohne, in Allianz zu treten; allein zur Nachbarin wolle er die Königin nicht haben, sie müsse Böhmen an Bayern, Oberschlesien und einen Teil von Mähren an Sachsen abgeben; dann würde er in Bund mit ihr treten können. Seine vornehmste Antipathie galt allezeit der Übermacht der Franzosen in Deutschland, was wohl erklärlich ist, da er eben damals die ihm in der Handschrift zugeschickte Darstellung Ludwigs XIV. und seiner Zeit von Voltaire studierte. Mit Sachsen und Bayern vereinigt, mit Österreich verbunden, glaubte er, die Franzosen zurückwerfen zu können. Seine Meinung war, daß die Königin unverzüglich, wie mit ihm, so auch mit Sachsen und Bayern in Unterhandlungen treten müsse, wobei jene Abtretungen die Grundlage zu bilden hatten. Man könnte freilich meinen, das beste Mittel, diese ihm so erwünschte Abtretung zu bewirken, würde gewesen sein, die gewaltige Kriegsmacht, an deren Spitze er stand, gegen Österreich zu wenden. Allein dann würde er diesem selbst die Niederlage beigebracht haben, durch die es hätte vernichtet werden können. Er wollte vielmehr der österreichischen Macht Anlaß geben, sich auf ihre eigenen Füße zu stellen. Wie er im Oktober dem Heer Neippergs freie Hand verschaffte, so versprach er jetzt dem Großherzog, Brünn nicht anzugreifen, welches nach seinem Plan Österreich verbleiben solle; überhaupt, so ließ er ihn wissen, möge er sich wegen seines Feldzuges keine Sorge machen; nur einen geringen Zweck werde er zu erreichen suchen. Es leuchtet doch ein, daß er das gezückte Schwert abermals nicht mit voller Wucht auf dem Feind fallen ließ. Er wünschte mit ihm sich zu pazifizieren, aber auf Bedingungen, die ihm selbst einen sicheren Frieden verschaffen sollten, ohne ihn geradezu mit seinen Verbündeten zu entzweien. Das Geheimnis, über dessen Verletzung er sich energisch und mit gutem Grunde beklagte, wie er denn hier den Brief der Kaiserin Amalie nochmals ausdrücklich erwähnt hat, schärfte er auf das strengste ein, sogar mit der Drohung, wenn es gebrochen werde, die Brandfackel nach Wien zu tragen. So war seine Stellung und sein Plan. Man muß denselben kennen, um seinen Feldzug, der doch eigentlich nur drohen und gefährden,

aber nicht verderben sollte, zu verstehen. Er wollte Österreich zur Annahme der Bedingungen nötigen, die er vorgeschlagen; aber er wollte es nicht zugrunde richten. Auch ließ er durch den englischen Gesandten der Königin sagen: zugrunde richten wolle er sie nicht, aber zu neuen Verlusten werde sie sich nunmehr entschließen müssen. In seinen Anordnungen in bezug auf die innere Verwaltung findet sich die Voraussetzung, daß Böhmen bayerisch bleiben dürfte. Der Kabinettsrat, der in diesen Dingen mit dem König Tag für Tag arbeitete, versichert in seinen Privatbriefen, der ernstliche Wunsch desselben sei dahin gerichtet, eine genaue Freundschaft mit Sachsen aufrechtzuerhalten.

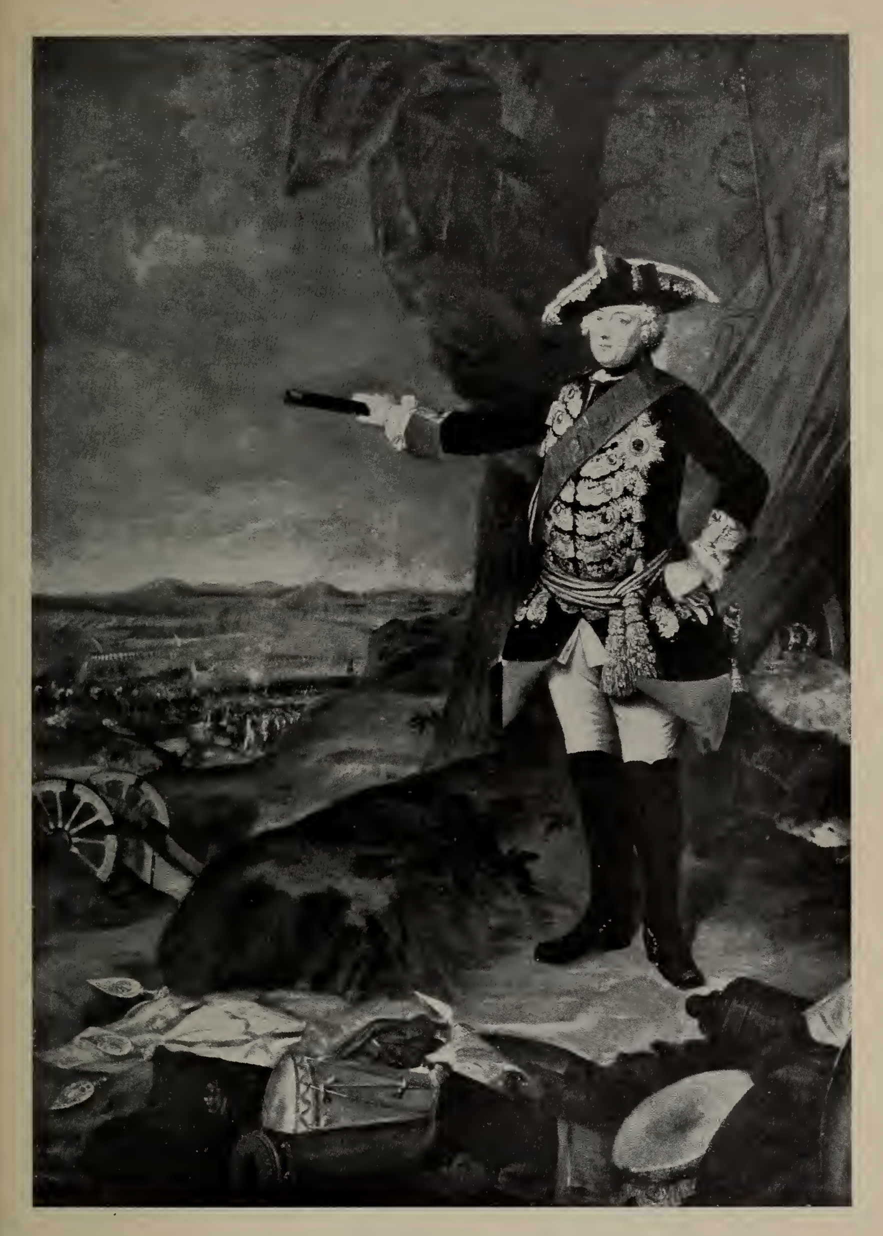
Ein noch ganz anderes Unternehmen als das schlesische, auf eine große Einwirkung über Europa, eine allgemeine Pazifikation im preußischen Sinne hinzielend, aber nun auch um vieles schwieriger, sowohl an sich als besonders darum, weil die Mitwirkung fremder Kräfte dazu erfordert wurde.

Noch vor dem Beginn konnte man das bereits fühlen.

Indem Friedrich auf dem Wege war, die Franzosen, welche in Linz belagert wurden, durch eine Diversion zu retten, hatten sich diese schon genötigt gesehen, den Platz zu räumen. Wie die rasche Bewegung der leichten Reiterei im offenen Feld, so gab die schonungslose Wut der Warasdiner Grenzer bei ihren Anfällen gegen Plätze, die nicht allzufest waren, wie dieser, der Königin einen großen Vorteil. Bald nach Linz fiel auch Passau in die Hände der Österreicher — 24. bis 25. Januar —; bei ihrer Annäherung ward Braunau verlassen, und ohne Rückhalt drangen die Khevenhüllerschen Scharen in dem offenen Bayern vor, dem sie zehnfältig vergalten, was Österreich von dem Kurfürsten gelitten hatte.

Da dergestalt der nächste der Zwecke, die man sich vorgesetzt, nicht mehr zu erreichen war, so meinten die Sachsen bereits, die ganze Unternehmung sei zu unterlassen; Friedrich erwiderte, sie werde darum um so nötiger; Bayern würde sonst völlig in die Hände der Königin geraten und ein neuer Zug französischer Hilfstruppen, den man soeben in Deutschland erwartete, unmöglich werden.

Auch die Franzosen, die im ersten Augenblick nur zu empfinden schienen, daß die Ankunft des Königs sie von dem ihnen sonst bevorstehenden Verderben rettete, bemerkten doch bald, daß er nicht dazu allein gekommen war, sondern seine eigene Politik zu vollführen, ihrem Einfluß das Gleichgewicht in Mitte ihres Bundes zu halten denke. Wenn Polastron sich an den König



Friedrich der Große.
Nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters.

anschloß, so geschah das weniger auf Befehl Broglies, der es vielmehr schon nicht mehr wünschte, als aus eigenem Ermessen, wie denn die Oberhäupter der Franzosen diesem damals im Staat und im Krieg nicht selten folgten.

Eine fernere, nicht geringe Schwierigkeit erblickten die Freunde Friedrichs in der Beschaffenheit des Landes, der Stimmung der Einwohner desselben. Kabinettsrat Eichel, laut eines seiner Briefe, hofft kein Glück in dem bergigen Mähren, das wenig Heerstraßen habe und bei eintretendem Tauwetter im Winter ganz unwegsam werden dürfte, wo das Landvolk ihm tückisch vorkommt; er fürchtet, der Kriegszug könne den zweiten Band der Gefahren von Mollwitz bilden: „Möge Gott das drohende Unheil verhüten."

Wie muß sich der rasche Gedanke des Fürsten, die einen fortreißend, um die anderen sich nicht kümmernd, nur dem eigenen Antriebe folgend, selbstherrisch Bahn machen!

Am 5. Februar setzte sich der König, an der Spitze von 24 Bataillonen und 50 Eskadronen, von Olmütz nach dem inneren Mähren in Bewegung. Er nahm zuerst in verschiedenen Kolonnen, die möglichst in gleicher Linie vorrückten, eine Richtung gegen Brünn, dann aber wandte er sich nach dem rauhen Gebirgsland; so beschwerlich der Marsch war, so sah man ihn immer in heiterm Mut, oft zu Fuß zur Seite seiner Truppen einherschreiten; von diesen entfernten Quartieren wurden Kabinettsorders nach Berlin ausgefertigt, zuweilen über die geringfügigsten Sachen, z. B. von Gurein über eine Angelegenheit des Joachimstalschen Gymnasiums. In Großbitesch vereinigte er sich mit Polastron und den Sachsen.

Die Unternehmung, von der so viel die Rede gewesen, ward hierauf sofort vollzogen, Iglau am 15. Februar ohne Widerstand besetzt; der König stellte sich wirklich, wie er vorgehabt, an der Spitze der Armee von 30 000 Mann Preußen und Sachsen — denn die Franzosen begaben sich zu Broglie zurück — an den Grenzen von Österreich auf. Die Sachsen nahmen ihre Quartiere an der oberen Taya, näher den böhmischen Grenzen, von Teltsch und Datschiz bis nach Vöttau hin; die Preußen tiefer unten, nach den Grenzen von Ungarn, von Znaim bis Kostel und Göding. Schmettau hat damals gesagt, König Friedrich wolle die Königin bekämpfen, wie die Römer Karthago; durch einen Einfall in Österreich wolle er sie nötigen, Bayern zu verlassen. Friedrich hegte, wie er in einem Schreiben an Podewils ausspricht, die Erwartung, daß die Hauptmacht der Königin sich nach Unterösterreich zu-

rückziehen und die Franzosen unter Broglie wieder vorrücken, sich zu seiner Seite aufstellen würden. Er hoffte, in kurzem Budweis wieder in die Hände der Verbündeten kommen, den Fehler, den sie begangen, wieder gutgemacht zu sehen. Er selber in seiner Stellung setzte zugleich Preßburg und Wien in Gefahr; die Ziethenschen Husaren streiften bis Stokerau und Korneuburg; der Schrecken ihres Namens erreichte die Wiener Vorstädte.

In dieser großartigen Stellung konnte der König noch immer die Durchführung seiner Kombination für erreichbar halten. Abgebrochen waren die in Olmütz begonnenen Verhandlungen keineswegs. Auf seinem Marsche waren ihm neue Eröffnungen des Großherzogs zugegangen, die jedoch seinen Vorschlägen nicht entsprachen und von ihm abgelehnt wurden. Aber sollte nicht in der Tat die Königin in der großen Bedrängnis, in der sie war, endlich auf die Idee des Königs eingehen?

Dazu hätte es vielleicht kommen können, wäre sie nicht überzeugt gewesen, daß der König in diesem Augenblick ihr volles Verderben nicht beabsichtige, noch beabsichtigen könne. Denn aus seinem Munde wußte man, daß er den vollständigen Sieg der Allianz, der er angehörte, doch zugleich fürchtete, daß er selbst ein starkes Österreich wiedererstehen zu sehen wünschte. Die Frage betraf jetzt nicht die Existenz selbst, sondern nur das Maß der wiederherzustellenden Macht. Da war nun der König in dem Nachteil, daß er seinen Feldzug nicht mit vollem Eifer, den seine Verbündeten erwarteten, führen mochte, noch führte. Das bedungene Geheimnis wurde ihm jetzt unverbrüchlich gehalten. Zu den Eroberern, welche die Welt mit ihrem Kriegsruhm zu erfüllen streben und nur immer weiter um sich greifen, kann er überhaupt nicht gezählt werden. Sein Karthago, um bei jener Vergleichung zu bleiben, wollte er nicht zerstören. Er gebot seinen Waffen Einhalt, um nur das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Mit der Kombination, die er vorgeschlagen, meinte er es gewiß aufrichtig; nur dadurch glaubte er sich sicherstellen zu können. Um sie durchzuführen, wäre aber ein militärischer Sukzeß nötig gewesen, vor dessen Folgen er selbst zurückschrak.

Dagegen gewann nun die Königin eine selbst in der Idee stärkere Position. Mit dem, was ihr Friedrich zugestand, war sie keineswegs zufrieden; sie wollte nicht bloß Königin von Ungarn sein, sondern auch, wie ihre habsburgischen Vorfahren, von Böhmen. Hier war nicht von Ansprüchen die Rede, die aus früheren Jahrhunderten und Weltverhältnissen stammten, wie sie der König von Preußen in Schlesien geltend gemacht hatte,

noch von einer religiösen Sympathie, die er dort für sich aufrief. hier galt es Erbansprüche der verwandten Häuser, die sich den in der Pragmatischen Sanktion festgesetzten Rechten Maria Theresias entgegensetzten. Dies ihr Recht, welches das Zement des österreichischen Staates bildete, aufrechtzuerhalten, die Monarchie, die ihre Altvordern auf Erbrecht und Politik gegründet erworben, und zugleich die damit verbundene altherkömmliche europäische Stellung war sie entschlossen, wenn auch unter einigen Schmälerungen, doch im ganzen und großen zu behaupten oder, wie die Sachen damals standen, wiederherzustellen. Und darin hatte sie nun die englische Nation auf ihrer Seite. Nicht immer entscheidet das Geld; aber es kann Momente geben, in denen es die Entscheidung hervorbringt. Die Königin befand sich damals in der größten finanziellen Verlegenheit. Ungarn sorgte noch nicht einmal für sich selbst; Österreich war durch die Kriegszüge erschöpft; Böhmen, aus welchem einst der Sold für die Neippergische Armee geflossen, und jetzt auch Mähren, welche noch zuletzt, mit Kärnthen und Steiermark, die vornehmste Last getragen hatten, waren verloren; es hat einen Moment gegeben, wo die Geldnot so hoch anstieg, daß man in Besorgnis war, die Armee werde sich auflösen.

Eben in diesem Augenblick war es, daß die englische Allianz der Königin sich bewährte. Auch von Tirol und von Brüssel traf einige Beihilfe ein, aber die vornehmste Hilfsquelle bildeten 300 000 Pfund, Subsidien, die bisher durch die Mangelhaftigkeit der Transportmittel aufgehalten, endlich anlangten. Die österreichischen Minister, selbst Starhemberg, machten dem englischen Handelsbevollmächtigten Porter, der damals in Wien war, die dankbare Eröffnung, daß dieses Geld das Haus Österreich von dem Verderben errette.

Wenn man aber Geld hatte, so konnte man die Truppen nicht allein zusammenhalten, sondern verstärken; es zeigte sich bald, daß man imstande war, den Feinden nach allen Seiten hin die Stirn zu bieten.

Vornehmlich war das Augenmerk auf Böhmen gerichtet. Khevenhüller hätte gewünscht, seine Truppen nach den vorderen Reichskreisen zu werfen und selbst an den Rhein vorzudringen, aber der Hof sagte ihm, man müsse erst das Kriegsfeuer in den eigenen Landen auslöschen, ehe man es in fremden anzünde. Der Feldmarschall brauchte darum Bayern nicht zu verlassen; es genügte schon, und dazu wies ihn die Königin in den gemessensten Ausdrücken an, daß er einen Teil seiner Truppen, vier Regi-

menter zu Fuß, zwei zu Pferde und 3000 Kroaten, zu der großen Armee in Böhmen stoßen ließ.

Hierdurch und durch anderen Zuzug ward diese instand gesetzt, zur Offensive zu schreiten.

Etwas anderes wäre es gewesen, wenn die Franzosen sich schlagfertig und kampfbegierig gezeigt hätten. Aber sie fürchteten nur immer, daß sich der Sturm des österreichischen Angriffs gegen sie entladen möchte; sie hegten Unwillen über den König von Preußen, daß er sich ihnen nicht beigeselle und ihnen unmittelbar zu Hilfe komme. In dem österreichischen Hauptquartier war man nicht allein an sich überzeugt, sondern auch durch geheime Nachrichten unterrichtet, daß sie nichts Entscheidendes unternehmen würden. Zugleich nahm man eine Wendung gegen die preußisch-sächsischen Stellungen: denn die Ehre schien es zu fordern, daß man sich zunächst gegen den stärkeren Feind wende, der die Hauptstadt bedrohe. So ward, denn weder der Hof noch die Befehlshaber hatten die Sache allein entscheiden wollen, in einem Kriegsrat der Generale der Beschluß gefaßt, eine kleinere Truppenschar, unter Lobkowitz, hier gegen die Franzosen zurückzulassen, mit der größeren aber dem König zu Leibe zu gehen, dem man auch bald von der ungarischen Seite her beizukommen hoffe.

Dergestalt behauptete die österreichische Macht ihr ganze militärische Position und schien zu neuen Unternehmungen fertig; es ließ sich nicht daran denken, daß Maria Theresia auf Anträge, welche ihr eine Abtretung großer Provinzen auflegten, eingegangen wäre.

Man muß sagen, wenn der König mit seinem Kriegszug etwas ausrichten wollte, so hätte er auch zu einem Angriff auf Wien entschlossen sein müssen, sonst konnte seine Diversion nicht die Wirkung haben, die er beabsichtigte.

Durch leichte Anfälle war die Königin nicht zu schrecken. Sie trug kein Bedenken, nachdem das Vertrauen zu den Ungarn einmal hergestellt war, diese selber, was ehedem nie geschehen wäre, als vornehmste Besatzung in die Befestigungen von Wien aufzunehmen.

In der vorliegenden Frage, wie sie sich nunmehr politisch gestaltete, welche die künftige Stellung von Österreich als europäische Macht betraf, war die Königin, wie berührt, wieder stärker als der König.

Der König verfolgte einen Gedanken von umfassender politischer Kombination, jedoch mehr als einen Versuch, nicht mit

allen seinen Kräften, und mehr im Gegensatz mit den Verbündeten als einverstanden mit denselben.

Die Königin war entschlossen, für die Behauptung von Böhmen und Mähren einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Sie hatte Verbündete, die in der vorliegenden Frage ganz mit ihr zusammenhielten. Denn in der Erhaltung von Österreich als einer großen Macht sah England das vornehmste Mittel, das Gleichgewicht auf dem Kontinente zu wahren. So wenig es auch mit eigenen Kriegskräften eingriff, so wichtig war doch die anderweite Hilfe, die es leistete.

Bald neigte sich auch die Entscheidung des Geschicks auf die Seite der Königin. Im Laufe des März bekam der König von Preußen zu empfinden, daß er in diesem Lande nicht der Herr sei.

Vor allem wurden die Grenzen unruhig. Zu seiner Seite regten sich die Ungarn, von ihren Sammelplätzen her, wo eben das Aufgebot, hier genannt Insurrektion, ins Werk gesetzt wurde. Die mährischen Walachen, die sonst nur an den Abhängen des Gebirges friedlich ihre Herden weideten, ließen sich überreden, daß sie für ihre Religion und für ihre Königin streiten müßten, und kamen, sogar mit Kanonen versehen, in die Ebene herab.

Prinz Dietrich von Anhalt erwarb sich das Verdienst, die Ungarn in Göding und Skaliz auseinanderzujagen, in dem ganzen Gebirge das Ansehen der preußischen Waffen wiederherzustellen: indessen aber machte sich der Kommandant des Spielberg, derselbe Roth, der schon in Neiße tapferen Widerstand geleistet, jetzt von Brünn her auf eine sehr unbequeme Weise bemerklich. Der König nahm — seit dem 9. März — eine veränderte Stellung, näher diesem Platze, um den Ausfällen der Garnison ein Ende zu machen, doch ward er fortwährend davon belästigt. Roth trug kein Bedenken, alle Dörfer um das preußische Lager her dem Verderben zu weihen; einst hat der König von dem Schlosse zu Selowitz, wo er sein Hauptquartier genommen, 18 Dörfer im Feuer aufgehen sehen. Zuweilen stieg in ihm ein ironisches Gefühl über sein eigenes Unternehmen auf: zuweilen erschien ihm der Krieg, der Wetteifer der Verwüstung, die er vor sich sah, entsetzlich. Indessen versuchten sich die Truppen Tag für Tag gegeneinander. Von den kleinen Aktionen, welche vorfielen, will ich doch einer gedenken, die für beide Teile charakteristisch ist.

Gegen Brünn heranziehend, wollte General Truchseß, am 13. März, mit dem einen seiner Bataillone in dem offenen Flecken Lösch, der in einem tiefen Grunde zwischen nahen Anhöhen

liegt, Quartier nehmen. Sowie er aber anlangte, erschienen auch herumschwärmende Husaren, saßen ab, drangen in das Dorf und schossen aus den Häusern. Er zog sich nach dem vornehmsten Gehöfte, einem zweistöckigen Wohnhaus mit Wirtschaftsgebäuden und Garten, das man das Schloß nannte, zurück; unverzüglich sah er sich aber auch hier von Feinden umringt, die sich jeden Augenblick mit Kroaten und regelmäßiger Infanterie verstärkten, bis sie, auf 2000 Mann angewachsen, ihn aufforderten, sich zu ergeben, und um ihn dazu zu nötigen, die benachbarten Häuser und die Wirtschaftsgebäude in Brand steckten. Aber die Preußen, eine kleine Schar von 366 Mann, hatten ihrem Führer das Wort verpfändet, mit ihm zu leben und zu sterben, keine Gefangenschaft anzunehmen; als es unmöglich wurde, in dem von Qualm und Ruinen erfüllten Gehöfte auszuhalten, öffneten sie den Torweg, vor dem sich die Hauptmasse der Ungarn gesammelt hatte, und gingen unter dem Kugelregen, der sie empfing, denselben entschlossen entgegen. Ihr Erscheinen bahnte ihnen den Weg; mitten durch ihre Feinde rückten die Preußen vorwärts, bis sie auf einen freien Platz gelangten, wo sie zwar von allen Seiten angegriffen wurden, aber sich auch besser in Ordnung setzen konnten. Indem bald ein Glied, bald ein Peloton sich gegen die Nachdringenden umkehrte, bald zwei, bald drei Flanken gebildet wurden, unter unaufhörlichem Feuern, bewegten sie sich nach der Gegend hin, wo sie mehr vermuteten als wußten, daß das zweite Bataillon stehe; als dies gegen Abend erschien, wich der Feind. Er konnte sich nicht rühmen, daß er von allen, die aus dem Schloßgehöfte vordrangen, auch nur einen einzigen Verwundeten in seine Hände bekommen habe; so versichert Truchseß, der übrigens alles der unmittelbaren Fürsorge Gottes zuschreibt. „Niemals“, ruft König Friedrich aus, „haben die Spartaner mehr geleistet als meine Preußen; ich sehe, daß ich mit ihnen zehnmal mächtiger bin, als ich glaubte.“

Zu den Unbequemlichkeiten der militärischen Lage kam nun aber die täglich mehr hervortretende Verstimmung der Verbündeten.

Mit dem Oberbefehlshaber der Franzosen konnte König Friedrich nie ein gutes Verhältnis haben. Graf Broglie hielt es für einen unbestrittenen Grundsatz im Leben, daß man vor allem seine Würde und seine äußere Stellung aufrechterhalten müsse; er hat wohl einmal in der Hitze des Gesprächs gesagt, daß ihm daran mehr liege, als an der Rücksicht auf das allgemeine Beste. Er konnte nicht vertragen, daß er durch die Ankunft des Königs

von Preußen in Schatten gestellt, bei den Plänen, die man entwarf, nicht erst zu Rate gezogen wurde. Es geschieht wohl öfters, daß wesentliche Dienste, die einer dem anderen leistet, verkannt werden, weil die Eigenliebe dadurch verletzt wird. Aber man darf sich auch nicht wundern, daß das Mißtrauen des Königs Mißtrauen in den Franzosen erweckte; wie er sie, so wollten sie ihn nicht den Meister spielen lassen. Alle Briefe von Broglie atmen Bitterkeit, Verdacht und Unmut, und nicht ohne Wirkung blieben sie in Versailles; Kardinal Fleury sprach keineswegs allezeit wie ein guter Verbündeter von den Preußen. Seinerseits klagte der König, daß Broglie nicht einmal die jetzige Schwäche der Österreicher, die ihm gegenüber seien, zu einer kriegerischen Unternehmung benutze, sondern seine Truppen in weite Entfernungen verlege.

Ebensowenig einverstanden waren die Sachsen. Sie meinten wohl, Friedrich wolle sich ihrer Mannschaften nur zu seinen Zwecken bedienen und sie nie wieder freigeben. Oder sie besorgten, die österreichische Armee möchte sich plötzlich nach Böhmen wenden, sie von ihrem Vaterlande trennen und einen Einfall in dasselbe versuchen.

Man kannte im österreichischen Lager den zwischen den Verbündeten, und besonders zwischen Sachsen und Preußen, obwaltenden Zwiespalt sehr wohl, als man endlich gegen Ausgang des März so weit kam, den im Anfang dieses Monats gefaßten Beschluß zu vollziehen: mit der Hauptmacht gegen den König vorzurücken.

Eben damals erst war die im vorigen Jahre beschlossene Insurrektion der Ungarn ins Werk gesetzt worden. Man hatte in Wien jenen Angriff des Königs auf ihre Sammelplätze nicht ungern gesehen, und in der Tat diente er dazu, die Rüstungen zu beschleunigen; nach und nach überschritten sie die mährischen Grenzen. Die Absicht des Hofkriegsrates war, daß die beiden Heere zusammen auf den König von Preußen losgehen und ihm eine Schlacht liefern sollten.

Eine solche hatte auch darin noch eine besondere Gefahr, daß das mährische Landvolk, durch die Gewaltsamkeiten, die es erduldet hatte, aufs Äußerste gebracht war und nach Rache dürstete.

Ehe Friedrich sich darüber entschied, ob er sie annehmen könne, fragte er noch einmal bei dem Befehlshaber der Sachsen an, ob er sich auf den ersten Befehl mit den Preußen vereinigen wolle, erhielt jedoch nur eine ausweichende Antwort, in welcher der Schwierigkeiten der Sache und der geringen Anzahl der Leute,

die in den Winterquartieren viel gelitten hatten, gedacht wurde. Der König fürchtete, dadurch solle künftiger Ungehorsam im voraus gerechtfertigt werden, und hielt für das beste, die Sachsen, wie sie längst gewünscht, von sich zu lassen. „Ich beschloß", sagt er, „niemals wieder die Anführung über andere Truppen zu übernehmen als über solche, über die ich auch zu befehlen habe; niemals wieder mit anderen weder die Gefahren zu teilen, welche zu bestehen sind, noch den Ruhm, der zu hoffen ist."

Damit war es aber auch unmöglich, den Feind zu erwarten, ihm eine Schlacht zu liefern, die gefaßten Entwürfe zu verfolgen. Zum erstenmal sah König Friedrich sich Schranken gesetzt, die er nicht bewältigen konnte, und genötigt, einen großen politischen Gedanken so gut wie aufzugeben.

Am 5. April 1742 brach er von Selowitz auf und schlug eine rückgängige Bewegung ein über Prosnitz nach Zwittau hin.

So voll von Gefahren war dieselbe nun wohl nicht, wie Eichel befürchtet hatte, aber sehr beschwerlich wurde sie doch, namentlich den vereinzelten Abteilungen durch die Angriffe der feindlichen Husaren, mit denen man sich unaufhörlich zu schlagen hatte. Zuweilen sprengten sie, mit lautem Geschrei, in vollem Jagen heran, dann reichte eine Anzahl guter Schützen, etwa in den Hohlungen verteilt, schon hin, sie in Verwirrung zu bringen; — zuweilen warteten sie in geschlossenen Linien auf ein aus den Defileen hervorkommendes Bataillon: in ein längliches Viereck formiert, um welches die Vorspannwagen eine Art von fahrender Wagenburg bildeten, rückte dieses vorwärts, glücklich, wenn es ein und das andere Feldstück bei sich hatte, dessen Wirkung auf den undisziplinierten Feind sich unfehlbar erwies; — zuweilen aber in schwierigen Pässen drangen sie selbst von allen Seiten aus Gehölzen und Anhöhen auf die Heranrückenden ein: die Dragoner mußten absitzen, Bajonette auf ihre Karabiner stecken, rechts und links die Häuser vom Feinde reinigen; — einmal wenigstens gelang es ihnen, ein Dorf anzuzünden, wo die Preußen lagen; indem das Feuer an allen Seiten aufging, saßen die Schwadronen zu Pferde, um sich des Feindes zu erwehren.

Es ist bemerkenswert, mit welcher Vorsicht man sich unter diesen Umständen von Stelle zu Stelle bewegte.

Wenn ein Regiment in das Dorf kam, wo es das Nachtquartier zu nehmen hatte, begann es damit, alle Zugänge zu demselben mit ineinandergefahrenen Bauernwagen zu bedecken. Hinter denselben wurden Wachtposten aufgestellt, von denen immer ein Peloton um das andere das Gewehr über die Schulter nahm; die

Posten wurden durch eine Kette von Schildwachen verbunden, deren jede durch Graben und Hecken geschützt war; die Hauptwache ward hinter der steinernen Wand eines Kirchhofes genommen; von Viertelstunde zu Viertelstunde gingen Ronden von da aus, nach den verschiedenen Posten. In den Häusern brannte Licht; die Gewehre und Patronentaschen waren mit Sorgfalt aufgehängt, so daß sie leicht auseinander gefunden werden konnten; von den Burschen mußte immer einer wach sein. Setzte man sich dann den anderen Morgen in Marsch, so sorgte man vor allem für Sicherheit des Gepäcks: der Regimentswagen mit den Verpflegungsgeldern fuhr zwischen den beiden Bataillonen.

Unter Anstrengungen und Kämpfen so mannigfaltiger Art, bei denen das Land aufs neue unsäglich leiden mußte, zog sich das Heer durch Mähren nach der böhmischen Grenze zurück.

Der König hätte sehr gewünscht, Olmütz zu behaupten, wären nur hinreichende Magazine vorhanden gewesen. Schwerin aber, der daselbst zurückgeblieben und dem die Sorge dafür obgelegen hätte, war wahrscheinlich, wie er klagt, hierzu nicht mit den gehörigen Mitteln unterstützt und gewiß auch von Natur nicht geeignet; er hätte lieber einen Versuch auf Ungarn gemacht, wo die Protestanten, die sich durch den letzten Reichstag sehr zurückgesetzt fühlten, in lebhafter Gärung waren; zuletzt hatte ihn überdies ein Krankheitsanfall zur Untätigkeit genötigt. Es war nur möglich, Olmütz so lange zu behaupten, bis die etwa angesammelten Vorräte in Sicherheit gebracht waren.

Schon zog Prinz Karl mit der gesamten österreichischen Hauptmacht unaufgehalten gegen Olmütz heran. Am 8. April war er zu Znaim, am 18. zu Prosnitz; am 25. räumten die Preußen, nicht ohne für ihre Vorräte gesorgt zu haben, Olmütz; ganz Mähren kehrte wieder unter den österreichischen Gehorsam zurück; der Prinz richtete ein allgemeines Landaufgebot ein, um ähnlichen Unfällen vorzubeugen, und nahm indes, wie Friedrich, seine Richtung nach Böhmen.

Am 17. April war die erste Kolonne des preußischen Heeres zu Chrudim eingetroffen. Hier an den Ufern der Sazawa und Elbe, in einem durch Getreidebau und Viehzucht reichen Landstrich, wo ein Dorf an das andere stößt, dachte der König seine Truppen von den mährischen Beschwerden zu erfrischen. Doch glaubte er nicht, mit denen, die um ihn waren, allein die Kriegsmacht von Österreich bestehen zu können. Sowie er der ernstlichen Rüstungen der ungarischen Nation inne wurde, hatte er den alten Fürsten von Anhalt beauftragt, das einst gegen Hannover und Sachsen

zusammengebrachte Heer, denn mit den dortigen Gefahren war es für jetzt vorüber, ihm nach Böhmen zuzuführen; und schon überschritten die ersten Regimenter bei Pardubitz und Kollin die Elbe um sich mit ihm zu vereinigen. Schwerin scheint es doch tief empfunden zu haben, obgleich er es nicht Wort haben will, daß nicht ihm, sondern dem Fürsten der Befehl in Oberschlesien anvertraut ward; körperlich angegriffen und geistig verstimmt entfernte er sich aus dem Felde. Aber auch dem Fürsten ward keine Eigenmächtigkeit gestattet; daß er bei seiner Führung von der Anordnung des Königs abgewichen war, zog ihm eine starke Zurechtweisung zu; der Oberbefehl wurde ihm nichtsdestominder mit vollkommenem Vertrauen übertragen.

So endigte der Feldzug in Mähren. Es war ein Unternehmen von weitester Aussicht, in das sich Friedrich mit einem jugendlichen Sinne, der alles für möglich hielt, warf, an das er die kühnsten Entwürfe einer großartigen Weltstellung, gesichert auf immer und nach allen Seiten gewaltig, anknüpfte; da er aber dabei nicht ausschließend mit eigenen Kräften schlug, so hatte er um so mehr den Wechsel des Glückes erfahren, den er selbst einmal mit den hochgehenden Wogen des Meeres vergleicht, von denen er bald emporgehoben, bald in den Abgrund geschleudert werde, und nicht immer mag er seinen Gleichmut behauptet haben; jetzt, nach kurzer Zeit, hatte er zurückkehren müssen, und es versteht sich, daß die mißlungene Unternehmung weder zu seinem Ruhme noch zu seiner Autorität beitragen konnte. Allein viel zu vorsichtig war er doch von Natur, als daß er die Zukunft seines Hauses und Landes auf einen Wurf des Glücks gesetzt hätte, und schon nahm er wieder eine gewaltige Haltung zwischen den kriegführenden Mächten ein. Soeben, am 25. April, war endlich auch die Zitadelle von Glatz, nach einer Belagerung, die beinahe eine Aushungerung war, in die Hände der Preußen gefallen: Oberschlesien war gesichert; er selbst bedeckte durch seine Aufstellung an der Elbe nicht allein Niederschlesien, sondern in gewisser Weise auch Prag; er fühlte mit Vergnügen, daß es bei ihm stehe, sich noch einmal, wenn die Kriegserfolge es nötig machten, mit Franzosen und Sachsen zu vereinigen, was ihm dann ein entschiedenes Übergewicht gebe, oder, wohin er bei weitem mehr neigte, Politik und Krieg nach eigenem Ermessen zu führen. Er hatte eine für die Verhältnisse überaus stattliche Armee von 28000 Mann um sich, nur aus preußischen Truppen bestehend; er war jetzt weder durch den Einfluß des grollenden Fürsten noch Schwerins bestimmt; er fühlte sich ganz sein eigen.

Drittes Kapitel.

Schlacht bei Chotusitz.

Sobald als Friedrich die Waffen wieder ergriff, hatte ihm der Wiener Hof, nicht allein durch Pfütschner, wie wir berührten, sondern auch durch Lord Hyndford Anträge machen lassen. Die ersteren kennen wir nicht genau, aber die letzteren lauten sehr bestimmt und sehr vorteilhaft. Die Königin von Ungarn, heißt es in einem Schreiben Hyndfords vom 12. Februar, sei überzeugt, daß Friedrich sich nicht tiefer mit den Franzosen verwickeln, sondern es vorziehen werde, der Befreier seines Vaterlandes zu sein. Um ihm den dringenden Wunsch zu beweisen, den sie hege, mit ihm Freundschaft zu schließen, sei sie bereit, ihm ganz Schlesien abzutreten, ausgenommen Teschen. „Ich habe Grund zu glauben", fügt Hyndford hinzu, „daß sie sich auch unter gewissen Bedingungen dazu verstehen wird, auf Glatz Verzicht zu leisten."

Friedrich, noch mit umfassenden Plänen einer allgemeinen Pazifikation in seinem Sinne beschäftigt, wies damals alles von sich; seitdem aber hatten diese sich unausführbar gezeigt; mit Verbündeten, wie die seinen waren, ließ sich nichts erreichen; in der Mitte des März kam die preußische Politik auf die Notwendigkeit eines abgesonderten Friedens zurück.

In einem Gutachten von Podewils werden die allgemeinen Gründe, die dafür und dawider seien, ausführlich zusammengestellt.

Die Hauptsache ist einerseits, daß man Österreich nicht zugrunde gehen lassen dürfe, weil dadurch das Gleichgewicht in Europa und dem Deutschen Reiche aufgehoben würde, und anderseits, daß eben dieses Österreich, wenn es wieder zu Kräften oder, wie Podewils sagt, über Wasser komme, doch dem König von Preußen höchst gefährlich sein werde; niemals werde es ihm verzeihen, was es von ihm erlitten, niemals die Wiedereroberung von Schlesien aus den Augen verlieren: habe doch sogar das so viel schwächere Schweden Livland noch immer nicht aufgegeben.

In der natürlichen Verbindung mit Österreich und dem natürlichen Gegensatz gegen dasselbe bewegte sich von jeher die politische Geschichte von Preußen.

Der König zog hauptsächlich die Lage des Moments in Betrachtung. Er hielt dafür, daß entweder der Krieg in kurzem allgemein werden müsse, was ihn wegen seiner niederrheinischen Provinzen in neue Verwicklungen bringen werde, oder daß ein plötzlicher Friede zwischen Frankreich und Österreich zu erwarten sei. Daß das letzte bevorstehe, war ihm nach einigen unvorsichtigen Äußerungen des französischen Gesandten, den Nachrichten, die ihm die Sachsen gaben, die jedoch auch schon für sich in Wien Anträge machten, den vorhergegangenen Tatsachen das Wahrscheinlichere. Ein jeder muß die Schuld seiner Vergangenheit tragen; niemandem konnte es verargt werden, wenn man aus dem, was Kardinal Fleury im Jahre 1735 getan hatte, darauf schloß, was er im Jahre 1742 zu tun fähig sei.

Als Friedrich mit seiner Armee nach Böhmen zurückging, fand er geraten, die früher abgebrochenen Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Schon sein Entschluß enthielt ein Ereignis; er konnte gar nicht unterhandeln, ohne das stillschweigende Zugeständnis, daß Österreich nicht allein, was schon der Inhalt der früheren Abrede gewesen, unabhängig von Frankreich, sondern daß es auch ferner als große europäische Macht bestehen sollte. Friedrich gab den Gedanken auf, der Königin Mähren und Böhmen zu entreißen, soviel ihm auch wegen seiner eigenen Sicherheit daran gelegen gewesen wäre.

Eigentlich dadurch erst kehrte er in die alten Bahnen des europäischen Staatensystems zurück; es ward ihm wieder möglich, mit England Hand in Hand zu gehen.

Wenn es dann weiter darauf ankam, die Bedingungen einer definitiven Abkunft zu finden, so waren es eben die Engländer, welche sich der Forderungen des Königs annahmen; denn nach wie vor wünschten sie nichts mehr als eine Verständigung zwischen Österreich und Preußen, um den Franzosen die Unterstützung des letzteren zu entziehen. Diese Forderungen waren zweierlei.

Vor allem wollte Friedrich von der Anmutung nichts hören, die ihm auch noch jetzt gemacht wurde, daß er der Königin von Ungarn wider seine bisherigen Verbündeten Beistand leisten solle. Er behauptete, diese Fürstin gerate mit sich selbst in Widerspruch, indem sie dies verlange. Wenn sie nicht Kräfte genug besitze, um Franzosen und Sachsen mit ihrer Macht allein zu-

rückzuweisen, wie wolle sie denselben widerstehen, wenn er mit ihnen verbunden wäre? Fühle sie sich aber stark genug, sowohl diesen als ihm selbst Widerstand zu leisten, so müsse sie um so viel leichter den Sieg davontragen, wenn sie sich nur mit jenen zu schlagen habe. „Mit einem Worte: meinen Beistand braucht sie nicht, und meine Neutralität verschafft ihr den Sieg.“ Hyndford stimmte ganz damit überein: er erklärte, er finde dies Dilemma so überzeugend, wie nur einen mathematischen Beweis bei Newton.

Überdies aber trat Friedrich mit den weiterreichenden Territorialansprüchen hervor, die er sich indes gebildet hatte. Was er von den beiden anderen Fürsten erwerben wollte, Oberschlesien und Glatz, nahm er auch von der Königin in Anspruch; er hegte sogar den Wunsch, statt Oberschlesien zwei böhmische Kreise, Königingrätz und Pardubitz, mit Niederschlesien zu vereinigen. Auch darüber hatte er schon mit Karl Albert unterhandelt, nichts wäre ihm erwünschter gewesen; doch sieht man aus seinem Briefwechsel, daß er nicht mit Entschlossenheit darauf zu bestehen dachte.

Die Engländer stimmten ihm bei, ohne über das Spezielle ein Urteil auszusprechen, daß er mit dem Besitz von Niederschlesien allein nicht zufrieden sein könne. Die Unhaltbarkeit dieses Gebietes, wenn Österreich Böhmen und Glatz, Mähren und Oberschlesien innehabe, leuchtete ihnen ein. Die letzten Unternehmungen des Königs leitete Robinson allein aus dieser politischen Notwendigkeit ab.

Demzufolge verwandten sich nun die Engländer bei der Königin auf das lebhafteste für eine Gewährung dieser Forderungen; ich will nicht sagen, unbedingt und auf immer, aber doch im Drange der damaligen Verhältnisse.

Man begreift indes, daß der Wiener Hof nicht sehr geneigt war, auf Bedingungen zurückzukommen, die er unter ganz anderen Umständen angeboten hatte. Der vordringende König, von Franzosen und Sachsen unterstützt, war unendlich furchtbar erschienen; der zurückweichende, mit seinen Verbündeten entzweite, war es bei weitem minder. Überdies hatte man jetzt Mähren wieder, so daß jene große militärische Position, die man überhaupt eingenommen, ungemein verstärkt war.

Nach einigem Bedenken gab die Königin eine Antwort, derjenigen ähnlich, welche im vorigen Jahre Preußen auf die französische Seite getrieben hatte. Von der Abtretung beider Landschaften wollte sie unter keiner Bedingung mehr hören: sie wollte nur entweder die Grafschaft Glatz oder den zu den vorigen Winter-

quartieren überlassenen Teil von Oberschlesien an Preußen aufgeben; aber auch dies nur gegen eine ausdrückliche Garantie ihrer übrigen Länder und gegen das Versprechen, mit ihr wider alle ihre anderen Feinde gemeinschaftliche Sache zu machen.

Der österreichische Hof hielt das Anerbieten, das er machte, für so groß, daß er wohl einen Preis wie diesen dafür fordern könne. Sollte eine Provinz abgetreten werden, so wollte er wenigstens dafür ein neues Heer gegen die übrigen Feinde ins Feld führen. Doch war das nur die eine Seite der vorwaltenden Gedanken. Zugleich glaubte man dort imstande zu sein und fühlte sehr den Mut dazu, dem König von Preußen, wenn er die Bedingungen ablehne, noch einmal im Felde zu begegnen; dazu bereitete man alles vor.

König Friedrich konnte also wählen: eine große Erwerbung und die österreichische Bundesgenossenschaft auf der einen, auf der anderen Seite die zweifelhafte Entscheidung eines neuen Waffenganges. Er schwankte, wie man denken kann, keinen Augenblick. Wohin hätte er gebracht sein müssen, um die oft wiederholten Grundsätze zu verleugnen und nun doch von einem Felde auf das andere überzugehen. Schon die Anmutung versetzte ihn in lebhafte Wallung: Eichel versichert, nie habe er ihn in einer heftigeren gesehen als nach Empfang jener Antwort, er glaube sich verachtet und atme nichts als Rache. Unverzüglich schrieb er an Hyndford, daß jetzt an keine Vermittlung weiter zu denken sei: er müsse die Kriegsoperationen wieder beginnen; übermorgen werde er ins Feld rücken.

Es war am Pfingsttag, 13. Mai, daß die Truppen aus ihren Quartieren in das Lager einrückten, das sich der König in der Nähe von Chrudim ersehen hatte. Früh um acht Uhr erschien er selbst auf der Anhöhe, wo sein Zelt aufgeschlagen werden sollte, die ihm eine weite Aussicht über das ganze, von Hügeln durchzogene Gefilde darbot. Von allen Seiten, durch die Schluchten und Defileen, kamen seine Truppen heran: sie schienen wie aus der Erde hervorzusteigen; wenn einige seiner Offiziere Betrachtungen machten, wie sie Herodot dem Perserkönig am Hellespont zuschreibt, so lag ihm das ferne; mit stolzer Freude sah er sie heranziehen, im vollen Gefühle des Lebens und der Kraft, durch die militärische Ordnung, die hier als ein prächtiges Schauspiel erschien, zugleich gefesselt und gewaltig; er eilte an jede Stelle, die ein einrückendes Regiment einnehmen sollte, teilte auf einem der beiden Flügel die Wachen selber aus, auf dem anderen überließ er es dem Prinzen Leopold von Dessau.

Er dachte hier noch die Verstärkung zu erwarten, welche ihm von Oberschlesien kommen mußte, und wenn er bis dahin nicht angegriffen sei, alsdann selbst dem Feinde auf den Leib zu gehen.

In Wien hatte man den Gedanken gefaßt, mit dem Heere aus Mähren unverzüglich nach Böhmen vorzudringen und den Weg nach Prag einzuschlagen; lasse der König dies geschehen, so werde er dadurch von den Franzosen und Sachsen getrennt und genötigt, aus Böhmen zu weichen; wolle er es verhindern, so müsse man sich ihm entgegensetzen und in Gottes Namen eine Schlacht liefern.

Was den Hof noch besonders zu diesem Plan bewog, war die Nachricht, daß sich Karl Albert in Gesellschaft eines anlangenden französischen Hilfskorps nach Prag zu begeben und da feierlich krönen zu lassen beabsichtige. Am 8. Mai erschien das Heer, 13 Regimenter zu Fuß, 12 Regimenter zu Pferde stark, bei Saar, an jenem 13. schlug es sein Lager bei Chotieborz auf der großen Straße, die über Czaslau nach Prag führt, auf; die allgemeine Meinung in demselben war, der König von Preußen werde sich nicht rühren, in wenig Tagen würden sie mit klingendem Spiel in Prag einziehen.

Da der König aber durch ihr bloßes Vorrücken nicht allein von Franzosen und Sachsen abgeschnitten, sondern auch in seiner eigenen Stellung gefährdet worden wäre — schon erschienen ihre leichten Truppen im Elbtal und bedrohten seine Magazine —, so konnte er dies unter keiner Bedingung zulassen. Die Absicht des Feindes mit treffendem Blick erkennend, ohne Verzug, beschloß er, sich ihnen auf ihrem Wege bei Kuttenberg entgegenzuwerfen. Noch am 15., sowie er hinreichende Kunde von ihren Bewegungen gewonnen, begab er sich mit einer starken Abteilung, bei 6000 Mann, selber in diese Gegend. Den anderen Tag sollte die nicht so leicht bewegliche Masse der Armee unter Prinz Leopold ihm folgen.

So geschah, daß am 16. Mai die beiden feindlichen Heere nahe aneinander nach Kuttenberg hin vorrückten.

In diesen Gegenden ziehen sich, an das große böhmisch-mährische Gebirge anschließend, zwischen Daubrawa und Chrudinka, die Gangberge, Kankowy hory, von Saar her nach dem Elbtal, kuppelförmige, durch seichte Täler geschiedene Anhöhen, die ihren Mittelpunkt in der Herrschaft Ronow haben. Hier schlugen, von Kloster Willimow kommend, nach einem kurzen Marsch am Morgen des 16. Mai die Österreicher das vorher abgemarkte Lager auf. Nur anderthalb Stunden von ihnen mar-

schierten die Preußen, unter Prinz Leopold, von Chrudim kommend, auf einem mannigfaltig durchschnittenen Wege, durch Gehölze und Berge, mit all ihrem Geschütz und Gepäck, nach der Gegend von Czaslau. Sie erschraken später, wenn sie bedachten, was ihnen begegnet sein würde, wenn der Feind eine einzige Brücke abgebrochen hätte.

Die beiden Heere gingen auf denselben Punkt los, die Österreicher von Süden nach Norden, die Preußen von Osten nach Westen gewendet; wo ihre Wege sich berührten, mußte es zwischen ihnen zur Schlacht kommen.

Als Prinz Leopold die Höhen von Podhorzan erstieg, die zu jenem Joch der Gangberge gehören, sah er das Lager der Österreicher in voller Bereitschaft zum Schlagen vor sich; schon war Czaslau in ihren Händen, und er verzweifelte, es ihnen am Abend abzugewinnen; noch näher dem König nachrückend, schlug er sein Lager in den Niederungen der beiden Herrschaften Neuhof und Sehusitsch auf, vor sich den Marktflecken Chotusitz. Er hatte fünf starke Meilen zurückgelegt; die Armee war seit 20 Stunden in Bewegung: erst bei vollem Einbruch der Nacht rückte er in sein Lager ein.

Der König, der sogleich von allem in Kenntnis gesetzt worden, war auch seinerseits erst an diesem Tage in Kuttenberg angelangt und hielt nicht für ratsam, sein ermüdetes Volk noch in der Nacht der Armee zuzuführen; — aber am frühesten Morgen, mit den ausgeruhten und erfrischten Leuten, versprach er, da zu sein. Schon längst war ihm in den schwankenden Verhältnissen unwohl, und mit Freuden begrüßte er die Aussicht zu einer Schlacht, die, wie er sagt, das Glück fixiere; er nahm sich aufs neue vor, dem Feinde, wenn derselbe ja nicht angreife, unverzüglich entgegenzugehen: „Wenn die Vorsehung nicht wider uns ist, so ist er in unseren Händen.“

Diesmal aber waren die Österreicher nicht gemeint, den Angriff zu erwarten. An dem Verfahren Neippergs hatten Hof und Armee nach der Schlacht von Mollwitz nichts so sehr getadelt, als sein Manövrieren, Zögern, seine Scheu, zum Angriff zu schreiten. Als Herzog Karl an Stelle seines Bruders den Oberbefehl übernahm, hatte er vor allem diesen Zauderer entfernt, und auf keine Weise durfte er ihn nun nachahmen. So war auch der ihm zur Seite gegebene Marschall Königsegg gesonnen; es war ihr Auftrag vom Hofe aus.

Sie faßten den Plan, noch in der Nacht aufzubrechen, um die Preußen, von denen man vermutete, daß sie, auf ihrem Marsch



Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rietberg.
Kupferstich nach dem Gemälde von J. Steiner.

ermüdet, in den Dörfern um Kuttenberg Quartier genommen, mit dem frühesten Morgen daselbst zu überraschen. Sie wollten dem König von Preußen gleichsam vergelten, was diesem gegen Neipperg gelungen war.

Ob in der Armee die volle Freudigkeit waltete, die zu einem Unternehmen dieser Art gehörte, möchte man bezweifeln, wenn man sieht, daß Prinz Karl es für notwendig hielt, im Namen der Königin nicht allein, sondern unter der Garantie der Generale zu versprechen, daß künftig bei der Beförderung alle mögliche Gerechtigkeit beobachtet und namentlich niemand wegen der Religion übergangen werden sollte. Das Prinzip des Waffendienstes war noch nicht allein herrschend in dieser Armee.

Am 16. Mai zwischen 8 und 9 Uhr des Abends setzten sich die Österreicher von Ronow aus in zwei Kolonnen, denen die Reserve als eine dritte zur Seite blieb, gegen Czaslau in Bewegung. Das schwere Geschütz und Gepäck ward zurückgelassen; alles, was nicht Soldat war, mußte im Lager bleiben; keine Marketenderin sollte es verlassen, bei Lebensstrafe. Kein Trompetenstoß sollte erschallen, lauter Zuruf war verboten.

Es gelang vollkommen, den nächtlichen Marsch den Preußen zu verbergen, nur dauerte derselbe, denn die Hohlwege und die tiefen Gründe, die ihn deckten, hielten ihn auch wieder auf, bei weitem länger als man dachte; es ward 4 Uhr, ehe die Armee bei Czaslau zusammenkam. Erst hier vernahm man, wie nahe man den Feind hatte, und zwar nicht in Dörfern zerstreut, sondern in einem einzigen Lager zusammen; entschlossen, ihn daselbst aufzusuchen, war man doch noch bis gegen 7 Uhr beschäftigt, ehe man zum Angriff schreiten konnte.

Noch waren die Preußen in ihrem Lager ohne alle Ahnung hiervon; weder Kundschafter noch Überläufer hatten etwas Zuverlässiges gemeldet; ein Rittmeister, auf einer Höhe aufgestellt, mit ausdrücklichem Befehl, keinen unnützen Lärm zu machen, wenn er bloß Husaren sähe, unterschied endlich die Bewegungen eines förmlichen Heerhaufens; Prinz Leopold, der eben den Posten besichtigte, überzeugte sich selbst und eilte zurück, um das Heer in Schlachtordnung zu stellen.

Er wählte dazu jene Niederungen zu beiden Seiten von Chotusitz, dessen Kirchturm zum Richtpunkt der Aufstellung für die Linie des ersten Treffens dienen sollte. Von dem Dorfe, dessen vorwärts gelegene Hecken und Zäune mit besonderer Sorgfalt besetzt wurden, dehnte sich der rechte Flügel nach den Teichen von Zirkwitz, der linke nach dem Park von Sehusitsch hin aus.

Indem man sich in Ordnung stellte, erschien der König, der mit dem frühesten Morgen aufgebrochen, gerade in der rechten Stunde. Seine Bataillone nahmen den ihnen vorbehaltenen Platz, hauptsächlich in dem zweiten Treffen auf dem rechten Flügel ein.

Die Österreicher, durch das Überschreiten eines Baches noch eine Weile aufgehalten, rückten in derselben Zeit ebenfalls heran.

Die Österreicher zählen 38, die Preußen 30 Bataillone; jene 92, diese 70 Schwadronen. Nach dem alten Herkommen war das eine wie die andere dieser Heere noch in zwei Treffen aufgestellt und die Reiterei auf beiden Flanken geschart.

Der Schlacht, zu der man sich anschickte, kommt an und für sich nicht die Bedeutung der Mollwitzischen zu. Österreich hatte in diesem Augenblicke nicht die Wiedereroberung von Schlesien und der König ebensowenig eine Eroberung von Böhmen im Sinn. Wurde der König geschlagen, so standen ihm doch noch mannigfaltige Hilfsquellen in seinem Rücken zu Gebote, und er blieb zu neuem Widerstande fähig. Wurden die Österreicher besiegt, so konnten sie sich auf das Lobkowitzische Heer zurückziehen und waren darum mitnichten genötigt, Böhmen zu räumen. Die beiden Mächte waren eigentlich nur über die Bedingungen des Friedens uneinig; die allerdings auch die ihres künftigen gegenseitigen Verhältnisses enthielten. Über diese mußte die Schlacht entscheiden.

Das Treffen ward auf dem rechten Flügel von der indessen neugestalteten preußischen Reiterei eröffnet. Sie war angewiesen, gleich in starkem Trabe vorzudringen, und sobald sie sich bis auf 100 Schritte dem Feinde genähert, alsdann gut geschlossen die Pferde aus vollem Halse auf ihn hineinzujagen. Die Kürassiere von Buddenbrock und die denselben aus der zweiten Linie nachstürmenden Dragoner Rothenburgs warfen die Österreicher über den Haufen, sprengten sie auseinander, und erst als sie die Flanke des Fußvolks angriffen, fanden sie Widerstand; zugleich von Husaren angefallen und durch dichte Staubwolken irregemacht, kehrten sie an ihre Stelle zurück.

Ganz anders ging es auf dem linken Flügel. Wir wollen den alten Streit nicht erneuern, ob es wirklich, wie der König behauptet, der Fehler des Prinzen von Anhalt gewesen ist, oder, wie dieser angibt, die Schuld des Generals Jeetz allein; genug, die Reiterei, die nur auf weiten Umwegen an die ihr bestimmte Stelle gelangen konnte, war noch nicht recht aufgestellt, als sie von den Österreichern, welche die ganze Heftigkeit ihres Anlaufs hierher richteten, bereits von vorn, in den Flanken und gar bald auch im

Rücken angegriffen wurde. Ein paar preußischen Regimentern gelang es, sich Luft zu machen, in den Feind, den sie vor sich sahen, gewaltig einzubrechen; aber damit ward die Schlachtordnung nicht hergestellt, vielmehr wandte sich der Angriff auf diesem Flügel nun auch schon gegen das Fußvolk, das keine Stütze mehr hatte: die Österreicher drängten dasselbe zurück, brachen fast schon von hinten her in das Dorf ein, das nunmehr verlassen werden mußte, steckten es in Brand und suchten zwischen die beiden Linien der preußischen Schlachtordnung einzudringen. Hier entzündete sich der härteste Kampf. Der Wut der Angriffes entsprach die Hartnäckigkeit der Verteidigung. Graf Königsegg hat gesagt, so viel Schlachten er schon bestanden, so habe er doch nie ein so mörderisches Handgemenge gesehen. Von dem prinzanhaltischen Regimente, welches das äußerste war und sich hinter dem Dorfe wieder setzte, sind über zwei Dritteile der Leute auf der Stelle geblieben. Nicht alle schlugen mit gleichem Nachdruck; was die Bewunderung der tapferen österreichischen Führer in dieser getümmelvollen Stunde am meisten erregte, war die durch die lange Übung erworbene Fertigkeit der Preußen, sich immer auf andere Weise wieder in Ordnung zu stellen; unaufhörlich sah man die schon Geschlagenen wieder vorrücken. Doch wurden die Mannschaften auch von geistigen Motiven in Bewegung gesetzt. Hier war es, wo jener Feldprediger, dessen wir zuweilen gedachten, sich unter die Weichenden mischte und mitten in dem Kleingewehrfeuer, das ihn umsauste „wie Mückenschwärme", durch die wohlbekannte vertraute Stimme, welche die Gemüter oft zu guten Entschlüssen angeregt hatte, einige Rotten zum Stehen brachte. Niemand kümmerte sich um das indes der Plünderung der Husaren und Panduren preisgegebene Gepäck. Auch die zurückgeworfene preußische Reiterei, im Namen Gottes und des Königs aufgefordert, sammelte sich aufs neue. Es kam hinzu, daß das brennende Dorf dem Vordringen der Österreicher hinderlich wurde. Allmählich konnten die Preußen wieder aufatmen: sie verstärkten die erste Linie mit der zweiten und schickten sich an, das Dorf wiederzunehmen.

Doch schwankte noch das Geschick des Tages: der Ruhm, es entschieden zu haben, gebührt dem König. Dem Talent des Feldherrn kommt darum ein so hoher Rang zu, weil Wahrnehmen, Denken und Handeln nirgends so vollständig ineinander greift, wie auf dem Schlachtfeld, wo kein Fehler wieder gutzumachen, der verlorene Augenblick unwiederbringlich ist. Durch eine leichte Schwenkung besetzte Friedrich mit seinem rechten Flügel

eine vor ihm liegende Anhöhe und erschien in der Flanke der Feinde. Seine Bataillone hatten noch ihre Gewehre über die Schulter: furchtbar machte sie besonders das Geschütz, das vor ihnen herfuhr oder von einer anderen Seite her ihren Anfall mit geschickter Beweglichkeit unterstützte. Friedrich hatte im vorigen Jahre sein Feldgeschütz erneuert und statt der üblichen sechspfündigen Stücke dreipfündige gießen lassen, weil diese leichter fortzubringen und zu laden und im Grunde ebenso wirksam seien. Er hatte deren sechsundsiebzig bei sich; sie kamen der glücklichen Bewegung, die er machte, und die ohnehin alles in Schrecken setzte, mit entscheidender Wirkung zu Hilfe. Allmählich ward Prinz Karl inne, daß sein Anfall abgeschlagen sei; er suchte nur die Truppen, welche zu weit vorgegangen, besonders die, welche in das Gepäck der Preußen gefallen waren, wieder an sich zu ziehen; dann, um sich nicht einer völligen Niederlage auszusetzen, gab er das Zeichen zum Rückzug. Die Preußen verfolgten ihn nicht weiter, als, soviel nötig war, das Schlachtfeld zu behaupten.

Was den Preußen den Sieg verschaffte, war dreierlei: gleichmäßige Anwendung des Fußvolks, der Reiterei und der Artillerie in einer seltenen Vollkommenheit des Dienstes; die zusammenwirkende Anstrengung aller, wofür der König ihnen seine Erkenntlichkeit besonders aussprach, und hauptsächlich sein eigenes Talent, das hier zuerst in seiner genialen Selbständigkeit und Kraft erschien. Man darf seine Führung einer der kühnsten und glücklichsten Taten des jungen Condé, als er bei Rocroi den übrigens siegreichen Feind mit seinem noch unbesiegten Flügel im Rücken bedrohte und dadurch die Bataille entschied, zur Seite stellen. Wie ganz anders als bei Mollwitz, wo die Schlacht erst recht begann, als Friedrich sich entfernt hatte; hier dagegen erscheint er als der wahre Führer dieser durch und durch lebendigen militärischen Organisation. „Die Aktion ist größer", schreibt er an seine Mutter von dem Schlachtfelde, „und vollständiger als die bei Mollwitz. Wir haben für unsere Truppen einen außerordentlichen Ruhm erreicht, mit geringem Verlust. Gottlob wir befinden uns alle wohl." Infolge der Schlacht nahm die Armee erst ganz den ihr gebührenden Rang in der Welt ein. Aus den österreichischen Geschützen ward den Gebliebenen eine Salve geschossen. Wer weiß nicht, wie mannigfaltig dieses Czaslau in die Unruhen der Hussiten und die Reformationskriege verwickelt gewesen ist? Einst war dem wilden Zizka von Troznow von seinen Anhängern dort in der Kirche ein prächtiges Denkmal errichtet,

längst aber infolge der Schlacht am Weißen Berge auch wieder zerstört, im ganzen Lande jede Abweichung von der römischen Kirche, soviel immer möglich, vertilgt worden. Wie gewaltig aber hatte sich dieses Element seitdem anderwärts in der Welt erhoben und in sich selber ausgebildet. Jetzt hielt eine große Armee eben hier ihren Siegesgottesdienst nach evangelischem Ritus. Die im Dreißigjährigen Kriege in Böhmen angesiedelten Fremden erschraken, wenn sie die Folgen überlegten, die daher hätten entspringen können; in der Tat aber, sie hatten nichts zu besorgen. Der König von Preußen fühlte sich nicht dazu berufen, den religiösen Kampf wieder aufzunehmen.

Schmettau soll ihn nach der Schlacht zu raschem Verfolgen und Vertilgen des Feindes aufgefordert haben: Friedrich, sagt man, habe geantwortet, er wolle die Königin nicht so tief erniedrigen. Ob es möglich gewesen wäre, dem Feind, der doch keine eigentliche Niederlage erlitten hatte, noch verderblichere Schläge beizubringen, wer will es sagen? Allerdings zeigte sich im Lager zu Willimow, wohin sich Prinz Karl zurückbegab, viel Entmutigung und eine gewisse Auflösung der Disziplin, und der Prinz hielt für das ratsamste, sich zu dem Lobkowitzischen Korps nach der Moldau zurückzuziehen. Der König sah schon darin eine Genugtuung. Mit einer Naivität, worin sich Bescheidenheit und Selbstgefühl vereinigen, macht er darauf aufmerksam, daß der weite Rückzug des Feindes beweise, daß sich derselbe geschlagen fühle; er fragt nach, was man von seiner Armee sage, und wünscht zu erfahren, ob ihm die Welt nun die Einsicht und das Talent zugestehe, dieselbe anzuführen. Denn von Ruhm und Verdienst wohnte ihm wenigstens für das praktische Leben allezeit ein richtiger Begriff inne: das Hohle und bloß Scheinbare widerte ihn an. Übrigens aber lag in seinen Siegen schon an und für sich, wenn sie ihm nicht verderblich werden sollten, die Notwendigkeit der Selbstbeherrschung. Er hatte schlagen müssen, weil man die Friedensbedingungen zurückwies, die er anbot, und ganz unannehmbare Dinge forderte; er erklärte sich jetzt zum Frieden bereit, wenn man von diesen abstehe und jenen beitrete. Die Königin habe es gewollt, schreibt er Hyndford, und ihr Wille sei geschehen; man habe geschlagen und sie besiegt; ihm sei es genug, ihren Stolz gebeugt zu haben, und er kehre aufs neue zu den Vorschlägen zurück, die er ihr früher gemacht habe.

Die gewonnene Schlacht bahnte nur den Weg zu neuen Unterhandlungen.

Viertes Kapitel.

Präliminarien zu Breslau, Friede zu Berlin.

Durch seinen Zug nach Mähren hatte Friedrich die Ansprüche von Bayern und von Sachsen auf die österreichische Erbfolge festzuhalten, Österreich von den Nachbarlanden, wo es ihm gefährlich werden konnte, auszuschließen gedacht; damit war es ihm jedoch mißlungen: dieser Gedanke mußte aufgegeben werden. Dagegen hatte Österreich unternommen, die Ansprüche von Preußen unter die ihm früher geschehenen Anerbietungen herabzubringen, und wenn es dieser Macht ja einiges zugestand, sie dafür zu nötigen, gemeine Sache mit ihm zu machen; allen Anmutungen dieser Art war nun aber durch die Schlacht von Chotusitz ein Ziel gesetzt worden.

Beide Teile hatten aufs neue ihre gegenseitige Streitkraft erprobt. Friedrich dachte trotz seines Sieges nicht mehr daran, daß der Königin Böhmen und Mähren entrissen werden könne; der österreichische Hof mußte inne werden, daß der unüberwindliche Feind niemals die Bedingungen annehmen werde, welche ihm zuletzt vorgeschlagen worden. Davon abzustehen, ermahnte Lord Hyndford den Hof, noch vor aller Korrespondenz mit dem König von Preußen, unmittelbar nach der Schlacht. Auf das dringendste forderte Georg II. selber die Königin dazu auf.

In diesen Tagen war Graf Sinzendorf, der also doch noch einen Anfang des wiederkehrenden Glückes erlebt hatte, in hohem Alter gestorben. Sein Nachfolger für die auswärtigen Angelegenheiten war Graf Uhlefeld, bisher Gesandter in Holland, der zwar dort nicht eben populär geworden war — er galt für trocken und gebieterisch —, aber mit den vorwaltenden Männern in Verbindung stand und für die Politik der Seemächte Verständnis hatte. Er stimmte damit überein, was diese jetzt unaufhörlich wiederholten, daß man sich mit der Neutralität des Königs von Preußen begnügen müsse. Denn in dem Kampfe mit Frankreich sei schon dies ein großer Gewinn, und weiter sei es nun einmal nicht zu bringen. Gleich in seiner ersten Erklärung hatte es König Fried-

rich zu einer Vorbedingung aller Vermittlung gemacht, daß man keine Feindseligkeiten gegen seine bisherigen Alliierten von ihm fordern dürfe. Dies zuerst gab die Königin nach.

Eine zweite Frage war, ob man dem König die beiden böhmischen Kreise, die er forderte, zugestehen sollte oder nicht. Die Engländer wären nicht dagegen gewesen, denn bei großen Übeln, sagt Robinson einmal, müsse man auch große Heilmittel anwenden. Aber in Wien war man in diesem Punkte unerschütterlich. Man behauptete, Friedrich verlange Pardubitz nur, weil es zur Pferdezucht am besten geeignet sei, Königingräz, weil man von da die besten Reiter ziehe: wenn man ihm die beiden Kreise zugestehe, so werde er in kurzem seine Kavallerie um 10000 Mann vermehren; wie lange könne es dauern, so werde er ganz Böhmen bis an die Elbe innehaben

Wenn die Königin Glatz oder Oberschlesien vor der Schlacht angeboten hatte, eins oder das andere, so entschloß sie sich jetzt, beide zugleich anzutragen, wiewohl das letzte mit einigen Einschränkungen. „Dabei," sagte sie, „denke sie zu bleiben, denn sie wolle nicht als eine Hartnäckige erscheinen, die für das allgemeine Wohl etwas zu opfern sich weigere; allein weiterzugehen, einen oder den anderen Bezirk von Böhmen abzutreten, dazu werde keine Gewalt der Erde sie bringen; eher wolle sie alles erdulden, was entsetzlich und schrecklich ist, und unter den Ruinen von Wien untergehen, das Schwert in der Hand."

Am 2. Juni wurden diese Erklärungen an Hyndford abgesandt, der sie dem König empfahl, denn er werde nicht auf Dinge bestehen wollen, die niemals zu erreichen seien. So war auch Podewils gesinnt. „Ew. Maj.", schrieb er am 5 Juni, „können jetzt entscheiden, ob Sie binnen vier Wochen Friede haben und Ihre Vorteile in Ruhe genießen, oder ob Sie aufs neue sich den Wechseln der Stürme und des Meeres aussetzen und zwischen Klippen rudern wollen, wo schon viele Schiffbruch gelitten haben."

Auf die Entscheidung Friedrichs hatten auch die Kriegsereignisse jener Tage einigen Einfluß.

Seitdem er die Hauptmacht von Österreich auf sich gezogen und beschäftigt hatte, war Broglie gegen den Überrest derselben untätig geblieben. Erst die Schlacht von Chotusitz erweckte wieder einen gewissen Kriegseifer in den Franzosen, indem es ihnen empfindlich war, daß in Böhmen Siege erfochten wurden, ohne daß ihr Name dabei vorkam. Da Lobkowitz die Belagerung von Frauenberg unternommen, erhoben sie sich, nachdem sie eine ansehnliche Verstärkung erhalten hatten, um diesen Platz

zu entsetzen. Ihre Übermacht ward durch die Mangelhaftigkeit der österreichischen Führung unterstützt: diesmal gelang es ihnen; bei Sahay gewannen sie einen Vorteil über Lobkowitz, und dieser fand es geraten, sich nach Budweis zurückzuziehen. Zur Seite Broglies war in diesem Augenblick Belleisle wieder erschienen, der nun auf nichts mehr drang, als auf einen unmittelbaren Angriff gegen Budweis. Aus dem Schreiben von Lobkowitz sieht man wirklich, daß derselbe verzweifelte, den Platz gegen die Franzosen zu behaupten. Dahin war aber Broglie nicht zu bringen. Er traute den Neuangeworbenen nicht, welche bei dem Heere eingetroffen waren, und wollte sie erst an den Feind gewöhnen; auch an sich fand er kein Gefallen an den Ratschlägen Belleisles.

Zwischen beiden war überhaupt das schlechteste Verständnis. Da Broglie künftig in Bayern, Belleisle in Böhmen kommandieren sollte, so war eine Auseinandersetzung nötig, über die es schon damals zu widerwärtigen Erörterungen kam. Zugleich mißvergnügt über den Amtsgenossen und in der Absicht, Preußen und Sachsen noch einmal zu größerer Tätigkeit aufzurufen, verließ Belleisle das Heer und erschien am 2. Juni in dem preußischen Lager.

Er ersuchte den König, sich mit seinem rechten Flügel der Moldau zu nähern, damit die Franzosen Zeit haben möchten, sich mit neuen Mannschaften und Pferden zu versehen. Der König zeigte das größte Erstaunen, daß sie sich noch erst instand setzen wollten. Er brachte in Erinnerung, daß das preußische Kriegsheer seit 18 Monaten in Bewegung gewesen, auch während des Winters, unter unaufhörlichen Anstrengungen, ohne mehr als sechs Wochen Rast; wieviel Verluste habe es erlitten durch Desertion oder Krankheit oder das feindliche Feuer, aber immer seien sie sofort ersetzt worden; in den letzten Monaten habe er durch seinen Kriegszug die Franzosen vor jedem Anfall gesichert und ihnen Ruhe verschafft; er habe soeben noch durch seine Schlacht Prag und Böhmen für sie gerettet; wie schimpflich für sie, daß sie, die bisher nichts getan, auch jetzt noch nicht schlagfertig zu sein erklärten. Er kenne überhaupt die Franzosen nicht mehr: die Geschichte zeige sie immer eher im Felde als ihre Feinde, jetzt seien sie langsam und nachlässig geworden.

Belleisle fand diese Beschwerde größtenteils selbst gegründet. Wie hätte er Broglie mit Erfolg in Schutz nehmen sollen, da er ihm in seinen Briefen alle Versäumnisse zur Last legt. Oft sagte ihm der König von Preußen eben das, was er jenem vorgestellt hatte.

Doch auch Belleisle ließ die alte Bewunderung und Teilnahme vermissen. Den Preußen fiel es auf, daß der kriegsgelehrte Marschall und seine Umgebung kein Verlangen zeigten, den Schauplatz ihres Ruhmes, das Schlachtfeld von Chotusitz, zu besehen. Und kaum hatte er sich entfernt, so vernahm man, daß die beiden österreichischen Heere, ungehindert von Broglie, sich vereinigt hätten, daß dieser von Frauenberg nach Pisek, von da gegen Prag hin zurückgedrängt werde. Sein Rückzug war mit großer Unordnung verknüpft.

Im preußischen Lager machte dies den ungünstigsten Eindruck. Der gemeine Mann meinte, Broglie ziehe sich wohl gar absichtlich zurück, nur um den König noch einmal zur Ergreifung der Waffen zu nötigen; der solle eine Sache führen, die von den Franzosen nicht mehr ernstlich verfochten werde; schon sei ihr Sinn auf Frieden gerichtet, doch würde es ihnen Vergnügen machen, die Deutschen untereinander schlagen zu sehen.

In der Tat, dahin mußte es wohl bei länger dauernder Unentschiedenheit noch einmal kommen.

Wenn der Friede nicht unverweilt geschlossen wurde, so war nur zweierlei möglich: entweder Friedrich mußte Prag, auf das die Österreicher losgingen, in die Hände derselben fallen lassen, wodurch seine Stellung widerwärtig und unhaltbar geworden wäre, oder er mußte es mit eigener Kraft verteidigen, wahrscheinlich noch eine Schlacht darüber wagen.

Und auch eine glückliche Schlacht hätte doch, bei der schlechten Verfassung der Verbündeten, die Sache nicht zu Ende gebracht.

Der Augenblick war gefahrvoll, zur Entscheidung drängend; eben solche sind es, in denen Friedrich seine Entschlüsse zu fassen pflegte.

Am 9. Juni lief die Nachricht von den Unfällen der Franzosen und ihrem Rückzug bei ihm ein; noch an demselben Tage des Abends fertigte er einen Kurier mit einem definitiven Briefe an Podewils ab. Er wies ihn an, ohne allen Zeitverlust seine Vollmacht mit der, welche Lord Hyndford von dem Wiener Hofe habe, auszutauschen, noch einen halben Tag zu versuchen, was er bei demselben ausrichten könne, und hierauf mit ihm abzuschließen, ohne ferner zu berichten oder weitere Resolution einzuholen. Die Grundlage von allem müsse die Abtretung von Niederschlesien und Glatz bleiben; übrigens so vorteilhafte Bedingungen, d. h. Grenzbestimmungen, als man erlangen könne; sei es unmöglich auf der böhmischen Seite, alsdann in Oberschlesien. Er solle mit Hyndford die Punkte festsetzen, sie in

Form eines Präliminartraktats zusammenstellen, unverzüglich unterzeichnen und durch Kapitän Sydow, der ihm diesen Befehl bringe, unterschrieben einsenden; binnen 24 Stunden könne alles geschehen sein. Der König hatte Podewils schon früher „als treuen Diener des Staates" im allgemeinen ermahnt, alles, was in seinen Kräften stehe, für den Frieden zu tun. Jetzt legte er mit unbedingter Zuversicht die ganze Sache in seine Hände. „Ich schlafe ruhig", schließt er seinen Brief, „denn ich weiß, daß mir Sydow die Präliminarartikel unterzeichnet mitbringen wird."

Schon vor dieser Ermächtigung hatte Podewils nicht allein die Vollmachten ausgewechselt, sondern noch einen Schritt weiter getan. Um zu wissen, was sich erreichen lasse, hatte er, wie er sagt, Hyndford in seine letzte Verschanzung verfolgt und ihn dahin gebracht, ihm das Original seiner Instruktion zu zeigen. Er hatte sich überzeugt, daß sich auf der böhmischen Seite schlechterdings nichts erlangen lasse, auch nicht, wie es in der Depesche hieß, „wenn der König von England an der Spitze seines Parlaments darauf dringe"; dagegen war, wie berührt, Oberschlesien und Glatz so gut wie Niederschlesien aufgegeben.

Als Podewils so weit war, erhielt er das neue Schreiben des Königs, das sich mit seinem Bericht hierüber gekreuzt hatte.

Er sagt: er sei erzittert bei dem Gedanken an die Verantwortung, die er auf sich nehme; nur der ausdrückliche Wille des Königs habe ihn dazu bestimmt, sich ihr zu unterziehen.

Aber soviel ergab sich doch auch aus dem Schreiben des Königs, daß derselbe jetzt mit den Bedingungen zufrieden sei, die man von der anderen Seite gewähren wollte.

Überhaupt war nach so viel Kämpfen die Zeit der Entscheidung gekommen. Die beiden Mächte waren auf den Punkt gelangt, wo die Gewalt des Angriffs und der Verteidigung, die Einwirkung von Frankreich und England zusammentrafen; es lag eine Art von Notwendigkeit darin, welche ein für allemal bestimmend gewesen ist.

Am 11. Juni früh um 6 Uhr erhielt Podewils das Schreiben seines Königs; noch an demselben Tage unterzeichnete er den Vertrag, wie Hyndford ihn anbot.

Der fünfte Artikel desselben lautet: „Um alle Streitigkeiten und Ansprüche zu beseitigen, trete die Königin für sich und ihre Nachfolger, mit voller Souveränität und Unabhängigkeit von der böhmischen Krone, das niedere und das obere Schlesien, bis auf Teschen, Troppau, und das Land jenseit der Oppa und des hohen Gebirges, sowie die Grafschaft Glatz an den König von Preußen

ab, der dagegen auf alle seine Ansprüche an die Königin, welcher Art sie auch immer sein möchten, Verzicht leiste."

Am 13. Juni, früh um sieben, langte Sydow mit dieser Nachricht im Lager zu Maleschau bei Kuttenberg an.

Der König bezeigte sich in hohem Grade zufrieden mit der pünktlichen Ausführung seines Befehls und mit den Präliminarien selbst. Vielleicht sei es möglich gewesen, mit der Zeit zu einem noch vorteilhafteren Frieden zu gelangen; vielleicht aber würde man auch einen viel weniger genügenden haben annehmen müssen. Wenn er Podewils sehe, schreibt er demselben, so werde er ihn noch mehr überzeugen, daß er als Politiker und für das Wohl des Volkes, das er regiere, nicht anders habe handeln können. Es ist, sagt er, ein großes und glückliches Ereignis, durch welches mein Haus in den Besitz einer der blühendsten deutschen Landschaften gelangt, zum Beschluß eines glorreichen Krieges. Man muß wissen, zur rechten Zeit innezuhalten; das Glück erzwingen wollen, heißt, es verlieren; noch immer mehr verlangen, ist das Mittel, niemals glücklich zu sein.

Nur einen großen Skrupel konnte der König hierbei sich selber nicht verbergen; er fürchtete, man möchte es ihm als ein moralisches Vergehen anrechnen, daß er, ohne Rücksicht auf seine Verbündeten, einen besonderen Frieden schließe.

Eine alte Frage, oft verhandelt und immer aufs neue zur Sprache gebracht, inwiefern es erlaubt sei, von geschlossenen Traktaten abzuweichen.

Der größte König und der zurückgezogenste Philosoph des siebzehnten Jahrhunderts, Ludwig XIV. und Spinoza, haben sich beide über sie vernehmen lassen.

Der Philosoph geht davon aus, daß die Staaten in fortwährendem Naturzustand gegeneinander verharren, und trägt kein Bedenken, zu behaupten, daß ein Bündnis nur so lange Kraft habe, als die Ursache desselben, Furcht vor Schaden oder Hoffnung auf Gewinn, bestehe; niemand sei der Treulosigkeit anzuklagen, der einen geschlossenen Bund auflöse, sobald die eine oder die andere jener Ursachen aufhöre, denn diese Bedingung sei beiden gleich gewesen. Es fragt sich nur, ab ein Naturzustand dieser Art in Europa angenommen werden kann, wo alle Staaten auf gemeinschaftlicher Grundlage beruhen und zu einer großen Familie gehören[1].

Bei weitem feiner faßt Ludwig XIV. die Frage an, bei Gelegen-

[1] Vgl. „Die großen Mächte" in Päpste II, 446 ff.

heit der damaligen Irrungen zwischen Frankreich und Spanien, als einen der zartesten Punkte, welcher von einem Fürsten in Betracht gezogen werden könne. Er meint, bei diesen beiden Reichen sei Eifersucht und Feindschaft das wesentliche und fortdauernde Verhältnis; durch Traktate könne demselben nie ein Ende gemacht, sondern nur der äußerliche und öffentliche Friede erhalten werden: geheimen Bruch derselben erwarte der eine Teil allezeit von dem anderen; jeder arbeite wider den anderen, nicht so sehr, um demselben zu schaden, als nur um sich selber zu behaupten, was sogar die natürliche Pflicht eines jeden fordere.

König Friedrich sucht nun besonders die moralische Zurechnung des Schrittes, zu dem er genötigt sei, von sich abzulehnen; den Moralisten, „den Stoikern von trockenem Gehirn" spricht er das Recht ab, über sein Verfahren zu urteilen. Unverletzlich, sagt er, sei die Moral eines Privatmannes; der müsse jeden Augenblick den Privatvorteil dem Besten der Gesellschaft aufopfern; allein ein Fürst habe für den Vorteil einer großen Nation zu sorgen und ganz andere Pflichten. Er, der König, habe jetzt zwei Bundesgenossen, von denen der eine (Frankreich) nichts Rechtes tue und der andere (Sachsen) gar nichts; der Zufall, der im Glück der Waffen herrsche, und die Zweizüngigkeit der Politiker setze seine Armee dem Ruin, seine Völker dem Verderben aus; er werde seine Erwerbungen verlieren und seinen Schatz erschöpfen: könne man es einem Fürsten verargen, wenn er sich einem gewissen Schiffbruch entziehe? Ein Privatmann, fügt er später hinzu, dem ein vertragsmäßiges Versprechen nicht erfüllt werde, könne die Hilfe der Gerichtshöfe in Anspruch nehmen; einem Fürsten bleibe nichts übrig, als sich selbst zu helfen, denen zuvorzukommen, deren Untreue seinen Staat zugrunde richten würde. Mit e i n e m Worte, er will sein Verfahren nur aus dem politischen Gesichtspunkt betrachtet wissen und verbittet sich jeden Schluß eines Außenstehenden auf seine Moralität; er behauptet vor allem, daß er nicht anders gekonnt habe. Ich denke, die Nachwelt, auf die er sich vertrauensvoll beruft, muß ihm zugestehen, daß er die dringendsten Gründe hatte[1].

Einmal: die Anstrengungen der Verbündeten zeigten sich unfähig, der Königin Böhmen zu entreißen; diesen Gedanken, den er eine Zeitlang selber gehegt, hatte er aufgeben müssen: ihn

[1] Wer diesen Fragen des Verhältnisses der Staatsnotwendigkeit zur Moral weiter nachdenken will, findet heute reichen Aufschluß in dem Werke Friedrich Meineckes über „Die Idee der Staatsräson", besonders in dem Kapitel über Friedrich den Großen.

durchführen zu wollen, hätte seine Kräfte überstiegen und ihn in widerwärtige Abhängigkeit von der Schwäche der anderen gebracht.

Sodann: er mußte allerdings fürchten, daß, indem er sich für die Verbündeten schlage, von diesen ein einseitiger Friede geschlossen werde, so daß er den überlegenen Waffen der Königin allein ausgesetzt bleibe. Man sagte ihm von einem Emissär Fleurys, der zu Wien erschienen sei und sich wahrscheinlich noch daselbst befinde. Von Wien her drohte man sich mit Frankreich auszusöhnen; die Erinnerungen von 1735 wurden rege.

Hätte zwischen den Verbündeten Vertrauen obgewaltet, so würde alles anders haben gehen können: wie aber die Sachen standen, nach den bisherigen Erfahrungen, so war von der Fortsetzung des Krieges nichts zu hoffen, aber alles zu fürchten.

Dazu kam, daß sich Friedrich doch niemals verpflichtet hatte, Böhmen für den Kaiser zu erobern. Er hatte mit Frankreich ein defensives Bündnis, mit niemand ein offensives. Man konnte ihn nicht anklagen, wenn er sich von einem Unternehmen zurückzog, das er sich niemals anheischig gemacht hatte, durchzuführen.

Bei alledem — wenn wir an diese Betrachtungen, welche die Selbstverteidigung des Königs hervorruft, noch andere anknüpfen dürfen — wird die Nachwelt, wie sie heutzutage lebt, mit dem Verfahren Friedrichs doch auch nicht durchaus einverstanden sein.

Man wird zugeben, daß eine Allianz nicht im Lichte einer Freundschaft mit persönlichen sittlichen Anrechten angesehen werden kann, aber auch den politischen Standpunkt festhaltend möchte man wünschen, daß die Verpflichtungen genauer festgesetzt worden wären.

Sollte es nicht doch der Mühe verlohnt haben, sich im Vertrag mit den Franzosen im Juni 1741 die Neutralität vorzubehalten, was sich diese, wie wir berührten, gefallen zu lassen geneigt waren? Wäre es nicht besser gewesen, in Kleinschnellendorf einen Stillstand auf einige Zeit zu bestimmen, wie es denn doch zu nichts Weiterem gekommen ist, und nicht alles auf einen Frieden zu verschieben, an welchen dann niemand ernstlich Hand anlegte?

Das Auffallende bei diesen Verabredungen ist, daß die großen Fragen über die allgemeinen Verhältnisse so gut wie gar nicht berührt werden. Eine Umgestaltung der Welt scheint bevorzustehen: man schließt Verträge, ohne über die Gestalt, die man ihr zu geben denkt, sich einzuverstehen. Es bleiben zu allen Seiten

unausgesprochene Pläne übrig, an die sich der besondere Ehrgeiz heftet.

Bei den Verhandlungen Friedrichs hat es oft das Ansehen, als schließe er sich enger an, als sein Sinn ist. Er vertraut, wie bemerkt, dem lebendigen Geist, der auch für die folgenden Zeiten eine Auskunft finden werde; aber er sieht sich dann doch in Verwicklungen gezogen, welche ihm höchst unangenehm fallen.

Wir sind fern davon, ihm einen Vorwurf machen oder auch ihn verteidigen zu wollen. In diesen ins Weite gerichteten Entwürfen, wo ein jeder sich seinen letzten Vorteil vorbehielt, lebte und webte die ganze damalige Politik.

Einmal mag es wohl ausgesprochen werden, daß wir, die werdenden Ereignisse begleitend, ihre Gründe erforschend, doch nicht gemeint sind, den Zuständen und Bestrebungen dieser Zeiten einen unbedingten Wert beizulegen, weder ihrer politischen noch militärischen Verfassung, weder ihren kommerziellen noch ihren ökonomischen Einrichtungen, ihrer religiösen Ansicht so wenig als ihrer politischen Moral. Der ganze Kreis dieser Tendenzen, in welchen sich alles gegenseitig bedingt, ist der historischen Erforschung überaus würdig, eins der bedeutendsten Glieder in der Folge der Jahrhunderte; aber schon lange ist er wieder zersetzt und durchbrochen, durch große Geschicke der Vergangenheit anheimgefallen. Denn auch die Ideen gehen vorüber[1]; wir unterscheiden von denselben noch die Geister, die sich in ihnen bewegen, sie mit hervorbringen, aber auch noch ein freies Selbst[2] haben und nicht in ihnen aufgehen.

In Friedrich[3] sehen wir eine Kraft der ersten Größe, wiewohl noch nicht von allem Zusatz geringeren Stoffes gereinigt, jedoch in sich selbst von echtem und gediegenem Gehalt: eine Intelligenz, der sich die Dinge und Personen so darstellen, wie sie sind — denn sie flieht ihrer Natur nach den Irrtum — und die ihren ganzen Umkreis mit Einsicht umspannt; einen schwungvollen Willen, der doch nur das Erreichbare ergreift, und selbst wenn er einmal die strenge Linie überschreiten sollte, schon die Möglichkeit des Mißlingens mitberechnet und die Rückkehr in seine Sphäre vorbereitet; eine Energie, die in ihrem ersten stürmischen Antrieb, wo sie nach Ruhm und Erfolg verlangt, etwas Unberechenbares und Unaufhaltsames hat, die aber im

[1] Vgl. Reformation I, 45; III, 412.
[2] Vgl. Päpste II, 469.
[3] Vgl. zur allgemeinen Charakteristik Friedrichs vor allem Päpste II, 466 ff.

Streite der Weltkräfte sich befestigt und regelt, so daß sie nicht allein glänzende, sondern auch haltbare Dinge vollbringt. Man könnte fragen, ob Friedrich schon damals einer eigenen und sittlichen Selbstbeschränkung fähig war. Wir sehen doch, daß er noch vor aller Entwicklung der Ereignisse die Besorgnis hat, durch den Lauf des Glückes zu weit fortgerissen zu werden, und mit Bewußtsein innehält, daß er Mittel verwirft, die ihm die größten Aussichten darbieten, z. B. in dem Staate der Feinde innere Unruhen anzufachen oder ein Geheimnis, das im Moment eines wahren Vertrauens unwillkürlich ihm zu Kunde gekommen, als Hebel seiner Politik zu brauchen. Die Leidenschaft der Eroberung will er nicht in sich aufkommen lassen, noch die Grundlagen der gebildeten Welt[1] verletzen, noch wider sein moralisches Gefühl handeln. Und wäre es wohl möglich gewesen, über die in sich selbst unentschiedenen Dinge im voraus feste Beschlüsse zu fassen? In dem politischen Gefechte, in dem er unaufhörlich begriffen ist, führt auch er die Waffen, deren sich die anderen bedienen; wenn man ihn reden hört, muß man immer wissen, mit wem, wozu er redet. Sein Tun und Lassen wird von einem starken Gefühl des Moments beherrscht, wo ihm, den Feindseligkeiten, die er zu bestehen hat, gegenüber, aller Vorteil von der anderen Seite entgegentritt und ihn lebendig ergreift. Er hat sich wirklich dem Unternehmen der Franzosen, die Erbfolgefrage zugunsten des Hauses Wittelsbach zu entscheiden, angeschlossen, bis ihm aus der einseitigen Politik, die sie verfolgten, die Notwendigkeit entsprang, sich ihnen zu widersetzen; er wünschte den Widerstand von Österreich hervorzurufen, aber unter der Voraussetzung, daß Österreich ein Mitgefühl für seine Stellung haben werde, bis zugleich das Geheimnis gebrochen ward und der Fortschritt der österreichischen Waffen ihn selber bedrohte; dann verfolgte er den Gedanken eines neuen Systems deutscher Staaten, er wollte für einen seiner Verbündeten Böhmen behaupten, dem anderen Mähren eroberen, bis er sah, daß mit diesen niemals etwas auszurichten sei. Dem raschen Entschlusse, eine Verbindung einzugehen, sich an ein Unternehmen zu wagen, der doch nicht ohne ein lebhaftes Bewußtsein von der Unzuverlässigkeit der Dinge und der Menschen gefaßt wird, steht ein immer wachsames, verdachtsvolles Mißtrauen zur Seite, der Ehrgeiz — denn das ist es bei ihm —, sich nicht täuschen zu lassen; so wie die Absichten der Verbündeten zu weit gehen oder ihre Anstrengungen

[1] Vgl. Reformation I, 318, 372; II, 334.

nicht weit genug, trägt er kein Bedenken, sich von ihnen loszusagen.

In der Mitte der von verschiedenen Weltgegenden entbundenen Stürme, wer will mit dem Steuermann hadern, daß er seine Richtung bald nach der einen, bald nach der anderen Seite nimmt, um dem Schiffbruch oder den nahen Untiefen zu entgehen. Er hielt es schon für genug, wenn er von keiner der entgegengesetzten Strömungen sich ergreifen ließ, nicht von einer Partei auf die andere überging, sondern unter eigenen Farben immer einen selbständigen Lauf innehielt.

Dieses Preußen, das unter Friedrich Wilhelm I. sich auf allen Seiten hatte in Nachteil setzen und gefährden lassen, das seine Dienste geleistet, ohne je die Zusagen, die ihm geschehen, erfüllt zu sehen, und endlich in ein einseitiges System der Isolierung geraten war, während die großen Mächte über Europa verfügten, hatte endlich den Augenblick ergriffen, sich geltend zu machen. In die allgemeinen Bewegungen hineingezogen, losgerissen von den beiden Staaten, von denen es vernachlässigt oder mißhandelt worden, nahm es unter seinem klugen und kräftigen Führer, der der Monarchie erst eine Bewegung nach außen gab, eine unüberwindliche Stellung in ihrer Mitte ein.

Als Friedrich die Präliminarien in Händen hatte, fühlte er, daß seine Arbeit fürs erste vollendet sei. Alle weiteren Entwürfe, denen er unter dem Wechsel der Ereignisse Raum gegeben hatte, ließ er beiseite und kehrte auf seinen ursprünglichen Sinn zurück. Er erklärte seinen Offizieren, er habe niemals die Königin verderben, sondern sie nur nötigen wollen, ihm Genugtuung zu geben; nachdem dies geschehen sei, lege er die Waffen nieder. Er machte sich das Vergnügen, den Abschluß der Präliminarien dem Prinzen Karl, mit dem er den letzten Waffengang bestanden, eigenhändig anzuzeigen.

In Wien empfand man ganz den großen Verlust, den man erlitt. Robinson gedenkt oft des heftigen Schmerzes, welchen diese große Amputation, so drückt er sich aus, verursache; er nur könne davon urteilen, da er der Operation beiwohne, kein Fremder. Einigen Trost gewährte es, daß man sich doch nun, zumal da auch Sachsen, wenn es sich nicht der größten Gefahr aussetzen wollte, den Frieden anzunehmen genötigt war, gegen die übrigen Feinde in offenbarer Überlegenheit befand; man faßte die Hoffnung und die Absicht, sich für das, was man verlor, nach einer anderen Seite hin zu entschädigen. Diesmal ließ man keine Zögerung eintreten: wie der König die Präliminarien augenblicklich

ratifiziert hatte, so traf die Ratifikation des Wiener Hofes schon am 21. Juni im preußischen Lager ein.

Unendlich bitter war der Eindruck, den die Nachricht in Frankreich machte. Bei aller Eifersucht, welche der Kardinal über den preußischen Ruhm empfand, hatte er doch die Schlacht von Chotusitz als eine Wirkung seines Glücksterns betrachtet, der ihm in den größten Gefahren noch immer einen Ausweg gewiesen; die Nachricht von dem Frieden traf ihn wie ein Blitzstrahl. Er sah, daß die bourbonischen Häuser ihr Unternehmen nicht durchführen und den Engländern, denen sie die Flügel zu beschneiden gedachten, zuletzt würden nachgeben müssen. Der Gesandte Chambrier versicherte, die Eigenliebe Fleurys leide am meisten dadurch, daß ein anderer geschickter gewesen sei als er selbst; bisher habe er sich allezeit für den feinsten Kopf in Europa gehalten.

Dagegen erweckte die Nachricht eine unendliche Genugtuung bei den Seemächten. Der preußische Friedensschluß war das Ereignis, in welchem alle die erwähnten Staatsmänner, Carteret und Stair, Robinson und Hyndford das Heil von Europa erblickten, welches König Georg II. ganz zu seiner eigenen Sache gemacht hatte; sie hofften, daß die Begebenheiten im Laufe der Zeiten noch weiter führen würden. Man war von ganzem Herzen bereit, dem König von Preußen den Besitz von Schlesien unverzüglich zu garantieren.

Im Haag hätte die Freude nicht größer sein können, wenn der Republik selbst ein Glücksfall begegnet wäre. Wer sich einigermaßen dazu berechtigt glaubte, machte dem preußischen Gesandten einen Besuch, um ihn zu beglückwünschen; das Volk bezeigte seine Teilnahme mit öffentlichen Festlichkeiten. Der Name des Königs von Preußen und der Königin von Ungarn wurden hier beisammen genannt; man brachte ihnen vereinigte Vivats; den Franzosen, die man fürchtete und haßte, ein heftiges Pereat.

Ich denke nicht, daß Friedrich Vergnügen hierüber empfunden hat; er mußte inne werden, daß man hier noch ganz andere Erwartungen hegte, als welche er zu erfüllen geneigt sein konnte.

Wieviel besser wäre es auch für ihn gewesen, wenn er einen allgemeinen Frieden hätte durchsetzen, wenigstens die Stellung Karl Alberts in Deutschland und Bayern hätte befestigen können! Sonst waren neue Stürme zu erwarten, schon jene Bezeigungen kündigten sie an. Wir werden sehen, wie sie nach einiger Zeit ausbrachen und alles, was man tat und war und wollte, sich noch einmal in einem Kampfe auf Leben und Tod erproben mußte.

Zunächst fassen wir noch die Bestimmungen, die bei dem Frieden getroffen wurden, und die territorialen Verhältnisse überhaupt ins Auge.

Eine der dem König widerwärtigsten Forderungen, welche bei dem Abschluß des Friedens zur Sprache kamen, war die Übernahme jener nicht unbedeutenden Schuldenlast, welche auf Schlesien hypothekiert war. Friedrich hat gemeint, daß es in seinem Willen stehe, dieselbe zu übernehmen oder nicht; namentlich den Holländern, welche der Königin Subsidien gezahlt hatten, glaubte er zu nichts verpflichtet zu sein. Bei den Präliminarien war in der Tat nur der englischen Schuld gedacht worden.

Die Königin erklärte dies jedoch für einen Fehler, der vor dem Frieden wieder gut gemacht werden müsse, denn wie ungerecht sei es, wenn man ein großes Land abtrete, auch noch die Schulden zahlen zu sollen, welche darauf haften! Die preußischen Bevollmächtigten erwiderten, es sei ebenfalls ungerecht, ein Land, das man erobert habe und das schon abgetreten sei, gleichsam mit Geld kaufen zu sollen. Endlich kam man überein, daß der König zwar die Schuld übernehmen, aber dagegen seine alten Forderungen wegen der Zölle der Maas in Anrechnung bringen solle.

Auch über die Begrenzung des Gebietes gab es sehr bedeutende Differenzen.

Bei der Abtretung von Oberschlesien hatte sich Österreich nicht allein Teschen und Troppau, sowie die enklavierten mährischen Distrikte, sondern auch noch andere Gebirgsteile vorbehalten, die es unter dem allgemeinen Ausdruck „was jenseit des hohen Gebirges und der Oppa liegt" begriff. Diesem Ausdruck gaben die österreichischen Bevollmächtigten eine umfassendere Bedeutung, als man preußischerseits vermutet hatte; schon in bezug auf das Gebirgsland überhaupt, dann noch besonders in bezug auf Jägerndorf, welches sie in Anspruch nahmen, weil es jenseit der Oppa liege.

Die Frage ist geographischer Art. Die preußischen Bevollmächtigten hielten nur das größere Gewässer in jenem Landstrich, das aus der schwarzen und weißen, mittleren und kleinen Oppa bei Würbental zusammenströmt, für die Oppa, so daß Jägerndorf, von Schlesien her diesseit derselben gelegen, ihrem König zufiel; den kleinen Fluß, der bei Hermannstadt entspringt, sich von dort durch ein langes mit Dörfern angefülltes Tal nach Jägerndorf hinwindet und unterhalb dieser Stadt in die Oppa fällt, bezeichneten sie mit den landüblichen Namen: Troppelwitzer oder Komeiser Wasser. Die Österreicher dagegen behaupteten, daß

dieses Flüßchen ebenfalls den Namen Oppa trage und die eigentliche Grenze bilde, so daß Jägerndorf auf ihren Teil falle.

Nach den damals vorliegenden geographischen Hilfsmitteln konnte die Sache zweifelhaft erscheinen. Der alte Henelius, den man anführte, hat wirklich beide Flüsse für die Oppa genommen; während die Homannische Karte von 1736 sie genau unterscheidet und nur den ersten mit dem Namen Oppa bezeichnet. Später hat sich für die Strecke von Komeis bis Jägerndorf der Name Kleine Oppa in Gebrauch erhalten, jedoch, wie die kundigsten Topographen versichern, mit Unrecht, da derselbe eigentlich einem anderen Flüßchen zukommt.

Friedrich empfand es sehr bitter, daß er durch die bloße Ausdehnung eines Flußnamens eine ansehnliche Stadt verlieren sollte, auf die er sich Rechnung gemacht hatte. Es war dieselbe, von der alle brandenburgischen Ansprüche auf Schlesien ausgegangen waren. Er behauptete, hätte sie Österreich zurückbehalten wollen, so hätte sie ausdrücklich genannt werden müssen, so gut wie Troppau und Teschen.

Alle Unterhandlungen jedoch waren vergebens und Preußen mußte sich mit dem Ländchen Katscher begnügen, das als eine Entschädigung dienen sollte.

In den Frieden kam auch noch eine Bestimmung in bezug auf die inneren Verhältnisse von Schlesien, im Sinne der Königin, deren wir sogleich noch weiter gedenken werden; bei der Abfassung überwogen überall die österreichischen Interessen, so sehr er denselben im allgemeinen entgegenlief.

Wenn man fragt, wieso Friedrich dies genehmigte, obgleich er die Überzeugung hegte, daß ihm namentlich in Hinsicht der Grenzen Unrecht geschehe, so war der Grund, daß er sich durch den Fortgang der österreichischen Waffen gegen die Franzosen und Bayern, der nun nicht mehr durch seine eigenen gehemmt wurde, schon wieder in eine etwas nachteiligere Stellung gebracht sah.

„Wir müssen", sagt er, „die Segel einziehen, da wir den Wind nicht mehr hinter uns haben."

Auch forderten die Engländer auf das dringendste dazu auf. Georg II. brachte in Erinnerung, daß man der Königin von Ungarn bei so vielen Verlusten doch auch eine Genugtuung geben müsse. Das englische Ministerium machte auf die Unterhandlungen, die der französische sowohl als der sächsische Hof in einem ganz anderen Sinne in Wien angeknüpft habe, aufmerksam,

welche durch eine längere Verzögerung des endlichen Abschlusses unterstützt werden würden.

Hierauf entschloß sich Friedrich, am 27. Juli 1742, die Bedingungen des definitiven Friedens, wie sie nunmehr festgesetzt waren, anzunehmen.

Nachdem die Ratifikationen ausgewechselt worden, schritt man zu einer genaueren Bestimmung der Grenzen nach eben diesen Festsetzungen.

In einer Heuscheuer bei Rudoltowitz an der oberen Weichsel beim Einfluß der Biela wechselten die Kommissarien der beiden Teile ihre Vollmachten aus; hier auf den Grenzen der Herrschaft Pleß gegen Teschen, bei einer alleinstehenden Eiche, setzte man den ersten preußischen Markstein. Von der Weichsel zog man die Grenze zwischen den zahlreichen Teichen, die hier das hohe Land erfüllen, auf den Feldmarken der Dörfer, wo dann die Austräge zwischen der teschenschen Kammer und den benachbarten Gutsbesitzern zum Anhalt dienten, nach dem Flußgebiet der Oder, das man mit dem einunddreißigsten Grenzsteine erreichte. Hierauf folgte man dem kleineren Flusse Petrowka bis zur Olse, dieser bis zur Oder, dem breiten und seichten Laufe der oberen Oder bis wo sie die Oppa aufnimmt, die alsdann zur Grenze diente bis zu jenen Bächen zweifelhafter Benennung bei Jägerndorf; die hergebrachten natürlichen Verhältnisse des Landes, in welchem sich die Ansiedlung eben um die Gewässer her gebildet hatte, wurden hier oft in der Mitte durchschnitten. Leichter ward die Arbeit bei den großen mährischen Enklaven, deren Grenzen gegen Schlesien man nur zu erneuern hatte; in der Nähe der Bischofskoppe, auf einer steil emporsteigenden Bergspitze, nach deren Schatten die Landleute den Stand der Sonne berechneten, ward die einhundertzehnte Säule errichtet. Bei der weiteren Grenzscheidung nach dem Glatzischen hin war es maßgebend, daß Zuckmantel, Weidenau und Jauernik österreichisch blieben. Für die genauere Auseinandersetzung rief man die Gutsbesitzer, Richter, Bauern zu Hilfe; zuweilen haben die Zeugen ihre Aussagen vor einem Kruzifix, das zwischen zwei brennenden Wachskerzen aufgestellt ward, beschwören müssen. So kam die Grenzscheidung zustande, nach 20 Tagen angestrengter und geschickter Arbeit; die Regierungen säumten nicht, den entworfenen Rezeß zu bestätigen.

Und welch ein herrliches Gebiet war es nun, welches durch diese Säulen für die preußische Macht abgegrenzt wurde!

Ein Land von ungefähr siebenthalbhundert Quadratmeilen mit

wenigstens 1 200 000 Einwohnern, die in anderthalbhundert kleinen und einigen sehr ansehnlichen Städten, in 5000 Dörfern und Vorwerken lebten, zum Teil slawischen, zum größten Teil aber deutschen Ursprungs, von uralter Kultur, durch Herkunft und erste Einrichtung, Sitte und Religion den Stämmen, zu denen sie geschart wurden, nahe verwandt. Von den Eroberungen, die in den neueren Jahrhunderten gemacht und behauptet worden sind, bietet wohl keine ein ähnliches Verhältnis des eingenommenen Landes zu den alten Provinzen dar. Diesen wurde an Umfang, Volksmenge und Streitkräften ein gutes Dritteil hinzugefügt.

Voltaire traf bei dem König nicht eben auf eine empfängliche Stimmung, wenn er in dieser Zeit mit einer beredten Tirade hervorkam, worin er auf die Fürsten schalt, welche das Glück ihrer Völker auf blutigem Wege zu sichern suchen. Friedrich antwortete ihm: solange der platonische Staat nicht verwirklicht sei, so werde es immer Fälle geben, wo ein König zu den Waffen greifen müsse, um seinen Gegnern die Genugtuung, zu der er sonst nicht gelangen könne, abzunötigen; ein Krieg sei weniger ein Unglück an sich, als eine Krankheit; von dem letzten Fieber sei man schon wieder genesen.

Doch verbarg sich Friedrich nicht, daß die Behauptung seiner Eroberung noch mannigfaltige Schwierigkeiten haben werde. Er rechnete darauf, daß man sich allmählich gewöhnen werde, ihn im Besitz von Schlesien zu sehen; für notwendig hielt er die Garantie wie von England so besonders von Rußland. „Was aber“, sagt er, „die eigentliche Sicherheit dieser Besitzungen anbelangt, so werde ich sie gründen auf eine zahlreiche Armee, einen guten Schatz und haltbare Festungen.“

Eine Grundlage von allem mußte die neue Einrichtung des Landes bilden, die indessen schon in vollem Gange war.

Fünftes Kapitel.

Einrichtung der preußischen Regierung in Schlesien.

Als Friedrich II. in Schlesien einrückte, gab er die Absicht kund, die ständische Verwaltung, die er antraf, die er aber freilich nur im allgemeinen kannte, bestehen zu lassen.

Den Landesältesten, die sich im Dezember 1740 in Herrendorf über den Marsch seiner Truppen mit ihm vereinbarten, ließ er erklären, er sei gesonnen, ihre Autorität aufrechtzuerhalten. Wenn sich bei seinem weiteren Vorrücken in den Landleuten eine Meinung regte, als sei die bisherige Steuerverfassung durch die Ankunft der Preußen aufgehoben, so säumte er nicht, sie darüber zurechtzuweisen. Im Januar 1741 ließ er sich eine Erklärung des Conventus publicus über die ständische Natur des Generalsteueramtes in Schlesien ohne Widerrede gefallen und versprach, denselben samt allen Steuerbeamten und Offizianten weiter zu autorisieren; er sei nicht gekommen, sich nach Kriegsgebrauch im Lande zu gebaren, alles solle im alten Stande bleiben, bis später mit Zutun von Fürsten und Ständen etwas Gedeihliches beschlossen werde. Was er einen Augenblick forderte, daß die Steuerbeamten sogleich mit Eid und Pflicht an ihn gewiesen würden, ließ er später fallen und gab nach, daß dieselben eben dem Conventus verpflichtet bleiben sollten. Nur den *einen* Vorbehalt machte er hierbei allezeit, daß das Landeseinkommen zur Verpflegung und Erhaltung seiner Armee angewendet würde; er stellte hierüber ohne Verzug eine sehr bestimmte Forderung auf.

Auf den Grund einer ihm zu Händen gekommenen Berechnung der allgemeinen Landesprästanda setzte er im Februar 1741 sein Postulat auf dritthalb Millionen Taler des Jahres fest, so daß alle Monate für die Bedürfnisse seiner Armee ungefähr 190 000 aufzubringen sein würden. Diese Summe sollte das Generalsteueramt nach den verschiedenen Fürstentümern, Standesherrschaften, Städten und Gemeinheiten umlegen und ihre Einbringung besorgen.

Hätte der Conventus hierauf eingehen können oder wollen, so möchte vielleicht die ständische Verfassung, wenn auch in modifizierter Form — denn die Begierde, alles und jedes im einzelnen zu regieren, kann ich an Friedrich nicht finden, wofern er nur das Heer zu erhalten imstande war, das ihm seinen Rang in der Welt gab — bestehen geblieben sein; allein alle Unterhandlung mit demselben war vergeblich. Die Mitglieder machten die mannigfaltigsten Ausstellungen, hergenommen bald von der ausdrücklichen Bestimmung gewisser Gelder für die Verzinsung angeliehener Kapitalien, bald von der seit den Ereignissen im April eingetretenen Trennung von Oberschlesien, bald von der Landesverfassung überhaupt. Der preußische Bevollmächtigte antwortete: er sehe die Billigkeit eines großen Teiles der vorgebrachten Einwendungen ein; er wolle nur fragen, wieviel denn eigentlich das Land Schlesien dem obersten Herzog zu zahlen schuldig sei.

Der Conventus erklärte hierauf: das Land sei dem Herzog gar nichts zu geben schuldig; alles sei von jeher nach freiem Gutdünken bewilligt worden, sie seien imstande, die bündigsten Reversalien darüber aufzuweisen.

Der Gegensatz der provinzialständischen Verfassung mit der monarchischen Gewalt trat hier in seiner ganzen Schroffheit hervor. Diese erklärte eine bestimmte Leistung für unbedingt notwendig; jene weigerte sich ebenso unbedingt, dieselbe zu übernehmen.

Nachdem man sieben Monate lang gehadert, war an kein Abkommen mehr zu denken, die eine oder die andere mußte weichen.

Der monarchischen Gewalt, die in ihrem Aufsteigen begriffen war, kam zustatten, daß die provinzialständische Verfassung eben in bezug auf das Steuerwesen unendlich viel zu wünschen übrig ließ.

Einmal: von den sehr ansehnlichen Anlagen der Provinz kam der Regierung kaum der vierte Teil zugute. Alles andere ward durch Besoldungen, Diäten, Zinsen, und welche andere Posten in den Gegenrechnungen erschienen, aufgezehrt.

Sodann: in der Leistung dieser Anlagen bestand eine schreiende Ungleichheit. Bei einer alten Schatzung vom Jahre 1527 hatten die Stände ihr Einkommen nicht allein nach den liegenden Gründen, sondern nach dem gerade obwaltenden Vermögenszustand angegeben; und diese Vermögensansage nun diente zur Norm bei allen Auflagen. Noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte man einige Steuern, deren Aufbringung unbequem ge-

wesen wäre, durch eine Reluition abgekauft und diese dann ebenfalls in Form jener Schatzung aufgebracht. Auch in den einzelnen Kreisen waren die Mindermächtigen offenbar überbürdet; es wird ein Beispiel angeführt, wo die Herrschaft die Anlage so verteilt habe, daß sie, statt etwas beizutragen, vielmehr einen ansehnlichen Gewinn davon inne behielt.

Die Stände, wie sie nun einmal im Laufe der Zeit sich gebildet, waren das Land. Sie bewilligten der Regierung nicht, was diese bedurfte, sondern was ihnen darzubieten gut schien; in Wetteifer mit den übrigen Provinzen, so wenig als möglich zu zahlen, und doch wieder unaufhörlich durch persönliche Rücksichten auf den Hof bestimmt. Der Auflagen waren so mancherlei, daß man kaum mehr wußte, was man zu geben hatte; ob sie dem Landesaufkommen zuträglich seien oder nicht, ward wenig beachtet.

Friedrich beschloß nun, diesen Zustand der Dinge zu ändern, die Grundsätze der Landesverwaltung seiner übrigen Provinzen auch hier durchzuführen.

Nachdem er seiner Eroberung einigermaßen sicher geworden, am 29. Oktober 1741, erklärte er „aus souveräner oberlandesherrlicher Macht und Autorität“, er werde in Zukunft die Steuern, Akzisen und sonstigen Einkünfte in Niederschlesien von eigenen, in dem Lande einzurichtenden Kollegien verwalten lassen und entbinde hiemit die damit beauftragt gewesenen ständischen Abgeordneten von dieser Arbeit sowie von der damit verknüpften Verantwortung.

Am 7. November 1741 geschah die Erblandeshuldigung im Fürstensaale des Rathauses zu Breslau.

Das Merkwürdige dabei war, daß die Edelleute und Rittermäßigen auch aus den nicht inkorporierten Fürstentümern und freien Standesherrschaften einberufen wurden, während sonst Fürsten und Standesherren allein ihre Gebiete repräsentiert hatten. Die Versammlung war bei 400 Personen stark. Nach der amtlichen Erzählung huldigten die Deputierten der Bischöfe und der Fürsten kniend, wobei der König bedeckten Hauptes auf seinem Throne sitzen blieb; die Standesherrschaften, die städtischen und alle übrigen Deputierten leisteten ihren Eid stehend; auch der König hatte sich dann erhoben und den Hut abgenommen.

Ein freies Donativ von 100 000 G., welches ihm die Stände antrugen, lehnte er hier so gut ab wie in Preußen.

Man wird begierig, zu erfahren, ob nun nicht wenigstens bei dieser Gelegenheit von einer ständischen Verfassung die Rede

gewesen sei. Die Stände haben dem König darüber bereits am 24. Oktober geschrieben; in dieser Eingabe legen sie ihm alle seit Jahrhunderten erworbenen Freiheiten und Rechte zu Füßen und bitten ihn um eine neue Verleihung derselben. Der König antwortete, er beharre bei seinem Vorsatz, sie bei ihren Freiheiten und Rechten zu schützen, allein die Bedingung, die einst Kurfürst Friedrich Wilhelm in Magdeburg aufgestellt, fügte auch er in unumwundenen Worten hinzu; nur insoweit versprach er es, als dieselben ihnen selbst und der allgemeinen Wohlfahrt zuträglich seien.

In demselben Augenblicke, wo die aristokratisch-ständische Verfassung von Ungarn sich auf immer festsetzte, ward einem zwar nicht gleichen, aber doch verwandten Bestreben auf immer ein Ende gemacht. Dort erhielt sich die wie nach oben, so auch nach unten gerichtete ständische Eigengewalt; hier ward dieselbe von den Ideen des monarchischen Staates und einer auf gleichmäßigeren Rechten und Pflichten beruhenden Verwaltung zurückgedrängt. Weder das eine noch das andere erregte doch bei der damaligen Welt ein großes Aufsehen; sie war noch zu lebhaft mit der Auseinandersetzung der großen Territorialverhältnisse beschäftigt.

Den Tag nach der Huldigung ließ der König einige der angesehensten Mitglieder der Stände, unter denen die Grafen Schönaich, Räder, Logau, der Prälat von S. Matthia, die Herren von Jeutha, Reibnitz, Fürst, Eicke genannt werden, zu sich einladen und eröffnete sich ihnen in seinem Kabinett über die Art und Weise der Veränderung, die er in Schlesien eintreten zu lassen denke.

Vor allem solle der Unterschied zwischen den beiden Religionen, der bisher obgewaltet, aufhören; kein Katholischer solle deshalb, weil er das sei, sein Recht verlieren; noch ein Evangelischer dadurch gewinnen. Er selbst sei „durchaus ein Liebhaber der Toleranz“, er wünsche ein gutes Verständnis zwischen den beiden Parteien statt der bisherigen Verfolgung hervorzubringen.

Er beabsichtigte zwei Justizkollegien einzurichten, das eine in Breslau, das andere in Glogau, und dieselben mit Schlesiern zu besetzen, weil sich bei diesen eine größere Kunde ihrer Landesgewohnheiten vermuten lasse: doch solle bei einem jeden ein Brandenburger angestellt werden.

Bei dem Finanzwesen könne er keine Schlesier anstellen, bevor nicht die, welche dabei zu dienen geneigt seien, in den alten Landen dazu geschickt gemacht würden; denn in diesem Zweige

habe er eine große Veränderung vor. Binnen Jahr und Tag denke er eine neue Klassifikation aller Güter und alles Einkommens zustande zu bringen und danach die Kontribution zu bestimmen, so daß jeder Ort wisse, was und wieviel er jedesmal zu entrichten habe; außerordentliche Abgaben werde er auch dann nicht fordern, wenn er in Krieg verwickelt werde. Die Akzise auf dem Lande wolle er abschaffen und durch eine Nahrungssteuer ersetzen.

In der Mitte des Krieges hatten sich mannigfaltige und sehr begründete Klagen über die gewaltsamen Werbungen erhoben. Der König sagte, er werde die Regimenter bestimmen, welche zur Werbung befugt sein sollten; jeder Beschwerde müsse dann der Oberst des Regiments abhelfen, sollte dieser es versäumen, so solle man sich nur an ihn, den König, wenden.

Zu diesen wichtigen Einrichtungen, fügte Friedrich hinzu, werde es einiger Zeit bedürfen, doch möge man ihm glauben, daß seine Absicht nur auf das Wohl von Schlesien gerichtet sei; den Erfolg davon werde man in Zukunft sehen, wenn auch der Anfang selbst schwer sei.

So bestimmt, einfach und umfassend ward der Provinz eine neue Zukunft angekündigt, und unverzüglich schritt man nun zu den Vorbereitungen der neuen Einrichtungen.

Am 19. Dezember 1741 versammelten sich die bisherigen Landesältesten und eine Anzahl von Deputierten der Ritterschaft, um eine nähere Eröffnung darüber zu empfangen.

Die Proposition, die ihnen vorgetragen wurde, geht von den drei Hauptgrundsätzen aus, daß die öffentlichen Abgaben zu der wahren Landesnotdurft, zu nichts anderem verwendet, daß sie mit gleichen Schultern getragen und vornehmlich, daß sie fest bestimmt sein müßten. Von dem allen habe in Schlesien bisher nichts stattgefunden; um es aber dahin zu bringen, sei nach der Erfahrung der übrigen königlichen Länder nichts nützlicher, als in den geschlossenen Städten eine wohlbestellte Akzise, auf dem platten Lande eine gut eingerichtete Steueranlage; und für die Verwaltung herrschaftliche Finanzkollegien mit wohlunterrichteten, in königlichen Pflichten stehenden Dienern. Die Akzise, welche in Schlesien auch das offene Land umfaßte, verursache daselbst lauter Unterschleife, Plackereien, falsche Eide; sie solle da schon von dem ersten Januar ab wegfallen; in den Städten wolle man ihr eine Einrichtung geben, daß deren Emporkommen dadurch befördert werde. Die Einbringung der Kontribution auf dem Lande, bei der zwar zunächst die alte Schatzung oder In-

diktion stattfinden, aber sofort eine Änderung von Grund aus eintreten solle, werde angestrengte Tätigkeit nötig machen. Der König würde kein Bedenken tragen, sie den Landesältesten zu überlassen, aber er wisse, sie seien unbesoldet, zum Teil hoch in Jahren; keiner werde seine Geschäfte versäumen wollen; er ziehe vor, sie der Landesverrichtungen zu entlassen und statt ihrer besoldete königliche Landräte zu ernennen, um diese den Kreisen und deren Kassen vorzusetzen; ein so großes Zutrauen hege er aber zu den niederschlesischen Ständen, daß er hiebei alle Fremden ausschließen und nur in dem Kreise selbst angesessene Ritterbürtige von Adel dazu ernennen wolle. Die Ernannten, ihrer neunzehn in dem breslauischen, sechzehn in dem glogauischen Bezirke, waren anwesend und erklärten sich, bis auf einen einzigen, bereit, in die Dienste des Königs zu treten. In dessen Namen ward die Überzeugung ausgesprochen, daß die Einrichtungen, bei denen sich die alten Provinzen so wohl befunden, auch zum Gedeihen der neuen gereichen würden; dem Kontribuenten komme die Ordnung und Gleichheit zugute, mit der er seine Lasten abzuführen habe; dadurch aber werde auch der Fürst in den Stand gesetzt, das Land gegen Mangel und Elend, hauptsächlich aber gegen feindliche Anfälle zu schützen.

Schon waren die beiden Kriegs- und Domänenkammern eingerichtet, unter der Leitung der bisherigen Vorsteher des Feldkriegskommissariats: Reinhard in Breslau, Münchow in Glogau; von diesen gingen die Ernennungen aus; sie haben den König erinnert, daß der Zustand von Schlesien es besonders notwendig mache, die Beamten gut zu besolden. Der König sprach die Hoffnung aus, daß diese Kammern ein rechtes Muster guter Ordnung, richtiger und genauer Pflichterfüllung werden, unter anderem auch die erforderliche Verschwiegenheit beobachten würden.

Was sich in den alten Provinzen nicht ohne ein gewisses Gegeneinanderwirken von mancherlei Kräften gebildet, aber alsdann als nützlich bewährt hatte, nahm man in die neue, welche im ganzen dieselben Volkszustände darbot, herüber. Doch hatte man auch das Gefühl, daß man hier von vorn anfange, und wollte zugleich das System verbessern. Die Provinz ward nicht der allgemeinen Leitung des Generaldirektoriums unterworfen; schon im März 1742 ward Münchow zum Präsidenten wie der Glogauer so auch der Breslauer Kammer, also zum Vorstand der gesamten schlesischen Verwaltung und zugleich zum Staatsminister ernannt; kein anderer Wille als der des Königs und des Ministers hatte in die neue Organisation einzugreifen.

Ludwig Wilhelm von Münchow war der Sohn jenes Kammerpräsidenten von Küstrin, dem Friedrich bei seinem dortigen Aufenthalt mancherlei Erkenntlichkeiten schuldig geworden war, den er wohl als seinen Wohltäter bezeichnet hat; es machte ihm Vergnügen, den Sohn desselben zu befördern; aber dieser selber zeigte sich dessen auch vollkommen würdig. Er hatte mit dem König die nämlichen nationalökonomischen Grundsätze, wie sie dort in jener Küstriner Schule sich ausgebildet, verstand seine Absichten und ging mit voller Hingebung darauf ein; für die praktische Verwaltung zeigte er zwei gleich unentbehrliche Eigenschaften: Umsicht und Energie.

Man begann mit einer Bestimmung des zunächst von Niederschlesien allein zu Leistenden. Eine Durchschnittssumme dessen, was die Provinz bisher aufgebracht hatte, ward festgesetzt, davon abgezogen, was sich von den Domänengefällen erwarten ließ, und das übrige, was durch Steuern und Akzise bisher eingekommen, zwischen Land und Stadt verteilt, so daß den Städten nur die Akzise, dem Lande nur die Kontribution zur Last falle. Der König fand, daß die Summe zu seinem Kriegsstaat hinreichen werde, wofern man sie nur eben hauptsächlich zu diesem anwende. Nach den ersten Versuchen, denn anfangs hatte man gezweifelt, erklärte Münchow, daß die Sache gehen werde, obwohl, da die bisherigen Rechnungen und Gegenrechnungen aufhörten, alles doch ein ganz anderes Ansehen gewann und bei weitem schwerer fiel.

Die Hauptsache war nun aber, die Kontribution, welche die vornehmste Last ausmachte, besser zu verteilen. Es war das große Werk, welches den Schlesiern verheißen worden, die Ungleichheit der Lasten abzustellen, über welche man schon ebenso lange klagte, als man überhaupt Steuern zahlte, um deren willen schon mancher sein Vaterland verlassen hatte. Unter Münchows Leitung ward dann sofort Hand angelegt.

Wer weiß nicht, was sich überhaupt gegen Veränderungen des Katasters einwenden läßt, dessen Unvollkommenheiten entweder durch den Wechsel des Privatbesitzes geheiligt oder durch das Leben ausgeglichen werden; aber hier war die erste Schätzung ganz willkürlich gewesen; der spätere Gebrauch, das Übergewicht der Vornehmen über die Geringen hatte die Ungleichheiten immer stärker gemacht, so daß sie eine der größten und begründetsten Landesbeschwerden ausmachten. Der neuen Herrschaft konnte vielleicht nichts Glücklicheres begegnen, als ein Werk vollenden zu können, das man so allgemein für notwendig hielt.

Schon die vorige Regierung hatte mit vielem Eifer daran gearbeitet. Im Jahre 1723 hatten Herrschaften und Untertanen Bekenntnisse über den Umfang und Ertrag ihrer liegenden Güter ausstellen müssen; eine Befundtabelle war 1725 hiernach aufgenommen, doch noch nicht für sicher genug gehalten worden. Eine Rektifikationskommission hatte seit dem Jahre 1736 sich vornehmlich damit beschäftigt, die Hebungen und Nutzungen anzuschlagen. Aber nach so vielen Vorbereitungen hatte der Wiener Hof dann nicht den Mut gehabt, eine so tiefgreifende Neuerung, welche viele angesehene Leute verletzen mußte, durchzuführen.

Die neu eintretende Regierung dagegen sah darin eine Pflicht und ein Mittel, ihren Besitz erst recht zu begründen.

Der erste Versuch ward im Februar 1742 im Kreise Schwiebus gemacht; er führte zu dem Ergebnis, wie Münchow berichtet, daß der Kreis eine ansehnliche Summe mehr aufbrachte und die bessere Verteilung doch jedermann zufriedenstellte; ein ähnliches gab ein zweiter, den man absichtlich in einer ganz anderen Landesgegend, im Kreise Frankenstein, anstellte, und man beschloß nun, die Sache systematisch anzugreifen.

Unter Münchow, der die obere Leitung führte, ward eine Hauptkommission gebildet, die ihren Sitz in Breslau nahm. Das tätigste Mitglied derselben war Karl Gottfried von Thile, in dessen Büchern, unter wenig anziehenden Formen, sich neben einer vortrefflichen Kenntnis des Gegenstandes das nicht eben häufig vorkommende Talent zeigt, aus der Praxis auf ihrem Wege zur Theorie aufzusteigen, und der nun dabei auch den Ehrgeiz hatte, zu einer der Meinung, die er von seinem Verdienst hegte, entsprechenden Stellung zu gelangen. Die vornehmsten Grundsätze, die bei dem Geschäft beobachtet werden sollten, setzte die Kommission unter Zuziehung der Kammern fest. Dann schritten die Klassifikationskommissionen, deren man zu gleicher Zeit mehrere in den verschiedenen Kreisen des Kammerbezirks mitrechnete, sogleich ans Werk. Eine unbeschreibliche Erleichterung gewährte es, daß man die unter der vorigen Regierung zustande gebrachten Tabellen zugrunde legen konnte. In diesen waren die Klassen des Bodens nach den Körnern bestimmt worden, welche die Aussaat trägt: die erste zum sechsten, die zweite zum fünften, die dritte zum vierten, die vierte zum dritten Korn; doch hatte man dafür gesorgt, in jeder Gemeinde und jeder Herrschaft, indem man einen Durchschnitt zog, immer einerlei Körnerertrag in Anschlag zu bringen. Ebenso waren die Nutzungen der Hölzer und Teiche,

die Zinsen und Dienste in vier verschiedene Klassen verteilt worden. Bei diesen Festsetzungen beschloß man stehenzubleiben, sobald die Steuerpflichtigen keine erheblichen Einwendungen machen würden. Nun geschah dies zwar nicht selten, und man kennt einen Fall, in welchem bei 400 Zeugen haben abgehört werden müssen, aber eigentliche Lokalrevisionen vermied man doch so viel wie möglich; die frühere Arbeit erwies sich im ganzen gut und haltbar, und man konnte rasch fortschreiten. Mitte Dezember 1742 war man mit siebenthalbhundert, Ende Februar 1743 mit mehr als 2000 Dörfern, überhaupt mit 22 Kreisen fertig, und in 11 anderen ging man eifrig vorwärts. Ende Mai hatte Münchow das Vergnügen, dem König melden zu können, daß das ganze Werk in dem gesamten Niederschlesien glücklich zustande gebracht worden sei. Einmal im Zuge, ergoß sich diese Tätigkeit nunmehr unverweilt auch über Oberschlesien und Glatz, die indessen erworben worden. Schon im August war man mit 600 Dörfern zustande; die vollendete Klassifikationstabelle von Oberschlesien konnte im Oktober, am 1. November die von der Grafschaft Glatz überreicht werden.

Es fehlte nicht an Einwendungen gegen diese Arbeit, die sie während ihrer ganzen Vollziehung begleiteten. Manche fanden die Anschläge überhaupt zu hoch: man erwiderte ihnen, der beste Gegenbeweis liege darin, daß die Kaufanschläge immer bei weitem höher seien. Andere hätten mehr neue Lokalrevisionen gewünscht; die Antwort war: den neuen werde dann ebensogut widersprochen werden wie den alten. Das Fürstentum Sagan führte Beschwerde, daß auf die schlechte Beschaffenheit seines Bodens so wenig Rücksich genommen werde, und hatte sogar einen der Kommissarien auf seiner Seite; aber die Hauptkommission bewies diesem, daß er mehr nach Hörensagen als aus eigener Kunde urteile; und blieb dabei, das Herzogtum sei nach denselben Grundsätzen behandelt wie alle anderen schlesischen Herrschaften, und den Mängeln des Bodens hinreichend Rechnung getragen. Vor allem aber auf diese Gleichheit der Behandlung komme es an, nach der man früher so viel und so oft geseufzet habe; der Kataster sei gründlich, die Klassifikation gerecht; jetzt erst lasse sich das bisherige Mißverhältnis in der Anlage der öffentlichen Lasten heben.

Nun aber kam es auf eine Bestimmung dieser Lasten, dem gefundenen Ertrage gemäß, selber an.

Die schlesische Verfassung unterschied sich dadurch, daß seit langer Zeit auch der Adel und die Geistlichkeit zu den Steuern herbeigezogen worden waren.

In einem Teile des schlesischen Adels stieg die Hoffnung auf, sich bei der Veränderung der Regierung dieser Pflicht entziehen zu können; die Ritterschaft von Jauer, Glogau, Sagan, Liegnitz, Wohlau wendete sich im April 1742 an den König mit der Bitte, da ihnen das Glück zuteil geworden, unter seinem glorreichen Zepter zu stehen und keiner seiner Vasallen es ihnen an Treue und Eifer zuvortun werde, sie nun auch in Hinsicht der Kontribution diesen gleichzustellen und sie von der Steuer zu befreien, wie sie vor alters von derselben befreit gewesen. Dahin jedoch ging weder die Meinung des Königs noch seines schlesischen Ministers. Der letztere bemerkte, wenn der Adel von der Steuer befreit werde, so würde entweder ein großer Teil der Einkünfte verlorengehen oder man müsse die Last auf die Bauern legen, zum offenbaren Verderben derselben. Der König bekannte sich im allgemeinen zu dem Grundsatz und sprach ihn in einem Edikte (nach einem Entwurfe Münchows) vom 28. April 1743 aus, daß in einem Staate, in welchem alle eines gleichen Schutzes genießen, auch alle zu den Abgaben, welche darauf verwendet werden, ihren Beitrag zu geben schuldig seien, ein jeder nach Beschaffenheit seiner Einkünfte; er, der König, unterwerfe selbst seine Domänen der Kontribution und habe sie katastrieren lassen.

Noch viel stärkere Widerrede als der Adel erhob die Geistlichkeit. Als die Kommission von den Erzpriestern die zur Katastrierung ihrer Widmuten und Einkünfte nötigen Nachrichten forderte, wendeten sie ein, daß es gegen die Gerechtsame eines Klerus laufe, zu der Landeskontribution herbeigezogen zu werden. Von einem Staat aber unter solchen Bedingungen, wie sie einst eine allgewaltige Hierarchie aufgestellt, hatte der König von Preußen keinen Begriff. Er erklärte, der Klerus sei allerdings von der Landakzise betroffen worden, habe Türkensteuer und manche andere Lasten getragen; unmöglich könne er von der Kontribution befreit bleiben, welche die anderen Stände treffe: unmöglich er, der höchste Bischof und Landesherr, sich in diesen Dingen etwas vorschreiben lassen.

Es ist eine der allgemeinsten und folgereichsten Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts, die Exemtionen der geistlichen Güter, namentlich in der katholischen Kirche, zu vernichten und sie den weltlichen gleichzustellen. In dieser Idee lebte auch Friedrich, und sein erster Entwurf ging sogar zu weit. Bei der Festsetzung der von dem mittleren Ertrag des Landes zu leistenden Abgaben wollte der König, daß die weltlichen Stände $28^1/_3$, die geistlichen dagegen 65 Prozent zahlen sollten.

Es zeigte sich bald, daß das nicht ausführbar war. Der Erzbischof Kardinal Sinzendorf, den man schon bei weitem niedriger angesetzt, hätte trotz dieses Nachlasses von ungefähr 80000 Taler Einkünften, die er überhaupt bezog, doch noch 21000 Taler an den Staat abgeben müssen. Er schrieb an den König: man habe nur berechnet, was er einzunehmen, nicht was er auszugeben habe: das Konsistorium, die Ökonomieverwaltung koste ihn allein 44000 Taler, während sein Einkommen aus dem preußischen Gebiete nur auf 60000 Taler anzuschlagen sei. Sein Brief ist im Tone der guten Gesellschaft geschrieben, bei aller Verehrung mit einer Freimütigkeit, die einen anderen hätte verletzen können, und sehr überzeugend. Da auch Münchow bestätigte, daß der Kardinal unter solchen Beschränkungen nicht würde bestehen können, so wurden ihm aufs neue 12000 erlassen; was ihm noch zur Last fiel, war nicht viel mehr, als was er auch sonst gegeben.

Ebenso hätten auch die Pfarreien nicht ohne verderbliche Wirkung so stark herangezogen werden können: man setzte sie auf $28^1/_3$ Prozent wie die weltlichen Güter. Die evangelischen Parochien wurden hievon nicht minder betroffen als die katholischen, doch war für jene schon die erworbene Gleichheit ein großer Gewinn; früher hatten sie zu einzelnen Steuern, z. B. für die Fortifikation, wohl zehnmal so viel als diese beitragen müssen.

Länger hielt der König in bezug auf die Stifte und Klöster an seiner Forderung fest. Den Jesuiten des Residenzhauses zu Wartemberg gab er auf ihre Beschwerde zu erkennen, welcher Anstrengungen es bedürfe, um die Unruhen abzuhalten, die dem Lande verderblich sein würden, und die demselben auferlegte Schuldenlast zu tilgen; dem Domkapitel zu Breslau führte er zu Gemüte, daß es ja im vorigen Jahre der Königin sehr ansehnliche Geldsummen zugeschickt habe, auch für ihn möge es nun etwas tun. Man sieht, er betrachtete den hohen Beitrag zugleich als eine Kriegssteuer, aber darum konnte er sie doch nicht auf immer festhalten; in Oberschlesien wäre es ganz unmöglich gewesen. Der König setzte — denn einen Unterschied zwischen den beiden Landesteilen, wie man vorschlug, zu machen, hielt er auch nicht für ratsam — in dem einen wie dem anderen die geistlichen Stifte auf 45, die Kommendarien auf 40 Prozent an.

Die ersten Anschläge muß man als Versuche betrachten, über deren Ausführbarkeit erst der Erfolg entscheiden mußte. Auch das Nahrungsgeld, das man den Handwerkern und kleinen Leuten auf dem Lande anmutete, erwies sich viel zu hoch und mußte um die Hälfte herabgesetzt werden. Diese Herabsetzungen waren

Friedrich der Große und seine Generale.
Sitzend vor dem König der General von Zieten.
Nach einem Kupferstich von Daniel Chodowiecki.



Friedrich der Große auf einer Inspektionsreise durch seine Provinzen.
Nach einer Lithographie von G. Opitz.

aber nun doch im ganzen so bedeutend und bewirkten einen solchen Ausfall, daß an dem ursprünglichen Ansatz der übrigen Einkünfte nicht festgehalten werden konnte.

Der Vorschlag war gemacht, zur Deckung desselben alle weltlichen Güter, adelige sowohl wie bäuerliche, mit 35 Prozent zu belasten. Dadurch würden aber die schlesischen Edelleute in ein gegen den Adel der übrigen Provinzen allzu nachteiliges, in sich selbst unhaltbares Verhältnis geraten sein; der König wollte davon nichts hören. Obgleich er niemand lieber erleichtert hätte als die Bauern, so mußte er sich doch entschließen, ihnen 40 Prozent des Klassifikationsanschlages aufzulegen. Auch hiefür war ein Motiv, da sonst der Unterschied zwischen Schlesien und den übrigen Provinzen zu stark und zu schreiend geworden wäre. Man rechnete, daß die Bauern in Schlesien bei einer Anlage von $28^1/_3$ Prozent nur halb soviel zu zahlen haben würden als die märkischen und pommerschen; auch nach der nunmehr ansehnlichen Belastung blieben sie noch immer leichter angelegt als jene.

Die Städte leisteten ihren Beitrag durch die Akzise, wogegen alle direkten Auflagen daselbst wegfielen. Der Grund, daß auf diese Weise ein jeder so viel zu den allgemeinen Lasten beitrage, als er für sein Gewerbe und seine Wirtschaft nötig und gemächlich finde, ward auch hier geltend gemacht, und die Veränderung mit Freude begrüßt, zumal da man einige Erleichterungen der Akzise für den Handel hoffen ließ.

Das Verhältnis der Beisteuer stellte sich nun folgendergestalt: das durch dieselbe zu deckende Bedürfnis des Militärstaates betrug drittehalb Millionen; davon brachten die Bauern zwei Fünfteile auf, die Städte nahe an ein Fünfteil, die Edelleute um den dritten Teil mehr als ein solches; das letzte Fünfteil kam von den geistlichen Gütern und den kleinen Leuten ein. Die Gleichartigkeit der Landeseinrichtungen ward im allgemeinen aufrechterhalten, der Adel behielt ein Vorrecht, aber ein bei weitem geringeres; die Bauern waren nicht allein gegen ihren früheren Zustand, sondern auch gegen die übrigen Provinzen in Vorteil.

Jede Einführung einer neuen Ordnung der Dinge hat ihre Beschwerden; diese um so mehr, da sie einen ganz anderen Charakter atmete als das bisherige System und man wohl die Besorgnis hegte, der König werde immer mehr verlangen; er hielt für nötig, etwas zur Beruhigung der Gemüter zu tun. In einem besonderen Edikt führt er aus, daß die Abgaben einzig und allein zum Besten des Landes, hauptsächlich zum Unterhalt der Armee dienen sollen, deren Verbrauch alsdann wieder den Landbau und die

Gewerbe befördern werde. Er fügte ein Versprechen hinzu, welches jedoch mehr den herrschenden Ansichten von dem objektiven Wert des Geldes als der Natur dieses Tauschmittels entspricht, daß fortan und zu ewigen Zeiten dem Lande niemals ein höheres Steuerquantum aufgelegt werden sollte; sein Sinn war nur, jene Besorgnisse zu heben. Er sagte zu, daß er niemals eine außerordentliche Steuer auflegen, besondere Leistungen vergüten, Unglücksfälle entschädigen werde; da die Auflage hierzu nicht hinreichen würde, habe er die Einkünfte aus seinen Domänen dazu bestimmt.

Der schlesische Etat ward im Jahre 1744 auf 3 265 000 Taler fixiert, um 100 000 Taler niedriger als anfangs beabsichtigt worden; eine Summe, welche dem Verhältnis des Umfanges und der Menschenzahl entsprechend, die Einkünfte des Staates ebenfalls ungefähr um ein Dritteil vermehrte.

Doch hatte Schlesien in jenen Schulden, die auf die Provinz hypothekiert worden, noch einige eigentümliche Lasten, die nun auf die königlichen Kassen fielen.

Gegen die holländische Schuld stellte Friedrich, nach dem Wortlaut des definitiven Friedens, Gegenliquidationen auf, welche aus jenen Anforderungen an die Zölle der Maas entsprangen; die englische zu tilgen traf er augenblicklich Anstalt. Man ging bei der Übersendung der Gelder sehr eigentümlich zu Werke. In den landesüblichen Münzsorten, wie sie eingingen, übergab sie Münchow in wohlverwahrten Fässern an einen von Splittgerber und Daum als sicher empfohlenen Fuhrmann, unter der Adresse eines höheren Beamten; die Absicht war, alles Aufsehen zu vermeiden und zugleich den damaligen guten Stand des Silbers zu benutzen.

Zu des Königs eigenen Händen kamen nicht mehr als 16 000 bis 17 000 Taler des Jahres in monatlichen Sendungen, durch die Post befördert, deren Scheine sich bei den Akten befinden; ein bescheideneres persönliches Einkommen könnte keinem Präsidenten einer Republik genügen.

Leider sind von den monatlichen Berichten Münchows, die über den allmählichen Fortgang der Verwaltung die beste Auskunft geben würden, die meisten verloren; von den übriggebliebenen will ich nur einen, vom 16. November 1743, ausziehen, aus dem man sieht, wie die Dinge damals standen. Münchow meldet darin, die Steuern für den Oktober seien besser eingegangen als bisher; nur bei den Stiften und oberschlesischen Kreisen lasse sich manches vermissen; die Pachtgelder von den Ämtern seien ebenfalls eingelaufen und für das nächste Jahr dürfe man das-

selbe hoffen, da die Saat vortrefflich stehe; — schon zeige sich die brandenburgische Feuerordnung auch auf dem Lande wirksam; die Auswanderung einiger oberschlesischer Bauern ersetze sich durch das Anziehen lausitzischer Handwerker, besonders aber französischer und schweizerischer Familien, welche große Hoffnung erregen; die Akzise in den Städten liefere bereits einen Mehrertrag, und dabei sei das Gewerbe in guter Aufnahme, wie man denn soeben Leinwand nach Hamburg und nach Italien, Tuche nach der Schweiz und nach Polen in ansehnlichen Lieferungen versende. Durch zwei Messen, die nach Beratung mit den Kaufleuten eingerichtet wurden, hoffte man dem Handel von Breslau neuen Schwung zu geben. Man begann Ländereien urbar zu machen, Fabrikanten methodisch herbeizuziehen, alle Grundsätze auszuüben, welche diesem Staate überhaupt eigen waren. Eine der wichtigsten Rücksichten bildete die militärische Einrichtung des Landes: Friedrich selbst widmete den Fortifikationen von Neiße, Kosel, Glatz eine unausgesetzte Aufmerksamkeit. Münchow berichtet, das Kantonwesen nehme einen guten Fortgang, schon komme der Landbewohner, selbst in Oberschlesien, den Regimentern gegen die Desertierenden zu Hilfe; die angefangenen Kasernen und Magazine zu Breslau, Brieg, Schweidnitz werden bald unter Dach sein; er denkt eine Reise nach Oberschlesien zu machen, um nach dem Wunsche des Königs eine Landmiliz einzurichten. Man trug Sorge, die Exzesse der Soldaten, welche die frühere Vorliebe für dieselben sehr geschwächt hatten, zu verhüten.

In alten Zeiten war die Eroberung zugleich Unterwerfung; in neueren Zeiten ist sie Vereinigung, Anschließen; sie mußte es besonders hier sein, wo das Erbrecht den Grund und ersten Anlaß der Erwerbung ausmachte: Schlesien mußte mit den übrigen Provinzen zu einem Ganzen zusammenwachsen.

Eine Schwierigkeit bot es jedoch dar, welche in anderen Provinzen wohl auch vorgekommen war, aber in viel geringerem Umfange, und welche hier die große Lebensfrage bildete; die Verschiedenheit der Religion.

Wir haben gesehen, wie von allen Übelständen der österreichischen Verwaltung der größte in der Bevorzugung der Katholiken und dem Drucke der protestantischen Bevölkerung lag, wie gerade das Mißvergnügen und die Besorgnis derselben zu den Siegen des Königs von Preußen mächtig beitrug. Nach der Besitznahme hätte die Frage entstehen können, ob nun nicht die

protestantische Kirche zur herrschenden in Schlesien erhoben werden solle.

Dazu aber reichte, um das einfachste Moment anzuführen, der Vorteil, den man erfochten, doch an sich nicht hin. Man hätte dadurch die ganze katholische Welt in Aufregung gebracht, der Gefahren zu geschweigen, welche im Innern entstanden wären. Überdies aber, die Gesinnung des Königs Friedrich war fern davon.

Schon in den Präliminarien hatte er die Aufrechterhaltung des Status quo der katholischen Kirche nicht weniger als die der Besitztümer und der Gerechtsame der Einwohner bewilligt, jedoch mit dem Vorbehalt der Rechte der Souveränität. Bei dem definitiven Frieden wünschte nun die Königin diese Rechte in beiderlei Beziehung näher zu bestimmen: sie schlug eine Klausel vor, die dieselben in weltlichen und geistlichen Dingen beschränkt hätte.

Was die ersten anbelangt, so verwarf dies der König unbedingt, nicht als denke er seinen Untertanen beschwerlich zu fallen, sondern weil er ihnen keinen Anlaß zum Widerstand geben wolle. Die Einrichtung der Provinz, in der er eben begriffen war, würde er alsdann nicht haben vollenden können, ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen dem Wiener Hofe und der Provinz hätte sich gebildet. In bezug auf die Religion dagegen gab Friedrich ohne Schwierigkeit nach und ließ sich die Beschränkung der freien Souveränität, die in jener Klausel lag, wirklich gefallen.

Das war nun dabei die Meinung des österreichischen Hofes wohl nicht, jede kleine Veränderung in untergeordneten Verhältnissen zu verhindern: er wollte nur im allgemeinen nicht zugestehen, daß auf den Grund des Souveränitätsbegriffs die katholische Religion bedrängt würde. Es hätte ja ein Reformationsrecht gegen die Katholiken ausgeübt, der ganze äußere Bestand der Kirche zweifelhaft gemacht werden können.

Allein Friedrich verstand die Worte ganz wie sie lauteten und hielt auf das strengste darüber, obwohl die evangelische Bevölkerung davon doch wieder sehr hart berührt wurde. Von allen den Hunderten von Kirchen, welche ihr entrissen worden, bekam sie keine einzige zurück, auch nicht da, wo sie noch immer vorherrschend war.

Dem König Friedrich lag alles daran, den Hader zweier religiöser Parteien, die über das Mein und Dein so oft miteinander gekämpft hatten, nicht wieder zu erneuern, er hatte doch erst den

Wahn abzuwehren, als werde von Preußen eine große protestantische Reaktion ausgehen.

Es schien ihm genug, wie denn auch nur eben dies in dem Frieden gesagt wird, daß er den Protestanten Gewissensfreiheit im vollsten Umfange verschaffte. Sie hingen nicht mehr von katholischen Konsistorien ab; aller den Gottesdienst betreffenden Beschränkungen wurden sie entledigt. Bald kamen wieder Übertritte zu ihrem Bekenntnisse vor, obwohl die Regierung sich hütete, sie zu begünstigen. Sowie man sah, daß die alten Kirchen und ihr Vermögen nicht zurückgegeben werden sollten, legte jede Gemeinde, die irgend dazu Kräfte hatte, Hand an, sich einen steinernen Tempel zu bauen und einen Pfarrer zu besolden; in kurzem sind 200 neue Bethäuser entstanden, die doch erst später den Namen Kirchen erhielten.

Der Gegensatz der alten und neuen Verhältnisse tritt unter anderen in einer Rede hervor, mit welcher Cocceji die Oberamtsregierung (d. i. das Justizkollegium) in Breslau am 1. Februar 1742 eröffnete. Er setzte den Zweck derselben nicht allein in die Handhabung der Gerechtigkeit, welche das äußerliche Band sei, das die menschliche Gesellschaft durch die Furcht vor zeitlicher Strafe zusammenhalte, sondern auch in die Erhaltung des innerlichen Bandes, der Religion, nämlich inwiefern ein jeder nach den Prinzipien seines Glaubens behandelt und dadurch die Gemüter der Untertanen miteinander vereinigt werden sollten.

Eben bei der Gerechtigkeitspflege war bisher ein widerwärtiger Unterschied zwischen den beiden Religionsparteien zum Vorschein gekommen; von diesem vor allem sollte mehr die Rede sein. Den königlichen Behörden ward zur besonderen Pflicht gemacht, die Katholiken bei ihrer Religion zu schützen.

Nun liegt freilich am Tage, daß hiemit bei weitem nicht alle Schwierigkeiten dieser Verhältnisse erledigt waren; der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, welcher in der Natur der Dinge liegt[1], mußte hervortreten und er bekam hier eine neue Bedeutung, da der Fürst der protestantischen Konfession angehörte, dem die katholische Kirche die Rechte, die sie den Anhängern der eigenen zuerkennt, zu übertragen Bedenken trägt; es hat ein großes Interesse, wie Friedrich diese Verhältnisse ansah und behandelte; davon sei uns jedoch erlaubt erst dann zu sprechen, wenn wir von dem Ganzen des Staates, wie er nunmehr wurde, einen Begriff aufzustellen versuchen. Wo die Gegensätze der Prinzipien sich

[1] Vgl. darüber Reformation I, 3 ff.

nicht ausgleichen lassen, gewährt es schon einen Vorteil, wenn wenigstens der Widerstreit im Leben vermieden wird. Wer die Verwaltung der Provinz ansah, mußte gestehen, daß es hier mit der Duldung der verschiedenen Parteien ein Ernst war. Dieser Staat in seiner militärisch-finanziellen Organisation, an die sich nun auch diese Provinz anschloß, hatte überhaupt nicht den streng kirchlichen Charakter der Staaten der früheren Zeit; als einer der allgemeinsten Gedanken erhob sich in ihm das Prinzip der religiösen Toleranz, das der Fürst vermöge seiner ganzen Bildung und Sinnesweise zu seinem eigenen gemacht hatte. Um die Bedeutung der Sache zu ermessen, braucht man nur zu erwägen, was darauf erfolgt wäre, wenn Friedrich wirklich den Evangelischen in Schlesien das Übergewicht geben oder gar zu einer Reformation im antikatholischen Sinne hätte schreiten wollen. Der bittere Hader, den er damit erweckt hätte, wäre ein neues Moment der allgemeinen Weltbewegung geworden. Jetzt aber geschah, was man nicht zu erleben gehofft hatte, die Katholiken priesen Gott in ihren Kirchen so gut für den Frieden wie die Evangelischen in den ihren.

ZEHNTES BUCH

FRIEDRICH II. UND DAS DEUTSCHE REICH
URSPRUNG NEUER ENTZWEIUNGEN

Zur Auffassung der deutschen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert ist es vielleicht nicht unnütz, sich einmal, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, zu vergegenwärtigen, wie die Dinge im Jahre 1740 und nachher gegangen sein könnten ohne ein Preußen und einen Friedrich II.

Das leidet keinen Zweifel, daß beim Abgang der männlichen Linie des Hauses Habsburg ein Krieg über die österreichische Erbfolge ausgebrochen wäre. Von jeder Annäherung oder Bundesgenossenschaft unabhängig waren die Besorgnisse vor der lothringischen Übermacht und Feindseligkeit, die man in Versailles hegte, die Ansprüche des Hauses Wittelsbach, die man dort niemals aus den Augen verloren hatte, die Absichten des Familienehrgeizes der Bourbonen; Frankreich würde die Gelegenheit, den alten Streit, in welchem schon so große Erwerbungen gemacht, so viele glänzende Namen emporgekommen waren, zu Ende zu führen und sich auf immer als die vorwaltende Macht aufzustellen, unter allen Umständen ergriffen haben.

Bei der Schwäche des damaligen Ministeriums und des ganzen Zustandes von Österreich in militärischer und finanzieller Hinsicht darf man nicht annehmen, daß es sich hiergegen besser verteidigt haben würde als in den letzten Jahren; die Franzosen wären, ehe sich jemand geregt hätte, Meister der Rheinlande und der Donau gewesen: sie würden in Böhmen so wenig Widerstand gefunden haben, als Friedrich zuerst in Schlesien fand; das fortgehende Glück, die großen Hoffnungen hätten August III. ohne diesen Nachbar wahrscheinlich noch eher auf die Politik seines Vaters zurückgeführt. Ob Rußland, nach dem Tode der Kaiserin durch innere Irrungen beschäftigt, in Zeiten etwas dagegen hätte tun können oder tun wollen, ist doch sehr zweifelhaft.

Wenn aber auch Rußland sich zu tätiger Teilnahme erhoben und unter anderen den sächsischen Waffen Stillstand geboten, wenn — was bei der Unentschiedenheit der österreichischen Politik nur langsam geschehen konnte — England Hilfe in Geld oder in Truppen geleistet hätte, die Lage von Deutschland würde doch auch dann sehr armselig gewesen sein. Die Engländer und

Russen würden für Österreich, so wie die Franzosen für Bayern gefochten haben; die Königin hätte sich auf Ungarn angewiesen gesehen: die deutschen Staaten wären von der einen oder der anderen Partei mit fortgerissen worden; ein deutsches Interesse wäre nirgends erschienen.

Unter diesen Umständen muß es als ein Glück angesehen werden, daß es wenigstens *einen* Staat gab, der, wenngleich einseitig, doch eine eigene Sache verfocht, über unvergleichliche Streitkräfte gebot und nur von sich selber Rat nahm[1]. *Denn wie unentbehrlich auch die geordneten Formen einer allgemeinen Verfassung für eine große Nation sind, so beruht doch ihr Heil noch mehr auf dem lebendigen und kraftvollen Geist, der die Mittel der Macht zu finden und glücklich zu gebrauchen versteht.* Dem König von Preußen war es gelungen, sich auf das gewaltigste, unabhängig von allen Seiten, zu erheben; doch hatte sein Krieg auch noch eine andere Folge. Ihm gebührt, wie wir sahen, selbst ein bewußter Anteil daran, daß die Königin von Ungarn sich gegen Frankreich behauptete; die nicht so beabsichtigte, aber natürliche Rückwirkung hiervon war dann, daß sie ihre eigenen Kräfte kennen und anwenden lernte. Gleich aus dem ersten Kampfe gingen die beiden großen deutschen Staaten in einer Waffenmacht hervor, wie sie kein früheres Jahrhundert gekannt hatte.

Nun aber entstand die Frage, und es ist seitdem die wichtigste für die deutsche Geschichte geblieben, wie sich beide gegeneinander verhalten, ob sie sich jemals untereinander verstehen würden. Nicht allein das schlesische Ereignis entzweite sie, sondern zunächst noch mehr die Beziehung zu dem Reiche.

Österreich, der kaiserlichen Ehren gewohnt, konnte nicht ertragen, daß ein anderes Haus die höchste Würde im Reich bekleiden sollte. So beschränkt deren Prärogativen auch sein mochten, so gewährten sie doch noch immer nicht allein Ansehen, sondern auch den mannigfaltigsten Einfluß und einen Zuwachs von Macht. Preußen, in welchem dagegen die Idee des Territorialfürstentums, deren wir am Eingange gedachten, in einer Fülle von Kraft und einem inneren Bestand erschien, die niemand für möglich gehalten hätte, konnte doch nicht gemeint sein, das Kaisertum an sich zu bringen; noch weniger wäre ihm der Gedanke gekommen, sich vom Reiche zu trennen; demselben anzu-

[1] Vgl. Seite 10 sowie Päpste II, 465 ff.

gehören war nicht so sehr eine Pflicht als ein Recht. Dahin aber ging sein natürliches Bestreben, die höchste Gewalt nicht in Hände geraten zu lassen, von denen es Feindseligkeiten gegen sich hätte erwarten müssen, sondern ihr vielmehr selber eine den neuen Zuständen entsprechende Haltung zu geben.

Zur Vollziehung dieser Absicht war bereits während des Krieges das Notwendigste geschehen: Der Kurfürst von Bayern war zum Kaiser erhoben worden. So tätig auch die Franzosen dafür gewesen sind, so zeigen doch die Ergebnisse, daß es ohne die Teilnahme von Preußen wohl nie dahin gekommen wäre.

Erstes Kapitel.

Wahl und Stellung Kaiser Karls VII.

Wenn wir uns der ersten Zeiten nach dem Ableben Karls VI. erinnern, so hegte damals der Wiener Hof wenig Zweifel, daß der Großherzog von Toskana, Gemahl der Königin, zur kaiserlichen Krone gelangen würde. Man rechnete, daß man von den neun Kuren, die zu dieser Zeit gezählt wurden, vier für sich habe: Mainz und Trier von den geistlichen, Sachsen und Hannover von den weltlichen, und über eine fünfte, die böhmische, selber verfüge. Den Kurfürsten von Bayern, Karl Albert, der sich als Mitbewerber aufstellte, fürchtete man so wenig, daß man es für möglich hielt, sogar den Bruder desselben, den Kurfürsten von Köln, zu gewinnen, denn er esse doch das Brot der Stifter, die sämtlich gut österreichisch gesinnt seien. Wir sahen, wie bereit Friedrich war, seine Stimme dem Großherzog von Toskana zu geben, freilich unter der Bedingung, daß man seine Rechte auf Schlesien anerkenne; hätte man sich hierüber verstanden, so wäre die Erhebung des Großherzogs ohne Frage durchgeführt worden. Schon war der Kurfürst von Mainz sehr geneigt, den Großherzog, als Mitregenten von Böhmen, zur Wahlversammlung zuzulassen.

Der Ausbruch der preußisch-österreichischen Irrungen machte aber alles ungewiß.

Bayern und Pfalz, die seit einiger Zeit auch ihre letzte Streitigkeit über das Reichsvikariat verglichen hatten, hielten eng zusammen; so wenig zuverlässig der Kurfürst von Köln auch überhaupt war, so mochte er sich doch bei einer so großen Aussicht seines Hauses von demselben nicht trennen. Dagegen erhob der Kurfürst von Sachsen gegen die Mitregentschaft des Herzogs von Lothringen einen sehr nachdrücklichen Einspruch: denn was die Königin nicht ausüben dürfe, das Recht der Kur, könne sie auch nicht übertragen; mit der Sicherheit der böhmischen verlor der Hof von Wien zugleich die sächsische Stimme. Doch war auch damit die Sache nicht entschieden, da Sachsen, wenn es sich

gleich dem Großherzog widersetzte, sich darum noch keineswegs für den Kurfürsten von Bayern erklärte.

Hätte sich Maria Theresia im Mai 1741 mit Preußen verständigt, so würde der Großherzog wahrscheinlich auch dann noch gewählt worden sein. Der Kurfürst von Mainz sagte einem jeden, der es hören wollte, der Ausgang des Wahlgeschäftes hänge von den Ereignissen in Schlesien ab. Wie hätte auch nicht eine Übereinkunft zwischen Preußen und Österreich zugunsten des Großherzogs jeden anderen Kronbewerber ausschließen sollen?

Da es nun aber zu einer solchen Abkunft nicht kam, die Feindseligkeit vielmehr erst damals recht ausbrach, so wagte auch der Kurerzkanzler dem Großherzog keine Gunst zu beweisen. Es war ein geborener Elz, ein würdiger Mann von guter Gesinnung, der die Mängel des bisherigen Reichssystems nicht verkannte, aber weder die Schärfe des Geistes noch die Entschlossenheit des Charakters besaß — schon stand er hoch in Jahren —, um aus eigener Kraft eine Verbesserung desselben zu unternehmen. Wohin die Mehrheit im Kurfürstenkollegium sich neigte, das war er als der Präsident desselben entschlossen anzunehmen; seine Pflicht schien ihm vor allem, eine Spaltung zu vermeiden. Der talentvollste seiner Räte, des Namens Grosschlag, der im Dezember 1740 in Berlin war, hatte dort eine Idee von der Macht und den Absichten Friedrichs II. gewonnen. Dem Andringen des französischen Hofes zugunsten von Bayern gab der Kurfürst in Mainz noch nicht nach, auch als die Franzosen den Rhein überschritten, aber er erklärte doch, wenn der König von Preußen beitrete, so daß Karl Albert mit Sicherheit auf vier Stimmen zählen könne, so wolle er ihm die seine als die fünfte geben.

Der geheime Artikel des Vertrags, durch welchen Friedrich sich hierzu verbindlich machte, konnte in Mainz nicht mitgeteilt werden, aber nach und nach liefen sehr deutliche Erklärungen von ihm bei seinem Wahltagsgesandten ein. Am 1. August wies er diesen im allgemeinen an, sich an Belleisle und die mit Frankreich verbündeten Höfe zu halten, doch ohne ihn noch schlechthin zu binden; am 22. August, nicht nur nichts ohne Teilnahme des Marschalls zu tun, sondern in allen Stücken mit ihm im Einverständnis zu handeln, wobei jedoch die Verbindlichkeit, in den wichtigsten Dingen anzufragen, wenigstens nicht zurückgenommen wurde; endlich am 26. September, auch zur Hauptsache zu schreiten, ohne eine weitere Rückfrage zu tun oder eine andere Instruktion zu gewärtigen.

Es war die zweite dieser Weisungen, welche dem Kurfürsten

von Mainz mitgeteilt wurde und seine Entscheidung bewirkte. Durch seinen Neffen tat er hierauf dem Marschall Belleisle zu wissen, daß er sich den nunmehr gewonnenen vier Stimmen anzuschließen gedenke. Er machte nur die einzige Bedingung, daß der König seine Meinung nicht ändere, was nach dem Schreiben vom 6. nicht mehr zu fürchten stand.

Die Bildung der Mehrheit aber, verbunden mit zutreffenden Kriegsereignissen, hatte nun, wie in früheren Zeiten so oft, die Wirkung, auch die Unentschiedenen zu einem Beschluß zu bringen.

Auf Georg II. wirkte zugleich die Annäherung französischer Truppen und die Mahnung von Preußen und Mainz. Schon am 14. September schrieb er eigenhändig dem Kurfürsten von Bayern, daß er dem Wunsche desselben nicht länger entgegen sein wolle. Dieser ersuchte hierauf die Franzosen, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, die in Deutschland nur einen schlechten Eindruck machen würden. Und da nach manchem Schwanken jetzt auch Sachsen seinen Widerspruch aufgab, von Trier ein solcher ohnehin nicht zu besorgen war, so konnte man zu den Wahlhandlungen fortgehen.

Am 4. November ward die erste, zwar nur vorläufige, aber schon für die Hauptsache überaus wichtige Frage zur Abstimmung gebracht: ob die böhmische Kurstimme für diesmal zugelassen werden solle. Sechs Stimmen waren dagegen, die beiden andern erklärten, daß sie der Mehrheit für diesen Fall ihren Lauf lassen wollten, so daß die Ausschließung derselben beschlossen war. Der böhmische Gesandte mußte das von ihm bereits eingenommene Quartier wieder räumen.

Am 20. November wurden die Wahlkonferenzen durch eine feierliche Auffahrt eröffnet. Die sächsische Gesandtschaft hatte die ansehnlichste Begleitung, die hannoversche die schönsten Pferde, die bayerische das reichste Geschirr, die kölnische die kostbarste Livree; die brandenburgisch-preußische war die einfachste — entfernt von aller Pracht und Schaustellung; ihren Glanz empfing sie von ihrem König, dessen Name die Welt erfüllte und der diesen ganzen Akt in Bewegung setzte.

Es war nicht das Drängen der Franzosen, wie man vermutet hat, was die Beratungen der Wahlkapitulation, die sich sehr weit aussehend anließen, beschleunigte, sondern der Eifer des preußischen Kabinetts, welches nicht erwarten wollte, daß die günstige Stimmung der Kurfürsten durch irgendeinen Zwischenfall ungewiß werde. Infolge einer Denkschrift von Podewils, die der

König bewundernswürdig findet, ward der Wahltag auf die zweite Hälfte des Januar festgesetzt, so daß die Verhandlung nach diesem Termin, nicht etwa der Termin nach dem Laufe der Verhandlung sich bestimmen sollte.

Und wohl hätte der Wiener Hof erwarten dürfen, daß die glücklichen Erfolge seiner Waffen im Anfang des Jahres 1742 auf die Kurfürsten einen seinen Wünschen entsprechenden Eindruck machen würden; allein schon waren die Einleitungen getroffen: die Heftigkeit, mit der man von Wien aus sich erklärte, regte das Selbstgefühl des kurerzkanzlerischen Amtes auf: am 24. Januar 1742 ward die Wahl, am 12. Februar die Krönung des Kurfürsten von Bayern zum Kaiser vollzogen.

Kaiser Karl VII. — denn so nannte er sich — war freilich kein Fürst, der sich mit den alten deutschen Kaisern vergleichen konnte; dies erwarten, hieße den Wechsel der Zeiten verkennen. Handlungen äußerlicher Religiosität und Genüsse des Hoflebens, nicht frei von Ausschweifungen, hatten bisher seine Tage ausgefüllt; abgesehen hiervon schildern ihn die ihn kannten als einen Mann von feinem Geiste, lebendiger Tätigkeit, hochstrebend und nicht ohne Ideen. Auch er wollte selbst regieren, und was er unter seinen Ministern bedeutete, sah man hauptsächlich aus den Fehlern, die sie begingen, wenn er ihnen fehlte. Schmettau rühmt seine Gabe raschen Verständnisses und geschickter Beschlußnahme. Der preußische Gesandte, Klinggräfen, glaubte, sooft er an den Handlungen Karl Alberts irre wurde und Argwohn schöpfte, nicht besser tun zu können, als ihn selber zu fragen; nie hörte man ein unwahres Wort von ihm; Aufrichtigkeit und Güte leuchteten aus seinen Augen hervor. Hätte er ebensoviel Energie und eine ungebrochene Lebenskraft besessen, seine Erhebung hätte an sich noch einmal ein bedeutendes Ereignis für Deutschland werden können.

Es war schon eine unendlich wichtige Veränderung, daß das Haus Österreich nicht mehr das Kaisertum innehaben und der Sitz der wichtigsten Reichsgeschäfte nicht mehr in Wien sein sollte. Man hoffte, daß damit mannigfache Beschwerden über die bisherige Abhängigkeit der Reichsverwaltung von dem Hofe gehoben werden würden.

Hauptsächlich waren diese gegen den Reichshofrat gerichtet, denn er unterdrücke das Kammergericht, mißachte die wohlhergebrachten Privilegien, ersinne kaiserliche Reservatrechte, welche man nicht kenne, mische sich in Dinge, die ihn im Grunde nichts angehen, z. B. in Lehnssachen; statt sich an die Stände zu wenden,

denen die Erklärung der Gesetze zukomme, denke er nur darauf, den Kaiser auf seine Meinung zu bringen. Aber auch das Direktorium der reichsständischen Geschäfte, welches nur die Stände vertreten solle, habe sich viel zu nahe an den kaiserlichen Hof angeschlossen: nichts anderes werde vorgetragen, als worüber der Reichserzkanzler erst mit diesem übereingekommen sei. Kein Gesandter wage sich beiden zusammen zu widersetzen: mit einem, der das versuche, werde jeder Verkehr abgebrochen und sein Hof der Sache gar bald müde gemacht. Daher komme es denn, daß die Beistimmung des Reiches bei den auswärtigen Angelegenheiten eine reine Formel geworden sei: man ernenne Fürsten, welche dazu nicht tauglich seien, und suspendiere andere ohne hinreichenden Grund; man achte die Beschwerden des evangelischen Körpers für nichts.

Der Reichstag sei alle die achtzig Jahre, daß er bestehe, immer nach kaiserlichen Interessen geleitet worden: er sei ein Kongreß- und Bewilligungstag und habe den Charakter einer reichsständischen Versammlung nicht mehr. Besser man löse ihn auf und berufe einen neuen in mehr parlamentarischer Form.

Von dem neuen Kaiser durfte man zwar nicht erwarten, daß er allen Mißständen ein Ende machen werde, aber er konnte doch jenen indirekten Einfluß nicht ausüben, der auf einer überlegenen Hausmacht beruhte, wie sie Österreich besaß; der Natur der Sache nach war ein wittelsbachischer Kaiser viel mehr auf ein freies und gleiches Verhältnis zu den Ständen des Reiches angewiesen als ein österreichischer.

In früheren Jahrhunderten hatte es einigen geschienen, als könne der Schwerpunkt der deutschen Verfassung in die Städte und ihre Genossenschaft gelegt werden; wenn es aber überhaupt zweifelhaft ist, ob das jemals möglich gewesen wäre, so waren sie jetzt im Gegenteil von allem Einfluß ausgeschlossen. Sie sandten großenteils keine Abgeordnete mehr zum Reichstag, sondern trugen Regensburger Bürgern ihre Vertretung auf, deren Gespräche auf der Trinkstube ihren Kommittenten wenig Ehre machten.

In einer späteren Zeit hatte in den wichtigsten Angelegenheiten das fürstliche Kollegium den Ausschlag gegeben. Durch die große Anzahl geistlicher Mitglieder und den natürlichen Gegensatz der mindermächtigen weltlichen gegen die mächtigeren war es zuweilen in schwierigen Augenblicken das Werkzeug der kaiserlichen und katholischen Gewalt geworden; die Fürsten betrachteten sich dann als den eigentlichen Körper des Reiches; noch in

Voltaire.
Nach Lacroix.

Feldmarschall James Keith.
Nach dem Gemälde von A. Pesne.

dem siebzehnten Jahrhundert hatten sie sich in der Partei der Kapitulanten heftig geregt und soeben hielten sie eine auf die Erhaltung ihrer Vorrechte abzielende Zusammenkunft, die jedoch eben darin ihren Grund hatte, daß sie den alten Einfluß nicht mehr besaßen.

Das fürstliche Kollegium hatte einige seiner mächtigsten Mitglieder verloren: zuerst Bayern, welches die Kurwürde als einzigen Preis seiner Anstrengungen für den Katholizismus davontrug, hierauf Neuburg, das zur Kurwürde der Pfalz gelangte, endlich Hannover, für welches eine neue Kur errichtet ward; unter den geistlichen Stimmen, welche den Fürsten verlorengegangen, bemerkte man besonders die magdeburgische, die das Direktorium in evangelischen Dingen geführt, und selbst die österreichische, welche ihre selbständige Wirksamkeit dadurch eingebüßt hatte, daß die böhmische Kurstimme wieder erneuert worden war. Auch bei der Repräsentation der Fürsten hatte Armut oder Sparsamkeit zur Folge, daß zuweilen zwölf Stimmen in eine Hand gerieten und dadurch alles moralische Gewicht verloren; die Protokolle des Fürstenrates hatten oft keine wesentliche Bedeutung mehr.

Aller Verlust der übrigen war dem Kurfürstenkollegium zugute gekommen, dessen Mitglieder in der Tat die größte Summe der Macht im Deutschen Reiche darstellten; wie ganz anders als einst bei der Stiftung desselben im 14. Jahrhundert; an diese mußte sich nun das Kaisertum unter Karl VII. anlehnen.

Der Kurfürstenkonvent ward nach der Wahl förmlich eingerichtet und nahm sich der öffentlichen Sache eifrig an.

Auf ein Gutachten desselben ward der Reichstag von Regensburg nach Frankfurt verlegt; schon um die Mitte Mai 1742 begannen hier die Beratungen. Auf seinen Vorgang wurden dem Kaiser in den bedrängten Umständen, in denen er sich befand, 50 Römermonate bewilligt. Mit Nachdruck beschwert er sich, wie gegen den Wiener Hof, der die Reichsarchive auszuliefern Anstand nahm, so gegen den päpstlichen, der gegen die Kurwürde des unkatholischen Herzogs von Hannover protestierte und den König von Preußen noch immer als Markgrafen von Brandenburg bezeichnete. Dem ganzen Kollegium kam seine selbständige, die Würde des Reiches repräsentierende Autorität zum Bewußtsein.

Ob sich nun hieraus eine haltbare Vereinigung bilden, welche Richtung dieselbe etwa in den Geschäften des Reiches einschlagen konnte, mußte die Folge lehren.

Einen großen Anstoß erregte es, daß der neue Kaiser so vollkommen abhängig von Frankreich erschien. Hierauf antworteten

die einen, daß damit auch aller Hader mit Frankreich aufhören werde, der bisher nur durch die erbliche Feindseligkeit der Häuser Bourbon und Österreich genährt worden und dem Reiche so unendlich viel gekostet habe. Andere, wie König Friedrich II., glaubten, daß der neue Kaiser sowohl Ehrgeiz als Geist genug besitze, um den französischen Einfluß nicht in das Innere der Geschäfte dringen zu lassen, oder vielmehr sich desselben ganz zu entledigen. Ihm vor allem schwebte eine andere Gestalt der Dinge vor, beruhend auf einem Einverständnis der mächtigsten Fürsten im Innern, die vor alters gerühmte germanische Freiheit gewährend, frei von fremder Einwirkung; die Reichsgewalt wäre dem Territorialfürstentum gerecht geworden und hätte dagegen wieder dessen Unterstützung genossen.

Die bei weitem vornehmste Schwierigkeit hierbei war nun aber, daß sich Österreich dieser ganzen Kombination entgegensetzte: den übrigen gleichzustehen, wäre für den österreichischen Hof schon kaum erträglich gewesen, wieviel weniger, sich, wie zuletzt geschehen war, ausgeschlossen und allen Einflusses beraubt zu sehen.

Absichten von Österreich und England.

Als sich Maria Theresia im September 1741 entschloß, Niederschlesien an den König von Preußen aufzugeben, tat sie dies nicht ohne die Hoffnung, daß derselbe noch bewogen werden könne, seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Großherzog vorzubehalten. Soviel ich finde, haben jedoch die Vermittler mit Friedrich gar nicht davon zu sprechen gewagt, geschweige daß es sich bei ihm hätte erreichen lassen.

Auf das tiefste fühlte sie sich gekränkt, als ihr der Kurfürst von Mainz die auf Karl VII. gefallene Wahl meldete und zugleich auf Sicherheit und Frieden antrug.

Es war in den Tagen, daß täglich Nachrichten von dem Fortschreiten ihrer Truppen bei ihr eingingen, noch ehe der König von Preußen wieder im Felde erschienen war; sie faßte den herzhaften Entschluß, den neuen Kaiser nicht anzuerkennen, auf die Forderung des Friedens nicht einzugehen.

Allein da dies doch auch gefährlich werden konnte, indem nunmehr die kaiserliche Autorität sich der Bundesgenossenschaft zugesellte, durch welche ihr und ihres Gemahles Nebenbuhler stark war, so hielt sie für gut, wie vor kurzem in Ungarn, so jetzt in Österreich die ständische und die städtische Bestimmung für

sich anzurufen und sich ihrer auf jeden möglichen Fall zu versichern.

Am 3. Februar 1742 wurde der Adel und besonders die Bürgerschaft in Wien auf der Favorita in aller Frühe versammelt. Die Königin setzte sich auf ihrem erhöhten Throne nieder, die Krone auf dem Haupte, das Zepter in der einen, den Reichsapfel in der anderen Hand; zu ihrer Rechten, wo hundert Kerzen um ein hohes vergoldetes Kruzifix brannten, saß die Geistlichkeit, den päpstlichen Nuntius an ihrer Spitze; zu ihrer Linken saßen der Adel und die Magistrate der Städte.

Hierauf, nachdem Ruhe geboten und eine solche Stille eingetreten war, als ob kein Mensch zugegen wäre, geschah die Eröffnung, daß der Reichskanzler die Wahl Karls VII. angezeigt und darauf angetragen habe, die Friedenssicherheit herzustellen, eine mehrstündige Konferenz sei gehalten und von der Königin endlich beschlossen worden, ihre von Gott augenscheinlich gesegneten Waffen so leichten Entschlusses nicht niederzulegen; sie wolle sich aber der Treue ihrer Untertanen durch einen neuen Eid versichern. Hierauf erhob sich der päpstliche Nuntius — denn es war vor allem ein geistlicher Akt, den man vollzog — und legte den Versammelten die Frage vor: „Wollt ihr die oft beschworene Treue in jedem Falle, welcher sich auch ereignen mag, halten? Alle Befehle, die man euch gibt, befolgen? Wollt ihr Leben und Blut für Ihre Majestät jederzeit opfern, unsere allergnädigste Frau vor jedem Anfall schützen?“ Diese Fragen sowie einige andere desselben Sinnes wurden freudig bejaht und die alte Treue aufs neue beschworen. Das Gelübde der ungarischen Stände ward gleichsam auch auf die österreichischen übertragen und von ihnen in einem Augenblicke, als sich die Ansprüche eines Kaisers aus dem Hause Bayern regten, zu dem ihren gemacht.

Die merkwürdige Stellung des Königs von Preußen, als er in Mähren vorgedrungen war und Wien bedrohte, und der Königin ihm gegenüber, erscheint erst in vollem Lichte, wenn wir betrachten, daß ihr Widerstreit auch zugleich dem Kaisertum galt. Der König dachte erst Friede zu machen, wenn er ein mit ihm verbündetes Kaisertum festgestellt und das Haus Österreich genötigt hätte, dasselbe anzuerkennen, sich ihm zu unterwerfen; die Königin mit ihrem ganzen ererbten Stolze weigerte sich dessen, und verzweifelte nicht, ihren Gemahl noch bald entweder als Kaiser oder doch als Römischen König zu begrüßen.

Wir wissen aber, daß Friedrich II. mit seinen umfassenden Absichten nicht durchdrang und nur seine eigene Stellung zu

behaupten vermochte. Die Königin dagegen hielt ihren Gedanken fest und glaubte, durch den Breslauer Frieden nun erst recht in den Stand gesetzt zu werden, denselben auszuführen.

Damit verband sie aber auch noch andere Entwürfe.

Wir berührten, wieviel ihr dieser Friede kostete — Robinson kann nicht genug schildern, wie untröstlich sie sich darüber gezeigt habe, als es nun doch zu einer definitiven Abtretung von Schlesien kommen mußte, gegen die, wie sie sagte, alle vergangene Angst und Not nichts sei. Nicht ganz ohne Aussicht auf Ersatz aber wollte sie den Frieden annehmen. Da hauptsächlich England, sagte sie, denselben wünsche, so hoffe sie auch, daß man ihr auf eine oder die andere Weise ihren Verlust erstatten und Österreich in den Stand setzen werde, daß es seine Stellung in Europa wieder einnehmen und auch in Zukunft dem auf Zerstörung der allgemeinen Freiheit berechneten Umsichgreifen des Hauses Bourbon widerstehen könne.

Ich kann nicht finden, daß ihr hierauf eine bestimmte Versicherung gegeben worden wäre, aber eine Erklärung, die nahe daran streifte, ist ihr allerdings zugekommen.

Robinson, auf den ihre stolze und große Persönlichkeit und ihr Unglück nicht ohne Wirkung blieb, versprach ihr, diese ihre Ansichten bei seinem Hofe im besten Lichte darzustellen. Er meint, er habe nicht weniger tun können, um ihr einigen Trost zu gewähren. Auf sein Schreiben antwortete der englische Minister Carteret, am 20. Juni, der König von England denke nicht allein nicht daran, denn auch diese Besorgnis war noch ausgedrückt worden, auf weitere Abtretungen der Königin in Deutschland zu dringen, sondern er sei vielmehr geneigt, sie zu unterstützen, um ihr eine Entschädigung für das Verlorene zu verschaffen.

Ein förmliches Versprechen liegt hierin wohl nicht, und auf keinen Fall war es im englischen Rat erwogen; die übrigen Minister haben oft erklärt, daß ihnen nichts davon bekannt geworden sei; aber in Wien sah man in diesen Worten schon eine Zusicherung dessen, was man wünschte: Maria Theresia faßte die weitreichendsten Absichten. Auch beruhte die Hoffnung, die ihr von England her gemacht wurde, nicht auf zufälligen und bloß persönlichen Hinneigungen; nachdem im Februar 1742 Robert Walpole gefallen war, hatte die ganze englische Regierung eine der ihren verwandte Richtung eingeschlagen. Es ist wohl nötig, daß wir bei dieser Veränderung, welche auf Deutschland die größte Rückwirkung ausgeübt hat, einen Augenblick stehen bleiben.

Daß sich ein Minister, dem eine Maßregel der Politik aufgenötigt worden ist, bei der Ausführung derselben nicht zu halten vermag, liegt in der Natur der Dinge. Eben diesen Zweck hat die Möglichkeit des Wechsels in den höchsten Stellen, daß die persönliche Sinnesweise mit dem politischen System übereinstimme.

Von den Ereignissen, die wir berührten, wurden besonders zwei den Ministern zur Last gelegt: das Mißlingen der südamerikanischen Unternehmung, das man aus der mangelhaften Zusammenstellung der Landungstruppen herleitete, und die Neutralität von Hannover. Ich möchte nicht wiederholen, daß Walpole, wie man wohl sagte, von dieser letzten Vorkehrung keine Kunde gehabt habe; wenigstens war von ihm die damit zusammenhängende großartige Idee gefaßt, Hannover nach und nach unter eine besondere politische Verwaltung zu stellen. In England mißfiel dies jedoch damals, da man sich mit Frankreich in Feindseligkeiten verwickelt sah und in diesem Augenblick an Hannover einen Verbündeten, der jetzt auch einmal nützlich sein könne, zu verlieren fürchtete. Dazu kam, daß, als die Spanier endlich gerüstet waren, ihre Truppen nach Italien abzuführen, der englische Admiral weder denen, die von Cadiz kamen, in der Meerenge, noch dem vereinigten Geschwader, das von Barcelona auslief, Widerstand entgegensetzte. Das ganze alte Mißtrauen gegen Walpoles Abhängigkeit von den bourbonischen Höfen erwachte: man hielt ihn für fähig, nicht allein Parma an einen Prinzen, sondern sogar gegen Gibraltar an den König von Spanien aufzugeben.

Und diese Stimmung hatte um so mehr zu bedeuten, da in dem Sommer 1741 eben unter diesen Eindrücken neue Wahlen vorgenommen wurden. Gleich in den ersten Sitzungen des wieder zusammengetretenen Parlaments verlor Sir Robert sozusagen das Schlachtfeld. Der Adreßentwurf, den einer seiner Anhänger dem Unterhaus vorlegte, sollte einen Dank an den König für die Sorgfalt, die er in der Führung des spanischen Krieges bewiesen, enthalten; aber die öffentliche Überzeugung war im Gegenteil, daß dieser Krieg nicht mit der erforderlichen Anstrengung und Vorsicht geführt worden sei. Es bedurfte nur einer einzigen Rede eines nicht einmal hervorragenden Mitgliedes, Philipp Gybbon, die aber männlich, fest und durchgreifend lautete, so ward der Minister inne, daß er mit dieser Danksagung, die ihm selber gegolten hätte, nicht durchdringen werde, und ohne lange Widerrede ließ er sie fallen. Da die vornehmsten Einwendungen gegen sein System sich eben auf seine Behandlung der spanischen An-

gelegenheiten bezogen, so liegt darin, daß er dieselben abzuwehren verzweifelte, eine so große Niederlage, wie er sie nur immer erleiden konnte. Mochte er sich auch ein paar Wochen lang hinhalten, endlich gab er der allgemeinen Ansicht seiner Freunde und Anhänger Raum und erklärte am 11. Februar 1742 seine Abdankung.

Für England wie für Europa war nun die Bildung einer neuen Administration von hoher Bedeutung.

Zum erstenmal nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover war wieder von den Tories die Rede, welche allerdings an dem parlamentarischen Streite aufs neue wirksamen Anteil genommen hatten; schon ward ein Wort laut, welches später welthistorische Wirkungen haben sollte, daß erst durch die Aufnahme dieser Partei der König in Wahrheit König der ganzen Nation sein werde. Zu einer so großen Veränderung war die Sache jedoch damals noch nicht angetan. Denn nicht sowohl die innere Parteifrage bewirkte den Sturz Sir Robert Walpoles, als der nationale Widerwille gegen seine auswärtige Politik. Seine Amtsgenossen, ihrer Farbe nach Whigs, unter denen der Herzog von Newcastle jetzt die vornehmste Rolle zu spielen anfing, behaupteten sich in ihren Ämtern, nur daß sie einige bisher zurückgesetzte und mißvergnügte Mitglieder ihrer eigenen Partei, unter anderen Lord Carteret, aufnahmen und sich nach dem Wunsche Englands zu einer lebendigeren Kriegführung anschickten. Denn davon waren Nation und Parlament durchdrungen, daß die Feindseligkeit der Spanier nur von Frankreich genährt werde und daß man diese Macht hauptsächlich auf dem Kontinent bekämpfen müsse. Am 20. März erklärten sich die Gemeinen auf den Antrag desselben Mannes, der den Kampf gegen Walpole geleitet hatte, William Pulteney, ohne Widerspruch bereit, in Betracht des gefahrvollen Zustandes, in welchen Europa durch die Angriffe auf die Königin von Ungarn versetzt worden sei, die Kräfte des Landes zur Wiederherstellung des allgemeinen Gleichgewichtes zu verwenden. Eine sehr ansehnliche Summe ward zur eigenen Kriegführung und eine Subsidie von einer halben Million Pfund für die Königin selbst bewilligt.

Eben deshalb, um ihre Sachen in diesem Sinne auszuführen, gaben sich die Engländer so viel Mühe für eine Pazifikation zwischen Österreich und Preußen. Wie oft haben sie dem König von Preußen in Erinnerung gebracht, daß es sein Vorteil nicht sei, das Haus Österreich zu verderben; daß er Zutrauen zu den protestantischen Mächten haben müsse, die ihn Schlesiens nie-

mals würden berauben lassen. Und sowie dies nun erreicht, der Friede zu Breslau geschlossen worden, faßte man in England und in Österreich die kühnsten Pläne: die inneren Bewegungen und die äußeren Interessen beider Mächte wirkten zu dem nämlichen großen Antriebe zusammen. Es sind auf beiden Seiten nur wenige Menschen gewesen, welche dieselben besprachen oder kannten: auf der einen außer dem König von England hauptsächlich Carteret und Robinson, auf der anderen neben dem Großherzog und der Königin wohl nur Uhlefeld und Bartenstein; andere erfuhren sie nur teilweise; doch sind es Gedanken, welche in ihrer ursprünglichen Fassung und allmählichen Umbildung einige Jahre der Weltgeschichte beherrscht haben; es ist sehr der Mühe wert, daß wir sie aus der Vergessenheit ziehen.

Die Gegner, welche den beiden Mächten gegenüberstanden, waren Spanien, Frankreich und Bayern; sie sollten alle drei, wenn nicht zugrunde gerichtet, doch in eine niemals mehr zu fürchtende Stellung herabgebracht, das System der europäischen Staaten wesentlich verändert werden.

In Italien dachte sich Maria Theresia mit Sardinien zu verständigen, um alsdann mit gemeinschaftlichen Waffen die Bourbonen aus dem Lande zu jagen. In einem Schreiben Carterets vom 8. Juli heißt es ausdrücklich, daß der König von England alles tun werde, um Sardinien zur Teilnahme an der Wiedereroberung von Neapel und Sizilien zu vermögen. Die Königin war geneigt, Sizilien alsdann in den Besitz von Sardinien übergehen zu lassen, für sich selbst wollte sie, wenigstens war dies ihr erster Gedanke, Neapel behalten. Mailand in der damaligen Ausdehnung, Toskana und Neapel in einer Hand hätten Italien beherrschen müssen.

In Deutschland hegte sie die Hoffnung, Bayern großenteils ihren Erblanden geradezu einzuverleiben. Sie fühlte sehr wohl, daß es unmöglich sein würde, das Haus Wittelsbach schlechthin zu entsetzen; um aber eine Entschädigungsmasse zu haben, sollte den Franzosen jenseits des Rheines Elsaß und Lothringen, obgleich der Großherzog für dies einen Ersatz angenommen, als ungerechtes Gut entrissen werden, so daß man dort dem Kaisertum einen eigentümlichen Besitz verschaffen könne.

Aber auch das Kaisertum selbst ließ sie keinen Augenblick aus den Augen; man hatte gleich bei dem Breslauer Frieden die Absicht, den Kaiser zu vermögen, den Großherzog von Toskana zum Römischen König zu erheben. Da sich dies in Güte nicht erreichen ließ, so wiederholte man mit Nachdruck: einen Kaiser ...? denn

einen Kaiser, den Frankreich gesetzt habe, könne Europa unter keiner Bedingung dulden. „Man müsse das Unrecht gutmachen, das bei dieser Gelegenheit der Königin geschehen sei, und einer Wiederkehr desselben für die Zukunft vorbeugen.“

Um diese Pläne durchzuführen, hoffte sie, mit englischer Hilfe eine neue Verbindung mit Rußland und Holland zu schließen. Die Absicht, sich gegen Sachsen zu wenden, die sich im Anfang regte, hatte sie auf Bitten von England fallen lassen und war mit dem Dresdener Hofe vielmehr in ein gutes Verhältnis getreten. Sie rechnete darauf, daß England nun auch seinerseits Hessen gewinnen werde, so daß sich ihrem vereinten Willen nichts mehr entgegensetze.

Von Maria Theresia kann ich es nicht finden, aber von den Engländern leidet es keinen Zweifel, daß sie auch den König von Preußen in dieses System hineinzuziehen hofften. Daher war Georg II. so eifrig, die Garantie von Schlesien im ersten Augenblick zu leisten, und sehr aufrichtig waren damals seine Bemühungen, dieselbe auch in Rußland und in Holland zu befördern. Der König, sagt Carteret einmal wörtlich, ist bemüht, auf der Grundlage, die er gelegt hat, weiterzubauen und Seine Preußische Majestät unwiderruflich in die Interessen zu verflechten, welche ihm und der Königin von Ungarn gemeinschaftlich sind.

Der Mann, der sich am lebhaftesten bemühte, den König für diese Verbindung zu gewinnen, war Lord Stair, damals mit einer zu einem gleichen Zweck bestimmten Mission im Haag beauftragt.

John Dalrymple, Graf Stair, hatte sich schon in früher Jugend bei der Revolution von 1688 als ein Anhänger des protestantischen Prinzips, geschworener Widersacher von Ludwig XIV. hervorgetan und alsdann allen Glückswechsel der eifrigen Whigs mit durchgemacht; er war bei dem Sturze von Marlborough zurückgesetzt, bei der Ankunft Georgs I. hervorgezogen worden, nach abermaliger Zurücksetzung unter Walpole bei dessen Sturze wieder emporgekommen. Ein Mann von der strengsten und ehrlichsten Rechtgläubigkeit der Partei, der sich nicht scheute, die Parteifragen in jeder Konversation durchzufechten, aber auch Mut und Talent genug besaß, sie in Krieg und Unterhandlung zu behaupten, von unbedingtem Ansehen bei seinen Freunden, nunmehr alt, aber von jugendlicher Phantasie und schrankenlosen Entwürfen. Wie vor kurzem die Anhänger der bourbonischen Politik die Meinung gehegt hatten, als werde sich alles, was sie jemals gewünscht und beabsichtigt, nunmehr ins Werk richten

lassen, so war auch der Sinn ihrer Gegner ein ähnlicher. Lord Stair, ohne sich viel darum zu kümmern, was in Italien geschehe, war hauptsächlich der Ansicht, daß man Frankreich in seinen östlichen Grenzen enger einschränken solle. Die Freiheit von Europa müsse sichergestellt, ein Friede endlich, nicht abermals, wie bisher so oft, ein bloßer Stillstand unter dem Namen eines Friedens geschlossen werden. Seine Meinung war, daß die Grenzen der Niederlande wieder bis an die Somme vorgerückt, ferner Lothringen, die drei Bistümer, das Elsaß und die Franche-Comté von Frankreich losgerissen und mit Luxemburg zu einem Staate vereinigt werden sollten, der dem damaligen Kaiser gegen die Abtretung von Bayern einzuräumen sei. Ideen, die an die Pläne Karls des Kühnen oder die Verabredungen, die ein und das andere Mal zwischen Heinrich VIII. und Karl V. genommen worden sind, erinnern, die oft schon gescheitert waren, dem Lord Stair aber auch jetzt noch, obgleich Frankreich eben nach dieser Seite hin so ungemein verstärkt worden, ausführbar schienen. Er selbst dachte an der Spitze einer englisch-deutschen Armee von Norden her auf Paris loszugehen; der Kaiser sollte in seinem und des Reiches Namen den Franzosen den Krieg erklären; die österreichischen Truppen würden dann vom Oberrhein aus eine andere große Invasion unternehmen. Stair sprach die Meinung aus, wenn der König von Preußen dazu beitragen wolle, so würde Frankreich, plötzlich auf jeder Seite und von allen Fürsten von Europa bedroht, gar nicht wagen zu widerstehen. Welches Interesse aber sollte den König von Preußen, nachdem er seinen Frieden geschlossen, zu neuen Anstrengungen vermögen? Einmal die eigene Sicherheit vor der französischen Übermacht, die Dankbarkeit gegen die Vermittlung von England, überdies aber noch eine neue große Aussicht. Lord Stair ließ Friedrich II. wissen, wenn er sich nach der polnischen Seite hin zu vergrößern denke, so habe er jetzt weder von England noch von Rußland Widerspruch zu fürchten.

Alles zusammengefaßt, sieht man eine neue Welt: die spanischen Bourbonen aus Italien verjagt und zum Frieden mit England genötigt, von Frankreich getrennt. In Deutschland einen Kaiser, mit seinem eigenen, dem Kaisertum gewidmeten Besitz; alle deutschen Fürsten unter ihm zum Kampfe gegen Frankreich vereinigt. Österreich für alle Verluste, die es früher und zuletzt erlitten, durch den Besitz von Neapel, Bayern und die erweiterten Niederlande vollständig entschädigt. Und da es nun darauf abgesehen war, diesem Hause auch das Kaisertum wiederzuver-

schaffen, so würden die den Franzosen entrissenen Landschaften — nur mit Ausnahme dessen, was Bayern als eine Entschädigung für seine Abtretungen erhalten sollte — zuletzt an Österreich gefallen sein; indessen hätte Friedrich einen seiner Jugendgedanken ausführen und das polnische Preußen sich aneignen können. Lord Stair ist wohl der erste gewesen, in dessen Kopfe sich die Idee eines allgemeinen Kampfes gegen Frankreich mit einer Absicht gegen Polen verknüpft hat, wie sie bei der zweiten Teilung ausgeführt worden ist.

Man wird begierig, zu vernehmen, was Friedrich II. zu einem Plane dieser Art sagte.

Er hatte sich soeben den Franzosen in dem Augenblick widersetzt, als sie die höchste Gewalt in Europa ergreifen wollten; aber nicht minder gefährlich war der neue Plan, der eine solche in die Hände von Österreich und des mit ihm verbundenen England gelegt hätte. Zunächst kam ihm die ganze Sache höchst abenteuerlich vor. Wie könne man sich nur einbilden, alle deutschen Fürsten zu vereinigen, die schon ohnehin erschöpften vorderen Reichskreise zu neuen Leistungen zu vermögen? Und kenne man nicht die Hilfsquellen von Frankreich? Ein solches Ansinnen werde die ganze Nation empören und zu den äußersten Anstrengungen entflammen. Wenn man mehrere große Bataillen gegen Frankreich gewonnen, die wichtigsten Plätze in den Niederlanden, Straßburg wiedererobert hätte und mit einer Armee unter den Mauern von Paris stünde, dann möchte man Pläne dieser Art hegen. In der damaligen Situation der Dinge, sagt Friedrich, sei es eben, als wolle man den Mond mit den Zähnen auf die Erde ziehen. Und welche Hilfe könne ihm England wohl gegen Polen leisten? Er fragte seinen Gesandten, ob Stair nicht ein wütender und sinnloser Mensch sei, um Einbildungen solcher Art Raum zu geben. Dieser antwortete, er sei übrigens ein Mann von gesundem Verstande und selbst von Geist, aber wenn man diese Saite berühre, erscheine er nicht mehr als der nämliche Mensch.

Ganz eine andere Politik hatte damals König Friedrich in Gedanken. Die beste Schutzwehr gegen Frankreich werde ein Verteidigungsbündnis zwischen ihm und den beiden Seemächten bilden. Wolle man dieser Macht ihr bisheriges Übergewicht entreißen, so müsse man allerdings Kaiser Karl von ihr trennen, aber nicht auf die angegebene Weise lasse sich das ausführen. Schon war dem Kaiser eine Eröffnung in obigem Sinne gemacht worden, er hatte sie vollkommen von der Hand gewiesen, weil es auf

einen Krieg hinziele, auf Erwerbung von Ländern, auf welche er keinen Anspruch habe. So dachte auch König Friedrich. Das einzige Mittel, den Kaiser zu gewinnen, sagte er, liege darin, daß man ihm Vorschläge zu einem Frieden mache, den er annehmen könne, ohne seine Lage zu verschlimmern, sich dem Gespötte der Zeitgenossen und dem Tadel der Nachwelt auszusetzen.

So viel fehlte daran, daß sich König Friedrich den Ideen der jetzt in England vorwaltenden eifrigen Whigs angeschlossen hätte. Vielmehr bemerken wir eben hier Keime eines Gegensatzes der Politik beider Länder, der um so mehr sagen will, da er die allgemeine Richtung betrifft, die bei selbständigen Mächten und Geistern das Wesentlichste ist.

Den Einfluß Frankreichs in Deutschland zu beschränken oder ihn auszuschließen war seine Absicht, die man als gemeinschaftlich betrachten kann. Aber England wollte alle Kräfte von Europa zu einem großen Angriff auf Frankreich fortreißen und dies unter das Haus Österreich erniedrigen, oder vielmehr die erwachte Kriegslust des letzteren zu einem Anfall auf Frankreich benutzen; es dachte demselben wieder die kaiserliche Krone zu. Preußen dagegen wollte den Kaiser, der durch eine so gut wie einmütige Wahl auf den Thron gelangt war, verteidigen, dem Reich eine auf dem Zusammenwirken der großen Fürstenhäuser beruhende Verfassung geben, Holland und England durch ein Defensivbündnis an die deutschen Interessen knüpfen. Natürlich wohl: im Hintergrunde der englischen Entwürfe lag immer der Seekrieg, der noch nicht ausgefochten war; Österreich verlangte eine Entschädigung für seine Verluste: Preußen dagegen wollte, nachdem es zu seinem vornehmsten Anspruch gelangt war, vor allem den Frieden. Jene beabsichtigten, über Bayern nach ihrem Belieben zu verfügen, dieser forderte die Herausgabe desselben.

Wir sehen die verschiedenen Tendenzen klar vor uns; nicht so deutlich konnten sie den Mitlebenden erscheinen.

England hielt für möglich, Preußen entweder zur Teilnahme an seinen Unternehmungen herbeizuziehen oder doch von allem Widerspruch dagegen fernzuhalten. Der König von Preußen hielt für möglich, die beiden anderen Mächte zu einem Frieden in seinem Sinne zu vermögen.

Zweites Kapitel.

Entwürfe eines Friedens in Deutschland. Säkularisationsprojekte.

In dem Laufe des Jahres 1742 und dem Anfange von 1743 ließ es sich an, als habe die Politik Friedrichs die meiste Aussicht für sich.

Obgleich die Franzosen noch eine mächtige Stellung nicht allein im südlichen Deutschland, sondern auch in Böhmen hatten, so zeigte sich doch, daß sie den Krieg, in dem sie begriffen waren, nicht mit Nachdruck führen würden. Am liebsten hätten sie auf der Stelle Frieden geschlossen. Es ist beinahe schmerzlich, wahrzunehmen, wie Kardinal Fleury am Ende eines durch mannigfaltige Erfolge ausgezeichneten politischen Lebens, als dieser ihm fehlte, sich gleichsam wegwarf, um den Frieden zu suchen. Er gewann es über sich, in einem Schreiben an Marschall Königsegg die Verantwortung für den Krieg, den er bisher geführt, von sich abzulehnen: denn nur von anderen gedrängt, habe er ihn unternommen; er kam auf die Grundsätze zurück, die man bei einem Bunde mit Österreich immer in den Vordergrund gestellt hatte: eine Vereinigung dieser Mächte sei gleich notwendig für den Frieden der Welt und für die Religion. Aber die Reihe, sich zu täuschen, war jetzt an ihn gekommen. Wie konnte er nur erwarten, daß Maria Theresia, da ihr der Feldzug die größte Aussicht darbot, sich auf Unterhandlungen einlassen würde.

Maria Theresia, die sich gern an die ihr günstige öffentliche Meinung wendete, antwortete damit, daß sie den Brief des Kardinals in der Leidener Zeitung abdrucken ließ. Nichts war geeigneter, den Kredit desselben in Europa und zu Hause vollends zu zerstören. In Paris schrie man laut über die heuchlerische Falschheit, mit der er erfüllt sei.

Die Franzosen schickten sich hierauf an, ihren Heeren, die in Böhmen lagen, ernstlich zu Hilfe zu kommen. Jene Abteilung zog heran, die unter Maillebois am Niederrhein aufgestellt gewesen, und zuweilen schien es wohl, als würde es noch einmal zu ernstlichen Waffentaten kommen. Indessen es schien nur so. Es wäre

vergebliche Mühe, ihre Unternehmungen, wiewohl sie die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten, an dieser Stelle zu erörtern. Aus Paris war der bestimmte Befehl gegeben, die Armee lediglich zurückzuführen, sie so bald als möglich, so gut als möglich an den Rhein zu bringen. Belleisle meinte, wenn er das Land zu verlassen verspreche, sich ausbedingen zu können, daß dagegen Bayern von den Österreichern geräumt werde; der Befehl lautete jedoch, daß er auch darauf nicht bestehen solle, wenn es allzu große Schwierigkeiten habe. Die Offiziere der von dem Rhein kommenden Armee wußten es wohl: sie haben sich selbst als Mathuriner, Mitglieder der mönchischen Genossenschaft, bezeichnet, die im Mittelalter sich der Loskaufung von Gefangenen aus der Heidenschaft widmete. Maria Theresia hatte das Glück, daß ihr sichere Kunde von jenen Befehlen zukam. Kein Wunder, wenn sie den vermittelnden Antrag verwarf, selbst wenn er von den Generalen ihres Heeres gebilligt wurde, wie das allerdings einmal geschah. Die Uneinigkeit zwischen den französischen Anführern, Maillebois, Broglie, Graf von Sachsen und Belleisle war so groß, daß ihnen sogar der Rückzug ohne alle Bedingung schwer wurde. Als endlich Belleisle allein in Prag zurückblieb, gehörte doch seine ganze Geschicklichkeit dazu, um die Armee ungeschlagen nach Eger zu führen, unter Beschwerlichkeiten, wie er sagt, dergleichen niemals ein französisches Heer ausgehalten hatte.

Während die Reste derselben noch großenteils von Krankheiten aufgerieben wurden, kehrte Prag unter die Herrschaft von Österreich zurück. Die Einwohner betrachteten dies jetzt als eine Befreiung; mit wahrer Freude begrüßten sie die Herrschaft der Kralowna Maria Theresia.

In Deutschland aber erhob sich in vielen die Hoffnung, daß sich nach diesen Erfolgen der Friede um so eher herstellen lasse. Der Rückzug der Franzosen mußte den Kaiser geneigter machen, auf Böhmen Verzicht zu leisten. Er war ohnehin mit seinen Verbündeten, die bei ihren letzten Unterhandlungen seiner so gut wie gar nicht gedacht hatten, nicht mehr zufrieden. Ein kaiserlicher Gesandter, de la Rosee, gab den preußischen Ministern im Spätherbst 1742 mehr durch Andeutungen als ausdrücklich, aber unzweifelhaft zu erkennen, daß sein Herr wohl dahin zu bringen sei, seinen Frieden auch ohne den König von Frankreich zu schließen. Daß nun aber die Franzosen doch noch immer keineswegs völlig geschlagen waren, wie sie denn nicht allein Eger und die Oberpfalz, sondern auch den größten Teil von Bayern innehatten, konnte wohl die Erwartung begründen, daß die Königin dem

Kaiser, wenn er sich von Frankreich trenne, einen erträglichen Frieden bewilligen dürfte.

Einen solchen zustande zu bringen und zugleich das Reich in der Gestalt, die es jetzt annahm, zu behaupten, war der vornehmste Gesichtspunkt König Friedrichs II. in den Jahren 1742 und 1743. Er hätte seine Lage für vollkommen sicher gehalten, wenn ihm dies gelungen, jene Allianz mit den Seemächten zustande gebracht und dann auch ein haltbares gutes Verhältnis zu Österreich eingeleitet worden wäre.

Den Gesandten, den er gegen Ende 1742 wieder nach Wien schickte, Grafen Dohna, beauftragt er in seiner geheimen Instruktion, sein ganzes Bestreben dahin zu richten, daß das Einverständnis, welches jetzt zwischen beiden Höfen bestehe, fest begründet und alles Mißtrauen, alle Eifersucht mit der Wurzel ausgerottet werde, denn davon hänge das Gleichgewicht von Europa, das gemeinschaftliche Wohl beider Häuser und Staaten ab. Dohna sollte besonders erforschen, unter welchen Bedingungen die Königin Friede mit dem Kaiser machen wolle; er hielt es noch für möglich, daß sie denselben lieber unter Vermittlung von Frankreich als von England schließe.

Dohna ward sehr wohl aufgenommen: die verwitwete Kaiserin sprach mit Bewunderung von den Eigenschaften des Königs, den sie als Mitglied ihrer Familie betrachtete; sie empfahl ihre Tochter förmlich dem Wohlwollen desselben. Maria Theresia entschuldigte sich beinahe, daß sie anfangs jung, unerfahren und in einem natürlich angegriffenen Zustand die Anerbietungen des Königs so unbedingt von der Hand gewiesen habe; mit Vergnügen sehe sie, daß einige preußische Offiziere gekommen seien, um den Feldzug in ihrer Armee mitzumachen, aber erst dann werde sie sich zufrieden fühlen, wenn sie die preußischen Truppen zur Seite der ihrigen kämpfen sehe, um sie gegen die ungerechten Anfälle der Franzosen zu verteidigen. Sie verglich im Gespräch mit dem General die beiderseitigen Armeen und schien der preußischen bei weitem den Vorzug zu geben. Was den Kaiser betrifft, denn dessen Angelegenheiten hatte Dohna sogleich berührt, so erklärte sie sich bereit, Friede mit ihm zu machen, soviel Übel er ihr auch zugefügt habe, aber sie forderte dabei dreierlei: erstens die Versicherung, die böhmische Stimme niemals wieder zu beseitigen, was ihr Preußen garantieren müsse, sodann das Versprechen, daß ihr Gemahl zum Römischen König erhoben werden solle, endlich die Freiheit, den Krieg gegen

Frankreich, das ja auch den Kaiser beleidigt habe und eifersüchtig auf Friedrich sei, mit aller Macht fortzusetzen.

Die Worte lassen die Verschiedenheit der beiderseitigen Richtung wohl durchblicken, aber die Hauptsache war, den Frieden in Deutschland zu schließen, und darauf ging doch auch die Königin ein.

Unmittelbar nach dem Breslauer Frieden hatte Friedrich mit England eine Defensivallianz geschlossen. Ein vollkommenes Einverständnis war auch hier bei weitem nicht erreicht. Der König von Preußen hätte vor allem gewünscht, die Streitfrage über die Erbfolge in Mecklenburg und Ostfriesland abzumachen. „Wenn wir uns diesen Dorn aus dem Fuße ziehen“, sagt er, „so kann die Eintracht der beiden Häuser nicht wieder gestört werden, wo nicht, so wird der Streit nur aufgeschoben“; — aber das Ministerium König Georgs II. war nicht dahin zu bringen. Seinerseits wollte Friedrich die Verpflichtung, Hannover zu verteidigen, nicht auf den Fall erstreckt sehen, daß Georg II. etwa einen offensiven Krieg unternehme. Er fügte sich endlich, hauptsächlich in Betracht, daß es gegen das eigene preußische Interesse laufe, wenn Hannover, unter welchen Umständen auch immer, von den Franzosen besetzt werde. Höchst ungern und halb gezwungen, in schlechtester Laune, unterzeichnete er die Urkunde dieser Allianz. Nachdem sie nun einmal zustande gekommen war, so knüpften sich auch auf dieser Seite Unterhandlungen zugunsten des Kaisers an; König Georg, von Friedrich II. erinnert, daß er an dem Kaiser, dem er seine Stimme gegeben, nun nicht die Gesetze und Rechte des Reiches verletzen dürfe, erklärte sich ebenfalls bereit, ihm einen Frieden zu verschaffen, bei dem seine Würde bestehen könne. — Es war nur notwendig, die Bedingungen eines solchen zu finden.

Haben wir der österreichischen Pläne gedacht, so müssen wir auch der bayerischen erwähnen.

Das fühlte man in Hause Wittelsbach wohl, daß man weder das Kaisertum auf immer behaupten noch auf eine Erbschaft, wie sie vor dem Jahre möglich geschienen hatte, rechnen könne; aber dazu konnte man sich doch auch nicht entschließen, wieder ganz in die alten Verhältnisse zurückzutreten; man faßte den Gedanken, daß Bayern zum Königreiche erhoben und so weit vergrößert werden müsse, um 6 Millionen Einkünfte erheben und ein Heer von 40 000 Mann halten zu können.

Aus diesem Grundgedanken entsprangen nun ferner noch bestimmtere Wünsche und Absichten. Der Kaiser gab die Hoffnung

nicht auf, doch noch einige Abtretungen von Österreich auszuwirken: allzu gut begründet seien seine Ansprüche; er würde es bei seiner Nachkommenschaft nicht verantworten können, wenn er sie aufgebe ohne Entschädigung; er rechnete auf Oberösterreich, einen Teil von Tirol und schmeichelte sich sogar, von Böhmen diejenigen Kreise erlangen zu können, welche Bayern zunächst gelegen sind. Da man aber doch dadurch noch nicht jene Summe der Macht erlangte, die man für nötig hielt, so brachte man damit noch einen anderen Plan in Verbindung, den weitaussehendsten, der in diesen Jahren voller Entwürfe vielleicht geäußert worden ist.

Eben in dem Mittelpunkte der Reichsgeschäfte, in den Verhandlungen der nahe verwandten katholischen Höfe kam ein Gedanke auf, der späterhin, freilich unter ganz anderen Verhältnissen der Welt, dem Westen von Deutschland eine neue Gestalt gegeben hat: eine Säkularisation im großen Stil zu unternehmen, verbunden mit der Mediatisierung einiger der vornehmsten Reichsstädte, um dieses neue Königreich Bayern zu gründen. Der Kaiser ist später durch die Vorstellungen des Nuntius und seines eigenen Beichtvaters bewogen worden, den Plan abzuleugnen, der freilich auch übertrieben ins Publikum kam; damals sprach er mit großer Unumwundenheit davon. Noch mehr aber als er selbst oder als seine Minister waren es die pfälzischen, welche den Entwurf ausbildeten: man sollte vermuten, daß er auch in ihnen zuerst entsprungen sei.

Erfüllt von dynastischem Ehrgeiz und einem lebhaften Selbstgefühl von der für das Haus erworbenen Stellung, die sie behaupten wollten, traten sie gegen Ende 1742 mit einem ausführlichen Plane hervor, nach welchem Bayern, um ein Königreich zu bilden, folgende Vergrößerungen erhalten sollte: 1. Oberösterreich, die Vorlande und die schwäbischen Besitzungen, samt einigen Tiroler Grenzplätzen; 2. die nächsten großen Kreise von Böhmen: Prachin, Pilsen und Ellnbogen; 3. einige Reichsstädte, unter denen Ulm und Augsburg; 4. die Bistümer Salzburg, Passau, Freising, Regensburg. Eichstädt, Augsburg; 5. Neuburg und Sulzbach, wogegen die Pfalz, die es abtrete, durch Limburg und die Bistümer Worms und Speyer entschädigt werden solle. Um durch die Aufhebung der Bistümer nicht die Reichsverfassung zu zerstören und die katholische Kirche allzusehr zu verletzen, war die Absicht, sowohl die Bischöfe als die Kapitel mit einem unabhängigen Einkommen auszustatten, die Stimmen am Reichstag auf-

rechtzuerhalten, die Territorien aber zu dem neuen Königreich zu schlagen.

Wie kommt schon damals aller Orten, wenngleich noch nicht gereift, jene Arrondierungs- und Säkularisationspolitik zum Vorschein, welche die späteren Zeiten so gewaltig erschüttert hat.

Von Friedrich wird man nicht voraussetzen, daß er, so sehr auch eine Verstärkung von Bayern, zumal da es die Krone des Reiches trug, in seinen Wünschen lag, auf diese Pläne eingegangen wäre. Es kam ihm chimärisch vor, daß eine bestimmte Summe von Einkünften, eine fixierte Anzahl von Truppen gefordert ward; solche Dinge erwerbe man nicht ohne ein starkes Heer und ohne tapfere Anstrengung. Wenn dem Hause Österreich ja eine Abtretung angesonnen werden sollte, so wäre eine solche doch nach seiner damaligen Gesinnung von geringem Umfang und nur ausgleichender Natur gewesen; Forderungen wie die genannten weigerte er sich, dem Wiener Hofe auch nur mitzuteilen: nicht im entferntesten genieße er dort das Ansehen, das dazu gehören würde, denselben Eingang zu verschaffen. Den Gedanken der Säkularisation der Stifte dagegen nahm er mit einer Lebhaftigkeit auf, als sei es sein eigener gewesen, und trug ihn zunächst dem englischen Hofe vor. Unmöglich, sagt er, könne man den Kaiser zum Frieden stimmen und von Frankreich trennen, ohne ihm einen Vorteil zu verschaffen; entweder müsse diesen die Königin gewähren oder man müsse ein Äquivalent suchen; da das erste nicht geschehen könne, denn auch er denke nicht etwa ihr neue Abtretungen zuzumuten, so müsse man bei dem letzten stehenbleiben, und da sehe er keinen anderen Ausweg, als auf das Mittel zurückzukommen, das man beim Westfälischen Frieden angewendet habe, die Säkularisation einiger Bistümer und Abteien. Dadurch werde niemand beleidigt, niemand verletzt als der hohe katholische Klerus; aber er denke nicht, daß man auf diesen Rücksicht zu nehmen brauche zu einer Zeit, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handle. Er gründete hierauf einige Tage nachher den förmlichen Vorschlag, die Bistümer Salzburg, Eichstädt, Freising, Regensburg, Augsburg, ferner die Städte Augsburg, Regensburg und Ulm mit den bayerischen Erblanden Karls VII. zu vereinigen. Passau nannte er nicht, indem er die Meinung hegte, daß dies am besten an Österreich gegeben werden könne, um die Königin geneigt zu machen, ihre schwäbischen Besitzungen an den Kaiser zu überlassen; denn schwerlich werde dieser auf seine Anrechte an die Erbfolge Verzicht leisten, wofern

ihm nicht irgendein Teil, wenn auch nur ein geringer, von der großen Erbschaft zufalle.

Und in England nun ward die Sache mitnichten von der Hand gewiesen. Die Mediatisierung wollte man zwar dort nicht billigen, nur etwa Regensburg, auf das Bayern ohnehin schon immer Anspruch gemacht habe, könne man demselben überlassen, aber nicht protestantische Städte wie Augsburg und Ulm, deren kommerzielle Verbindung mit der Schweiz und mit Holland ihnen noch eine besondere Rücksicht verschaffte; gegen die Säkularisationen aber hatte man nichts einzuwenden, wenn darüber nur ein Einverständnis mit Österreich getroffen werde.

Man glaubte nicht, daß sich Österreich des religiösen Prinzips wegen einer Säkularisation widersetzen würde. Wenigstens ist bei einem anderen Plane, der den obwaltenden Wünschen mehr entsprach — den Kaiser gegen die Verluste, die man ihm anmutete, im Elsaß zu entschädigen —, in Wien davon die Rede gewesen, daß er das Bistum Straßburg einziehen möge, wenn es ihm beliebe.

Verweilt man bei diesem Entwurfe einen Augenblick im allgemeinen, so läßt sich nicht denken, daß es bei einer Aufhebung der zunächst bezeichneten Stifte sein Verbleiben gehabt hätte. Schon streckte Hessen nach einigen benachbarten Abteien die Hand aus; von Hannover sagte man, daß es Hildesheim und Osnabrück auf immer sich anzueignen suche; anderes war für Sachsen bestimmt, man darf wohl nicht annehmen, daß nicht auch der König von Preußen ein oder das andere Bistum für sich erworben hätte — wie man denn in Berlin erzählte, daß ihm Münster angeboten sei —, wenn man sich gleich hütete, irgendeinen Wunsch anzudeuten.

Wie die Dinge in Deutschland einmal lagen, so mußte wohl einen oder den anderen Tag diese Veränderung eintreten. Der Gegensatz der katholisch-stiftischen und der protestantisch-territorialen Organisation, die bisher Deutschland in zwei entgegengesetzte Hälften teilte, welche sich durch Sitte, Sinnesweise, Literatur und Gelehrsamkeit unterschieden, hatte keine Bedeutung mehr, seitdem eine Erneuerung von Kämpfen, welche die eine oder die andere Partei hätten unterdrücken können, nicht weiter zu erwarten war, vielmehr der mächtigste protestantische Staat, in natürlicher Entwicklung, sich zur Aufgabe machte, den Katholiken allen erwünschten Schutz zu gewähren. In dem sechzehnten Jahrhundert war die Absicht gewesen, die Stifte in weltliche Wahlfürstentümer zu verwandeln, damit nicht die Not-

wendigkeit der Selbstverteidigung ein Hindernis gegen den Fortschritt des Protestantismus bilde, und die geistliche Befugnis davon abzusondern; jetzt erhob sich hauptsächlich an den katholischen Höfen der Gedanke, diese Trennung des Weltlichen und des Geistlichen, aber in anderem Sinne, durchzuführen, die Territorien einzuziehen, das Bistum mit seinen Befugnissen aufrechtzuerhalten. Es steht dahin, ob und wie sich dies ausführen ließ; doch wäre ein Versuch der Mühe wert gewesen. Denn einmal hätte man nicht so vollkommen mit der Vergangenheit gebrochen, wie das später geschehen ist; es hätte Übergänge der Entwicklung aus dem alten Reiche in einen neuen Zustand gegeben; soviel wir die vorherrschenden Ideen übersehen können, würde man die Formen des Reiches bei weitem mehr geschont haben. Eine Aufhebung der geistlichen Kurlande lag noch außer aller Berechnung; Würzburg und Bamberg hätten sich wahrscheinlich erhalten; die Reichsstandschaft der Bistümer wäre durch die Säkularisation des Gebietes diesmal nicht unterdrückt worden. Ein nicht geringer Vorteil hätte sodann darin bestanden, daß die Umwandlung eine eigentlich deutsche Angelegenheit geblieben wäre. Frankreich hätte daran so gut wie keinen Anteil gehabt, denn eben das war das nächste Ziel, das damalige Kaisertum von dieser Macht loszuwinden; auch Rußland nicht, welches diesen Dingen in ihrem Zusammenhange noch fernstand; alles hätte von einer Vereinbarung zwischen den vorwaltenden deutschen Mächten abgehangen; wie Friedrich II. sagte, wenn die Höfe von Wien, Berlin, Frankfurt und London einig seien, würde keine Macht der Welt sie abhalten, die Sache zu vollziehen. An dem Londoner Hofe fielen die deutschen Interessen mit den englischen zusammen. Lord Carteret sagte, als Engländer hätte er nichts dagegen, wenn alle Bistümer in Deutschland säkularisiert würden, doch zweifle er, ob sein Fürst, als Kurfürst des Reiches, darein willigen könne. Es ist kein Zweifel, daß man in Hannover nicht so bedenklich war.

Schon kamen die Ideen des modernen Deutschland in jeder anderen Hinsicht empor. Wie Bayern so machte auch Sachsen den Anspruch, ein Königreich zu sein; es legte sich auch hierin ein Wetteifer zwischen den josephinischen Erzherzoginnen, der Kaiserin und der Königin von Polen, an den Tag. Kaiser Karl war geneigt, den Landgrafen von Hessen-Kassel zum Kurfürsten des Reiches zu ernennen; um aber das Gleichgewicht zu erhalten, faßte man den Gedanken, auch aus dem Erzherzogtum Öster-

reich unter dem Großherzog von Toskana ein Kurfürstentum zu machen.

Über dieser umgestalteten Gemeinschaft aber hätte sich nun ein neues, nicht notwendig österreichisches Kaisertum erhoben; welch einen großartigen Nachruhm würde sich Karl VII. erworben haben, wenn er eine Sache von dieser Bedeutung durchgesetzt hätte!

Schon von ihm selbst muß man wohl gestehen, daß er sie nicht mit der erforderlichen Kraft und Standhaftigkeit in die Hand nahm; überdies aber, wenn die Beistimmung des Wiener Hofes jemals zu hoffen gewesen ist, so ließ sich doch solche zuletzt nicht erreichen.

Gleich bei den ersten Vorschlägen machte das englische Ministerium darauf aufmerksam, daß Österreich einen Punkt nie bewilligen, das Salzburgische niemals in den Besitz von Bayern gelangen lassen werde, da dieses Land den Weg nach dem inneren Österreich eröffne. Wie konnte man aber überhaupt denken, daß der Wiener Hof dieses Bayern, das ihm im Laufe der Zeiten oftmals unbequem und widerwärtig, soeben aber höchst gefährlich geworden war, durch Vergrößerungen irgendeiner Art, wenn auch ohne eigene Verluste, noch bedeutender und selbständiger machen sollte, als es ohnehin schon war? Ganz im Gegenteil, die Königin wollte sich desselben auf immer entledigen. Wenn während der Zeit, daß ihre Armeen den Streit in Böhmen ausfochten, die bayerisch-französischen Truppen wieder vorrückten, der Kaiser in die Hauptstadt seiner Erblande noch einmal einziehen konnte, so machte das wenig Eindruck auf sie. Mit Bestimmtheit rechnete sie darauf, im nächsten Frühjahr mit ihren krieggeübten Truppen die Oberhand zu behalten. Ist sie überhaupt jemals auf die Rechte des Kaisers eingegangen, so hat sie doch nur von einer Entschädigung desselben nach dem Maße seines früheren Besitzes, niemals von der Rückgabe dieses Besitzes selbst hören wollen.

Dazu kam noch eine Betrachtung von allgemeinem Inhalte. Waren nicht eben die geistlichen Stände, wenigstens in den inneren Reichsangelegenheiten, immer die besten Verbündeten des Hauses Habsburg gewesen? Mit ihnen hing die Korporation des höheren Adels zusammen, der in den Kapiteln saß und eine große und angesehene Klientel durch das ganze Reich hin bildete. Man empfand es in Wien schon als eine Widerwärtigkeit, daß der Gedanke, das Gebiet von Passau zur Entschädigung zu verwenden, bekannt werden könnte, in Betracht aller der Verstimmung, die

in dem dortigen Kapitel und dem ganzen Lande darüber zu erwarten sei. Und keinen Augenblick ließ Österreich die Hoffnung fallen, noch einmal zum Besitz der kaiserlichen Macht zu gelangen. Ohne die Unterstützung der geistlichen Stände wäre dieselbe, nach der bisherigen Erfahrung, ohne Wirksamkeit gewesen.

Wenn man aber dergestalt vermied, sich an diesen Entwürfen zu beteiligen, so konnten sie sogar zum Mittel der Feindseligkeit dienen.

Hätte der Kaiser die Einleitungen bloß dem König von Preußen anheimgegeben, so würde das Geheimnis beobachtet und sein Name geschont worden sein. Aber die pfälzischen Minister ließen sich unvorsichtigerweise bewegen, ihre Entwürfe in ziemlicher Ausführlichkeit und mit mancherlei neuen Modifikationen denen vorzulegen, die kein Bedenken trugen, sie anderweit mitzuteilen. Schien es doch manchen, als habe man sie ihnen absichtlich abgelockt, um sie zu veröffentlichen. Sowie nun aber der österreichische Hof eine einigermaßen offizielle Kunde erlangt hatte, erhob er sich mit der gewohnten, auch hier orthodoxen Heftigkeit dagegen. Der Frankfurter Hof, heißt es in einer schon im März 1743 verbreiteten Schrift, sei ebenso gewaltsam gegen Geringere, als er gegen Stärkere sich leicht wegwerfe; er habe nur „seine ungerechte Anständigkeit“ vor Augen; um ein bayerisches Königreich zu errichten, wolle er die Reichsunmittelbaren zu Landsassen machen, die meisten Glieder des schwäbischen und fränkischen Kreises unterdrücken und namentlich die angesehensten geistlichen Stände vernichten; auch die Königin sehe wohl, daß sie eins und das andere erlangen könne, aber sie wolle ihr Gewissen nicht mit Einziehung geistlicher Stiftungen beschweren. Man kann denken, welche Aufregung dieser Erlaß sowohl im Reiche wie in allen Stiften und Kapiteln hervorrief; er hatte die Wirkung vollständig, die man beabsichtigte. Man sprach eine Zeitlang von nichts anderem; eben damals war es, daß der Kaiser das ganze Projekt abzuleugnen genötigt wurde.

Und noch an einer anderen Stelle hatte die Mitteilung dieser Entwürfe die schlechteste Folge. Da ein Artikel in denselben, und zwar nach der neu hinzugefügten Bestimmung, dahin lautete, daß, wenn dem Hause Bayern ein Gebiet von solchem Umfange, daß es 6 Millionen Einkünfte trage, nicht sofort ausgemittelt werden könne, die österreichischen Niederlande demselben bis dahin gleichsam als ein Pfand überliefert werden sollten, so geriet Holland in eine ähnliche Bewegung wie das stiftische Deutschland; unerträglich schien es der Republik, daß ihre Barriere in die

Hände eines Fürsten falle, von welchem sie dem König von Preußen nicht glauben wollte, daß er sich jemals von Frankreich absondern könne. Daß die Einräumung nur auf eine Zeitlang stattfinden solle, dürfe niemand täuschen, sie werde auf immer geschehen: denn wie wolle jemals der bayerische Hof sich ein Gebiet von jenem Umfang verschaffen?

So geschah, daß, indem die Säkularisationsentwürfe kurz nach ihrem Entstehen scheiterten, auch alle Friedenshoffnungen verschwanden. Im Sommer 1743 mußte es noch einmal zu einem Waffengange zwischen Österreich und England auf der einen, dem Kaiser und den Franzosen auf der anderen Seite kommen, von dessen Erfolge, wenn der König von Preußen nichts dagegen tat, die künftige Gestalt von Deutschland abhing.

Drittes Kapitel.

Erfolge der österreichisch-englischen Waffen im Jahre 1743.

Im Sommer 1742 wurden 16 000 Mann Engländer nach den österreichischen Niederlanden hinübergeführt; eine gleiche Anzahl Hannoveraner wurde in englischen Sold genommen und großenteils ebendort aufgestellt; mit einem Korps Hessen und den bereits anwesenden Österreichern bildeten sie ein Heer von mehr als 40 000 Mann, mit welchem eben Lord Stair in die nördlichen Provinzen von Frankreich einzudringen, bis gegen Paris vorzurücken gedachte.

Allmählich aber erschien dieser Plan in England selbst unausführbar, und nach mancherlei Beratungen drang vielmehr, den Wünschen von Österreich gemäß, die Meinung durch, den Truppen eine Richtung nach Deutschland zu geben und hier in den Reichslanden zugleich den Kaiser und die Franzosen zu bekämpfen, ihrer Verbindung, die man nicht durch Zugeständnisse auflösen wollte, mit Gewalt ein Ende zu machen. Im Februar 1743 sah man die Hannoveraner, die in Brabant eingelagert waren, über die Maas zurückgehen; die Engländer wendeten sich aus ihren Quartieren an der französischen Grenze nach Brabant um; die ganze Armee, mit Ausnahme jedoch der Hessen, die nicht gegen den Kaiser fechten wollten, rückte nach dem Niederrhein vor. Die Holländer, unter denen infolge jener Pazifikationsentwürfe die kriegerische Partei die Oberhand bekam, waren bereit, sich auch dieser Bewegung anzuschließen. Die Wortführer der beiden Seemächte zeigten sich von einem sonderbaren Enthusiasmus erfüllt. Engländer und Holländer hielten sich für berufen, in Deutschland einen Zustand wiederherzustellen, wie er vor vierzig Jahren, zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges, gewesen war, und zweifelten nicht, das auszuführen; alle Reichsfürsten würden sich ihnen beigesellen; in kurzem werde man, wenn nicht schon einen Kaiser, doch wenigstens einen Römischen König aus dem österreichisch-ungarischen Hause sehen.

Wir wollen die Armee nicht auf ihrem Wege begleiten; im Laufe des Mai finden wir sie in der Nähe von Frankfurt (das der Kaiser, wie gesagt, verlassen hatte), wo dann die Österreicher ihr Hauptquartier zu Höchst, die Engländer und Hannoveraner am Gutleuthaus aufschlugen. Das letztere zog einige Aufmerksamkeit in ethnographischer Beziehung auf sich; schon durch die Abwechslung zwischen Rauferei und erbaulichen Abendandachten bei den Hannoveranern, noch mehr durch den Anblick der wohlgenährten und gut mit Geld versehenen, zum Teil von ihren Frauen begleiteten Engländer; sie machten in ihrem Scharlach, ihren feinen Gewehren eine gute Figur; man bemerkte, daß sie stark von Brust und Knochen, zum Aushalten der Strapazen vortrefflich geeignet seien. Der König von Preußen würde sie mit Vergnügen mustern; wären sie aber in seiner Weise eingeübt, so würden sie sich noch einmal so gut ausnehmen. Gegen die Deutschen zeigten sie sich leutselig; beim Anblick der Franzosen stieg ihnen das Blut ins Gesicht.

Indem sie noch hier verweilten, gewann der Krieg, den sie zu führen gekommen waren, gegen den Kaiser und die Franzosen bereits eine Entscheidung an einer anderen Stelle.

Wäre es auf den Kaiser angekommen, so hätte er sich noch einmal in den Angriff gegen Österreich geworfen; aber weder die deutschen noch vollends die französischen Generale, die um ihn waren, hielten dies für tunlich: sie zogen es vor, sich in einer ungeheuren Linie aufzustellen, die sich von Braunau am Inn bis nach Dingolfing an der Isar und alsdann längs dieses Flusses bis nach Plattling und Deggendorf hinzog, von wo sie, wenigstens in einzelnen Positionen, Eger erreichen sollte. An sich eine Torheit, eine Defensive von so unermeßlicher Ausdehnung zu versuchen; hier aber um so mehr, da die Anführer nicht allein, sondern auch die Nationen untereinander uneinig waren. Der Kaiser besaß so wenig durchgreifendes Ansehen, daß Broglie eben das immer zu tun schien, was ihm mißfiel.

Schon im Anfang Mai durchbrachen die Österreicher die Verbindung der verschiedenen Quartiere zwischen Isar und Inn; — sofort fiel Khevenhüller auf Braunau, wo General Minuzzi sich mit seinen Bayern, trotz tapferer Gegenwehr, ergeben mußte; Daun auf Dingolfing, wo die Panduren und Kroaten ein furchtbares Blutbad unter den Franzosen anrichteten; auch der Prinz Conti, der ein Kommando erhalten, mehr weil er es wünschte, als weil man Zutrauen zu ihm gehabt hätte, konnte sich zu Deggendorf nicht behaupten.

Nach diesen Verlusten hielt es Broglie für sehr gerechtfertigt, wenn er alle seine Truppen nach Ingolstadt zurückzog; aber auch hier war er nicht gemeint standzuhalten: bei der ersten Annäherung des Prinzen Karl bewegte er sich weiter die Donau aufwärts und wandte sich alsdann durch Schwaben dem Rheine zu. Mit einem Heere von 60 Bataillonen und 100 Eskadronen sah man ihn, nur von Husaren und Panduren verfolgt, fortwährend zurückweichen. Es war ein Feldzug wie der vorige, weniger auf die Verteidigung des Kaisers als auf den Schein berechnet. Man wünschte in Paris nur, die Armee wieder nach Frankreich zurückkehren zu sehen, und machte dem Marschall hauptsächlich daraus einen Vorwurf, daß er zu viel Rücksicht auf den Kaiser genommen und eine große Anzahl französischer Offiziere, z. B. bei Dingolfing, ohne Nutzen aufgeopfert habe.

Hierdurch sah sich nun Karl VII. auf das widerwärtigste bloßgestellt. Fast ohne zu wissen wie, wenigstens ohne rechten Kampf, hatte er Bayern abermals verloren. Seine eigene Armee war der französischen nach Ingolstadt gefolgt, und Broglie meinte, daß sie das auch ferner tun solle.

So weit aber ließ sich der Kaiser — der nach Augsburg gegangen war — diesmal doch nicht bringen. Endlich hielt er für notwendig, das zu tun, wovon man schon oft geredet hatte, sich von den Franzosen zu trennen. Er zog in Betracht, daß er sich sonst dem Verdacht aussetze, als weiche er absichtlich aus seinem Lande, um nicht dies, sondern andere Provinzen zum Kriegsschauplatz zu machen: daß er dagegen, wenn er das Reich schone, auch von dessen Seite auf Unterstützung rechnen dürfe; und so erteilte er seinen Truppen Befehl, sich in die neutralen Gebiete zurückzuziehen, ohne den Krieg fortzusetzen, selbst gegen die Österreicher, wofern sie nicht von diesen angegriffen würden; er gab ihnen den Namen einer neutralen Reichsarmee und erklärte, sie sollten sich den Mannschaften der Kreise zur Aufrechterhaltung der Sicherheit des Reiches anschließen.

Der vornehmste Beweggrund hierzu lag darin, daß der König von England, der indes bei seinem Heere am Main angekommen war, den Kaiser immer zu einem ähnlichen Verfahren aufgefordert und ihn alsdann die Rückgabe seines Landes hatte hoffen lassen.

Die österreichischen Heerführer willigten unter einigen Bedingungen in die Neutralität der kaiserlichen Armee ein: es ward darüber eine förmliche Konvention in dem Kloster zu Niederschönenfeld zwischen Seckendorf und Khevenhüller abgeschlossen.

Schon hätte man glauben können, die Sache habe militärisch und politisch ihr Ziel erreicht, als sich plötzlich noch ein zweites französisches Heer im Felde zeigte. Wenn die Franzosen Bayern oder das entfernte Böhmen aufgaben, so war es ihnen doch unerträglich, daß die Engländer am Mittelrhein sich in ihrer Nähe aufstellen und das entscheidende Wort in Deutschland führen wollten: um ihnen das Gleichgewicht zu halten, zog eine nicht ohne Anstrengung gebildete Armee unter dem Herzog von Noailles an den unteren Main heran.

War es politische Eifersucht oder der alte plötzlich wieder aufflammende Nationalhaß oder der Ehrgeiz des Feldherrn, in demselben Grade wie Broglie wenig standhielt, war Noailles rasch zum Angriff, und es kam sofort zu einer Bataille — am 27. Juni 1743 bei Dettingen — die, wenn sie nicht zu den großen Schlachten des Jahrhunderts gerechnet werden darf, doch in sich selbst nicht ohne Merkwürdigkeit ist.

Die verbündete Armee war an diesem Tage in einer rückgängigen Bewegung von Aschaffenburg nach Hanau, wo sie Verstärkungen erwartete, an dem rechten Ufer des Main begriffen. Noailles faßte den Plan, sie auf ihrem Wege zu attackieren; eben in der Mitte desselben, bei Seligenstadt, ging auch er auf das rechte Ufer über; ein paar wohlangelegte Batterien bei Dettingen sollten den Feind aufhalten, bis er ihn mit gesamter Macht angreifen könne. Auch gelang es ihm damit: die Verbündeten sahen sich genötigt, haltzumachen, und zwar auf einem wenig günstigen Terrain, das ihnen keine volle Entwicklung gestattete. Hätten die Franzosen an sich gehalten, bis sie ihre ganze Macht ins Gefecht führen konnten, so möchten sie vielleicht einen großen Vorteil errungen haben. In dem jungen französischen Adel aber war ein Kriegseifer gegen die Engländer wie in den Tagen von Cressy und Poitiers. Der Herzog von Grammont, Oberst der französischen Garde — eine Stelle, in der einst Charri der Brave und Philipp Strozzi geglänzt —, umgeben von ruhmbegierigen Gefährten aus den ersten Familien, führte, noch ehe die Vorbereitungen alle getroffen waren, sobald er einige Wirkung der Batterien bemerkte, eigentlich ohne den Befehl des kommandierenden Generals, seine freudige Schar, der noch andere Truppen nachfolgten, gegen den Feind. Sein Anlauf trieb wirklich die englische Kavallerie auseinander und richtete sich dann gegen den Herzog von Ahremberg, der eine Brigade aus verschiedenen Waffen, Kavallerie, Grenadieren und Geschütz gebildet hatte. Und nun ereignete sich folgendes. Nach einer schon ein paarmal erprobten

Taktik öffneten die österreichischen Reiter ihr Treffen als die Franzosen vordrangen; diese rückten auf die Grenadiere los, welche ebenfalls nach einigem Widerstande auseinanderwichen; ihres Sieges gewiß, stürmten die Franzosen weiter vorwärts: plötzlich aber sahen sie sich dem feindlichen Geschütz gegenüber und wurden von demselben furchtbar heimgesucht, zugleich auch in ihren Tiefen auf beiden Seiten von den wieder heranrückenden Grenadieren und Reitern angefallen, so daß diese Kolonne in einem Augenblick beinahe zugrunde gerichtet ward. Und indem brachen nun die bis dahin von ihrem König zurückgehaltenen englischen Fußvölker auf die schon erschütterte Schlachtordnung los, in wildentflammter nationaler Kriegswut; man will Engländer bemerkt haben, die ihre Feinde mit dem Flintenkolben erschlugen, Frauen unter ihnen, welche zur Flinte griffen, um ihre gefallenen Männer zu rächen. Die Franzosen sahen ihren Anfall vollkommen abgeschlagen und waren glücklich, nicht energischer verfolgt zu werden.

Um zu beweisen, daß er keine Niederlage erlitten habe, bewegte sich der Marschall von Noailles in den nächsten Tagen sogar wieder vorwärts; allein gegen die Mitte Juli hielt er es doch für besser, über den Rhein zurückzugehen, wo bald darauf auch Broglie bei ihm eintraf.

Diesseits des Rheines waren auf diese Weise die Verbündeten völlig die Meister; man mußte nun sehen, wie sie die deutschen Angelegenheiten behandeln würden.

Der König von England hatte um jene Neutralitätsabkunft im voraus gewußt und Karl VII. bereits eingeladen, nach Frankfurt zurückzukommen, wo man alles ausgleichen wolle; er hatte dem König von Preußen zu verschiedenen Malen versprochen, den Kaiser weder seiner Erblande berauben noch das Kaisertum in ihm beschimpfen zu lassen.

Auch wurden sofort nach der Schlacht Friedensunterhandlungen gepflogen, welche einen günstigen Ausgang hoffen ließen.

Der Kaiser, in dessen Namen Prinz Wilhelm von Hessen unterhandelte, erklärte sich bereit, seine Ansprüche auf die österreichischen Erblande aufzugeben, Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen anzuerkennen, die böhmische Stimme in den Reichsgeschäften wieder gelten zu lassen, die Franzosen aus den Plätzen zu entfernen, die sie noch innehatten, und die Grenzfestungen mit Reichstruppen zu besetzen; gegen alles das machte er hauptsächlich die Rückgabe seiner Erblande zur Bedingung. Er erneuerte die Forderung, daß man seine Einkünfte

auf eine angemessene Höhe bringen, die königliche Würde seinen Nachkommen vorbehalten möge; zunächst aber, da nun die französischen Subsidien fehlen würden, verlangte er, mit den zur Behauptung des kaiserlichen Ansehens nötigen Geldmitteln anderweit versehen zu werden.

Und in diesem Sinne ist wirklich eine vorläufige Abkunft geschlossen worden. Der König von England verstand sich selbst in einem geheimen Artikel zur Zahlung von Subsidien, da sich der Kaiser bereit erklärte, in Vereinigung mit dem Reich die Franzosen zur Herstellung des allgemeinen Friedens nötigen zu helfen.

Die Sachen waren so weit gediehen, daß auch der König von Preußen, der sogleich einen eigenen Gesandten in das Lager von Hanau schickte, hiergegen nichts einwendete; er behielt sich nur vor, daß er nicht selbst gegen die Franzosen, mit denen er jene Allianz auf 15 Jahre geschlossen hatte, das Schwert zu ziehen brauche.

Es wäre schon ein Gewinn gewesen, dem Reiche, wie es war, den Frieden zu verschaffen, wenn auch unter größerem Einfluß von Hannover und England, als er gern sehen mochte; das Werk des Jahres 1741 wäre doch nicht vernichtet worden; — worauf alles ankam, Österreich hätte sich in die Autorität eines Kaisers von einem anderen Hause finden müssen. Die Traktate waren so weit vorbereitet, daß sie nur noch der Unterschrift und des letzten bindenden Wortes bedurften.

Dennoch, wie in diesen Zeiten öfters geschehen ist, eben dieses wurde nicht ausgesprochen, alles zerschlug sich wieder.

Fragen wir nach dem Grunde, so suchte man denselben damals, und zwar mit dem größten Scheine, in der Zweizüngigkeit des Lord Carteret und Georgs II. Aber so angesehen in der herrschenden Whig-Partei war Lord Carteret mitnichten, noch so mächtig der König selbst, daß sie in einer Sache von dieser Bedeutung etwas für sich hätten entscheiden können; sie hatten den Friedensentwurf nach London mitgeteilt, und hier ist derselbe verworfen worden.

Die englischen Minister sahen in dem Kaiser einen Verbündeten von Frankreich; alle die Subsidien, die sie zahlten, die Truppen, die sie ins Feld gestellt oder in Sold genommen hatten, sollten zu nichts anderem dienen, als Frankreich, und zwar zunächst in diesem seinem abhängigsten Bundesgenossen, zu bekämpfen. Preußen hatten sie nur von Frankreich zu trennen gewünscht, Bayern wollten sie niederwerfen und in Deutschland die Gewalt von Österreich wiederherstellen, von dem sich sobald nicht

wieder französische Sympathien befürchten ließen. In diesem Vorhaben besorgten sie nur, durch einseitige hannoversche Interessen gestört zu werden, wie solche schon 1741 hervorgetreten waren.

Nun geschah, daß die Briefe von der Armee nur immer von dem Vorzug redeten, den Georg II. den Hannoveranern vor den Engländern gebe. Besonders ward Lord Stair, der eine so große Rolle bei der Einleitung dieses ganzen Krieges gespielt hatte, zurückgesetzt, bei der Besetzung der Stellen gegen die Gewohnheit nicht befragt, zuweilen nicht in den Kriegsrat gezogen; jener Rückzug von Aschaffenburg nach Hanau ist ohne sein Wissen unternommen, die Anordnung zu der Schlacht, ohne ihn gehört zu haben, getroffen worden. Nach der Schlacht riet er, unverzüglich tiefer unten über den Main zu gehen, die Franzosen vom Rhein abzuschneiden und sie anzugreifen, und etwas Ähnliches erwartete man wirklich in England. Statt dessen traf dieser Friedensentwurf ein, welcher zur Zahlung neuer Subsidien an einen für unverbesserlich französisch gehaltenen Fürsten verpflichten sollte. Die englischen Minister erblickten darin nichts als ein einseitiges Werk des hannoverschen Interesses, dem sich jetzt auch Lord Carteret hingegeben habe, dem König, in dessen Begleitung er war, zu Gefallen, und wollten davon nichts hören. So war im allgemeinen auch die Nation gestimmt. Nur eben darum, ward gesagt, habe man unsägliche Schätze aufgewendet, um sich nicht wieder durch Negotiationen täuschen zu lassen, wie die letzten zwanzig Jahre so oft.

Lord Carteret mußte hierauf, zum Erstaunen der Welt, die Unterhandlungen abbrechen. Er errötete, wie er sagt, wenn er diejenigen sah, mit denen er über den Frieden verhandelt hatte; mit einer wohl nicht ganz zu verwerfenden und wenigstens sehr erklärlichen Zurückhaltung suchte er die wahre Lage der Sache verborgen zu halten; aber damit bewirkte er nur, daß alles ihm selbst und seinem Könige schuld gegeben wurde. Der preußische Gesandte erstaunte über seine Ausflüchte, die zuweilen in grammatische Spitzfindigkeiten ausarteten und die er als das Werk einer natürlichen Versatilität und Unzuverlässigkeit selber ansah und seinem Könige darstellte.

Mit den Ansichten der Engländer stimmten nun aber die Ideen und Wünsche von Österreich vollkommen überein. Die Königin hatte sich am 12. Mai in Prag krönen lassen, am 28. Juni die Erblandeshuldigung in Oberösterreich eingenommen, zwar nicht ohne Protestationen von spanischer und bayerischer Seite, aber

unter unaufhörlichem Einlaufen der günstigsten Nachrichten von dem Glück ihrer Armeen. Allenthalben hatte sie Gnaden erwiesen, auch denen, welche in den zweifelhaften Ereignissen von der Ergebenheit gegen Österreich abgewichen waren. Ihrer Rückkehr nach Wien gingen die Nachrichten von der Schlacht bei Dettingen voraus, und mit unbeschreiblicher Freude ward sie empfangen: man bezeichnete sie da als die Große und die Liebreiche. „Ich kann nicht mehr, meine Kinder", rief sie aus, als ihr die zuströmenden Bezeigungen von Ehrfurcht und Liebe zu viel wurden, „lasset mich heute." Alle diese Gefühle von Glück, Hingebung, von Waffenmacht und Untertanentreue bewirkten aber nur, daß sie die einmal ergriffenen Gesichtspunkte der Politik mit größtem Eifer festhielt, die Fortsetzung des Krieges aus allen Kräften ins Auge faßte. Sie glaubte, daß die göttliche Gnade sichtbar über Österreich walte und es zum Heile von Europa in der Fülle seiner alten Macht aufrechterhalten wolle. Um sie und ihre Generale zum Frieden zu stimmen, hat man sie wohl daran erinnert, welches ihre Lage sein würde, wenn die Schlacht von Dettingen verloren worden wäre; aber diese Schlacht war nun eben gewonnen, und man wollte einen so großen Erfolg nicht unbenutzt lassen.

Unter diesen Umständen waren die kriegerischen Tendenzen bei weitem stärker als die friedlichen. Lord Carteret ward selbst davon ergriffen und ließ sich einst in der Unterhandlung das Wort entschlüpfen, daß ein Fürst, der seine Stellung nicht behaupten könne, am besten tun würde, auf dieselbe Verzicht zu leisten.

Dazu schien es auch wohl kommen zu können, wenn man die verlassene Lage des Kaisers betrachtete, der von Frankreich nicht mehr verteidigt wurde, seines Landes sich beraubt sah, von den weltlichen Reichsständen nicht unterstützt und mit dem Hasse der geistlichen beladen war.

Schon fing der österreichische Einfluß wieder an, in die eigentlichen Reichsangelegenheiten mächtig einzugreifen. Gleich bei der ersten Vakanz eines Erzstiftes, und zwar des wichtigsten von allen, trug die österreichische Partei einen großen Sieg davon.

Bei den hohen Jahren, in denen der Kurfürst von Mainz, Philipp von Elz, stand, hatte Friedrich II. den Kaiser mehr als einmal aufgefordert, dafür zu sorgen, daß nach dessen Abgang das reichserzkanzlerische Amt, von dem wir sahen, welch einen wirksamen Einfluß es ausübte, nicht in die Hände eines seiner Gegner gerate, und der Kaiser hatte hierüber den Gedanken

gefaßt, seinen eigenen Bruder Johann Theodor zum Koadjutor des Stiftes zu erheben.

Mit diesem Plane aber entfremdete er sich die Mitglieder des Kapitels, welche nicht auch dieses Stift, wie Köln, an einen bayerischen Prinzen gelangen lassen wollten. Als die Vakanz eintrat, rückte eben die englisch-österreichische Armee den Rhein aufwärts. Bei dem Umschwung der öffentlichen Angelegenheiten, der hiermit verknüpft war, setzte das Kapitel alle Rücksicht auf den Kaiser aus den Augen und erhob den vielleicht am besten österreichisch gesinnten Mann aus seiner Mitte, den der Kaiser namentlich ausgeschlossen, den Domkustos Graf von Ostein, auf den kurfürstlichen Stuhl.

Die Königin stand nicht an, sich dieses Vorteils sofort in seinem ganzen Umfange zu bedienen. Sie hatte schon immer ihre bei der Kaiserwahl hintangesetzten Rechte offiziell in Erinnerung zu bringen, durch eine Art von Protestation vorzubehalten gesucht. Aber diese war in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß man Bedenken trug, sie anzunehmen oder nach der Gewohnheit des Reiches zur Diktatur zu bringen. Die Kurfürsten waren im Anfang des Jahres 1743 dagegen; der König von Preußen namentlich ließ die Königin wissen, sie müsse sich in die Ordnung fügen, welcher sich jeder andere unterwerfe. Was aber Philipp von Elz abgelehnt, war Friedrich von Ostein sehr bereit zu bewilligen. Ohne daß er eine weitere Mitteilung an das kurfürstliche Kollegium, wie das Reichsherkommen war, für nötig gehalten hätte, ohne Rücksicht auf die von demselben früher ausgesprochene Meinung, brachte er am 23. September die Protestation der Königin zur Diktatur.

Darin erklärte sie, daß sie nichts von alledem, was unter Ausschließung der böhmischen Stimme geschehen sei, als rechtsbeständig betrachten werde, bevor sie Genugtuung für das Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft erhalten habe. Sie bezeichnete darin die Kaiserwahl „als auf den Kurfürsten von Bayern gefallen sein sollend"; ihre Worte zeigen überhaupt, daß sie den Kaiser nicht als Kaiser erkannte; alles was unter ihm geschehen, die Veränderung der Wahlkapitulation, ja die Tätigkeit der nach Frankfurt verlegten Reichsversammlung ward dadurch in Zweifel gesetzt; es schien, als wolle sie gewissermaßen einen Nullitätsprozeß gegen die Kurfürsten bei den anderen Reichskollegien einleiten, auf diesen Grund dem gesamten bestehenden Zustande den Krieg erklären.

Das Aufsehen, das diese Schrift und das ganze Bezeigen der

Königin erregte, mußte aber um so größer sein, da der glückliche Fortgang der Waffen ihrer Macht einen steigenden Nachdruck verlieh.

An der deutschen Seite, wo die Armee des Königs von England bei Bieberich über den Rhein ging, und Prinz Karl am Oberrhein mit einer zweiten erschien, kam es nicht gerade zu großen Unternehmungen. Höher oben setzte der Anblick der Trenkischen Panduren in Verwunderung, wie sie, eine Flinte über dem Nacken, das Schwert in der Hand und ein großes Messer im Munde, über den Fluß kamen, kleine Plünderungen vollführten, Kontributionspatente ausstreuten; tiefer unten machte Menzel von sich reden, der mit seinen Husaren in die Ardennen drang, Klöster plünderte, Transporte auffing und einmal wieder in dem herzoglichen Lothringen die Gesundheit seiner Königin ausbrachte. In einem offenen Schreiben kündigte er an, daß seine Königin Frankreich in die alten Grenzen einschließen und die deutschen Provinzen von dem Joche, unter dem sie seufzten, befreien wolle.

Dagegen kam es in Italien bereits zu wesentlichen Erfolgen, wie in den alten Zeiten des römisch-deutschen Kaisertums bildete sich noch einmal eine Verflechtung der italienischen und der deutschen Politik von weitester Aussicht.

Es hat einen Augenblick gegeben, wo Österreich die Lombardei beinahe aufgab. Als jene Regimenter abberufen wurden, welche das Vordringen in Bayern möglich machten, war man darauf gefaßt, daß sich General Traun, der in Italien befehligte, nach Tirol werde zurückziehen und schon zufrieden sein müssen, wenn er nur Mantua und die Zitadelle von Mailand behaupte. Man hielt für sehr möglich, daß sich Sardinien, auch infolge dieser Schwächung der österreichischen Kriegsmacht, für die Spanier erklären, daß alsdann Venedig denselben beifallen, Modena ihnen seine Festungen überliefern werde.

In dieser Zeit (November 1741) erschien der erste Transport der spanischen Truppen, unter dem nämlichen Feldherrn, welcher einst Neapel durch einen glücklichen Zug erobert hatte, dem Herzog von Montemar, in Italien; nach einiger Zeit langte auch ein zweiter und ein dritter an; ein neapolitanisches Heer verband sich mit dem spanischen. Königin Elisabeth Farnese erwartete, daß ihre Erbländer Parma und Piacenza und statt Toskanas ein Teil der Lombardei gar bald ihrem dritten Sohne, Don Philipp, der sich eben an der Spitze eines anderen Heeres, das von dem südlichen Frankreich her in Italien eindringen sollte, befand, in die Hände fallen würden. Sie beabsichtigte, nach dem Tode ihres

Gemahles selbst nach Italien zurückzukehren, wo sie in der Mitte ihrer so wohlausgestatteten Söhne, in der Nähe Alberonis, der Legat in der Romagna war, und anderer Freunde unter den Prälaten den Abend ihres Lebens nach ihrem Wunsche zugebracht haben würde.

Indessen nahmen die Dinge doch einen ganz anderen Gang.

Der König von Sardinien empfand, daß er, auf allen Seiten von den Bourbonen umgeben, seiner Selbständigkeit verlustig gehen werde, und traf mit der Königin ein provisorisches Abkommen, wenngleich in Formen, welche das Schwanken der politischen Verhältnisse jener Zeit recht eigen bezeichnen: er behielt sich den Rücktritt von demselben unter gewissen Bedingungen vor. Schon ein solcher Vertrag reichte hin, um auch Venedig zu befestigen, welches den bestehenden Zustand der Dinge nach gewohnter Weise jeder Veränderung vorzog. Den Herzog von Modena dagegen, der die Bedingungen der Neutralität, die man ihm vorschlug, nicht annehmen wollte, beschlossen Österreich und Sardinien, mit vereinigten Kräften zu bezwingen. Im Frühjahr 1742 erschienen ihre Truppen in ziemlicher Anzahl, denn auch die Österreicher waren von Ungarn her einigermaßen verstärkt, im modenesischen Gebiete. Der Herzog wagte nicht, sie zu erwarten; Montemar, der indes an die Grenzen des Kirchenstaates vorgerückt war, ebensowenig, ihnen entgegenzugehen. Es zog diesem viel üble Nachrede zu, daß er Modena und Mirandola im Juni und Juli 1742 vor seinen Augen in die Hände der Austrosarden fallen ließ. Im August erschien dann ein englischer Kommodore mit einem ansehnlichen Geschwader in dem Golf von Neapel und drohte, die Stadt zu beschießen, wofern der König nicht die Neutralität einzugehen und seine Truppen von dem spanischen Heere zurückzurufen verspreche. Der Kommodore soll, seine Uhr in der Hand, nur zwei Stunden Bedenkzeit gewährt haben: unter dem Getümmel des in Schrecken gesetzten Volkes unterwarf sich der König dem ihm auferlegten Gebote.

Diese Entfremdung der italienischen Staaten hinderte aber die Spanier nicht, ihre Angriffe an einer anderen Stelle nun erst recht ernstlich zu beginnen. Schon einmal zurückgedrängt, brachen sie aufs neue im Dezember 1742 von dem südlichen Frankreich her mit überlegener Macht in Savoyen ein; und eben in den härtesten Wintertagen sah sich Karl Emanuel zu einem Rückzug über die Alpen genötigt, der ihm sehr verderblich wurde. Die Miquelets von den Pyrenäen trieben die piemontesischen Talleute überall vor sich her; in dem sardinischen Heer zogen ungewohnte und

alle Kräfte übersteigende Anstrengungen verderbliche Krankheiten nach sich; Ereignisse, die allezeit eine der bittersten Erinnerungen im Leben des Königs Karl Emanuel ausmachten.

Durch diesen Erfolg ermutigt, forderte nun die Königin von Spanien den neuen Obergeneral, den sie an die Stelle Montemars nach dem mittleren Italien geschickt hatte, einen Wallonen, Gages, auf, durch verdoppelten Eifer die Fehler seines Vorgängers gutzumachen und sich im offenen Felde mit dem Feinde zu versuchen. Im Februar 1743 überschritt Gages den Panaro, in der Hoffnung, die vor ihm liegenden Feinde in ihren zerstreuten Quartieren anzugreifen; aber viel zu wachsam war General Traun, als daß er es dahin hätte kommen lassen; im Gegenteil war er es, der, von seiner Königin nicht minder zu einer Waffentat gedrängt, die enttäuschten und schon wieder zurückweichenden Spanier angriff. Es kam zu einer blutigen Schlacht bei Camposanto. Der vornehmste Vorteil war wohl auf seiten der Österreicher und Sardinier, doch haben auch die Spanier auf das tapferste gekämpft: die wallonischen und spanischen Garden warfen sich wetteifernd dem feindlichen Feuer entgegen; in dem spanischen Hauptquartier und in Madrid hat man ein Tedeum für die Schlacht gefeiert; und so wenig waren sie doch auch in der Tat durch dieselbe in Nachteil gesetzt, daß Karl Emanuel, mit einem Einbruch in Piemont bedroht, im Sommer 1743 seinen Truppen den bestimmten Befehl gab, nicht über den Panaro zu gehen. Die Österreicher waren zu schwach, für sich allein etwas zu unternehmen.

In dieser Lage der Angelegenheiten wäre es für das Schicksal von Italien vielleicht auf immer entscheidend gewesen, wenn sich Karl Emanuel doch noch zuletzt, wie er zuweilen Miene machte, auf die Seite der Bourbonen geschlagen hätte. Die Unterhandlung, die fortwährend gepflogen ward, stieß sich besonders daran, daß die letzteren Mantua zu erlangen wünschten, wofür sie zwei Dritteile des mailändischen Staates aufgeben wollten, und der König von Sardinien Bedenken trug, ihnen diese Festung zuzugestehen. Der Vorschlag geschah, daß es dem Papst überliefert werden möchte. Sardinien würde sich dann mit den Bourbonen und dem Herzog von Modena, der bei diesen eine Zuflucht gesucht hatte, vereinigt haben, den Österreichern die Lombardei zu entreißen.

Auf der anderen Seite aber unterhandelte Sardinien auch ebenso eifrig mit Österreich, um seinen provisorischen Traktat in einen definitiven zu verwandeln. Es forderte dafür einige Abtretungen in der Lombardei, durch die es nicht allein seine Be-

sitzungen zu erweitern, sondern zugleich eine noch drohendere Stellung gegen Genua zu gewinnen dachte. England, welches dem König von Sardinien schon bisher ansehnliche Subsidien gezahlt hatte, unterstützte diese Forderungen. Noch zögerte Österreich, doch ward sein Interesse auf das lebhafteste dadurch erregt, daß ihm nur unter dieser Bedingung die Aussicht offen blieb, sich der sizilischen Königreiche wieder zu bemächtigen. Wie einer der Kondottieri der alten Zeit ist Karl Emanuel gerüstet, seine Waffen für denjenigen zu schwingen, der ihm den sichersten Gewinn bietet: im einen Fall, um die Bourbonen, im anderen, um die Österreicher aus Italien zu treiben.

Im Sommer 1743 schien eine Zeitlang das antiösterreichische Interesse zu überwiegen: zwischen dem Kaiser, der doch auch in den italienischen Dingen mitzureden hatte, und dem König Karl Emanuel ward ein Vertrag so gut wie abgeschlossen; einen Entwurf, welchen die Franzosen zu einer Übereinkunft gemacht hatten, arbeiteten die sardinischen Minister in den meisten Artikeln um, so daß ihnen selbst kaum möglich schien, daß er durchgehen würde; aber die Franzosen hielten in diesem Augenblick keinen Preis zu hoch und zeigten sich bereit, die Veränderungen anzunehmen.

Wie aber hätten die Engländer, deren Politik hauptsächlich dahin ging, den Krieg gegen Frankreich mit kontinentalen Kräften sowohl in Deutschland als in Italien zu führen, es so weit kommen lassen sollen?

Unter den Nachwirkungen der Dettinger Schlacht war ihr Einfluß so stark, daß sie Österreich zur Nachgiebigkeit vermochten. Im Hauptquartier des Königs Georg II., zu Worms, ward endlich am 13. September 1743 durch Lord Carteret und die beiden Gesandten, welche dem englischen Hofe ins Feld gefolgt waren, den österreichischen, Wassenaer, und den sardinischen, Osorio, ein definitiver Vertrag zustande gebracht. Österreich entschloß sich, die Abtretungen zu genehmigen, welche der König von Sardinien forderte: Vigevano, den größten Teil des Gebietes von Pavia diesseits und jenseits des Po, die Stadt Piacenza mit einem nicht unbedeutenden Strich Landes in diesem Gebiete und die Rechte auf Finale. Besonders das letzte erregte große Verwunderung. Nachdem Finale in dem Spanischen Erbfolgekriege für eine ansehnliche Summe an Genua überlassen und diesem oft garantiert worden war, erstaunte man in ganz Europa, daß Maria Theresia, was ihr Vater allezeit verweigert hatte, sich entschließen konnte, die Rechte, die sie darauf haben mochte, an einen Dritten abzu-

treten. Dagegen versprach der König von Sardinien, eine Armee von 40 000 Mann zu Fuß und 8000 Mann zu Pferd aufzustellen und an den Verbündeten festzuhalten, bis der Friede in Deutschland sowie der Friede zwischen England und Spanien geschlossen sei. Nur alsdann sollten die ihm geschehenen Abtretungen volle und unwiderrufliche Kraft haben.

Dem Traktat wurden noch geheime Stipulationen unter dem Titel: erklärende Artikel, beigefügt, welche erst in jüngster Zeit in aller Form bekanntgeworden sind; aus den Korrespondenzen der englischen Minister nimmt man aber ab, daß auch Österreich sich verpflichtete, seinen Krieg fortzusetzen, bis es zwischen England und Spanien zum Frieden gekommen sei, England dagegen förmlich zusagte, alle seine Kräfte anzuwenden, um der Königin Maria Theresia, nach der von ihr beliebten Formel, Genugtuung und Sicherheit zu verschaffen.

Und hier nun war es, daß die bisher gehegte Intention, den Kaiser mit den von Frankreich zu erobernden Grenzlanden zu entschädigen, sich in einen womöglich noch merkwürdigeren Plan umsetzte. Neapel und Sizilien sollten erobert und alsdann an Karl VII. abgetreten werden, der dagegen Bayern an die Königin überlassen müsse. Der Wiener Hof hat diesen Vorschlag gemacht, als noch die englische Unterhandlung mit dem Kaiser schwebte; als dieselbe abgebrochen ward, hat Lord Carteret dem Hause Wittelsbach die Einwilligung in diesen Tausch als das einzige Mittel bezeichnet, nach seinem Wunsche die königliche Würde zu erlangen; als einer der größten Beförderer dieses Planes erscheint Graf Kaunitz. In Wien lebte und webte man in diesem Gedanken, denn von allen Entschädigungen sei keine andere von wahrer Bedeutung als die bayerische; ein Fußbreit Land in Bayern sei mehr wert als ganze Bezirke in anderen Gegenden; überdies aber, man werde dieses gefährliche Haus, das so oft mit Frankreich verbündet gewesen sei, aus der Mitte von Europa los, wo es sonst in Zukunft noch sehr verderblich einwirken könne. Bei weitem besser schien dem Wiener Hofe diese Auskunft noch, Bayern im südlichen Italien auszustatten, als jenseits des Rheines, worauf man zuerst gedacht hatte. Eine ganz deutliche Bestimmung ist hierüber nicht in den Vertrag aufgenommen worden, aber es schwebte den Kontrahenten als das große Ziel vor.

Unverzüglich ward nun auch der Krieg mit einer größeren Anstrengung geführt. Die Spanier, jetzt von den Franzosen ganz offen unterstützt, schickten sich in den ersten Tagen des Oktober an, die Alpenpässe bei Casteldelfino zu durchbrechen; diesmal

aber hatte Karl Emanuel den Vorteil seiner geographischen Stellung wohl benutzt: die Täler, durch welche der Feind zwischen den unersteiglichen Bergen daherziehen mußte, hatte er durch starke Befestigungen in Verteidigungszustand gesetzt. Zwischen Gletschern und Schluchten, wo jedes Vordringen unmöglich war oder durch das Feuer aus den piemontesischen Verschanzungen unmöglich gemacht wurde, entschloß sich Don Philipp, für den die Lombardei erobert werden sollte, im Widerspruch mit dem Willen seiner Mutter, aber einverstanden mit den Generalen, zum Rückzug, der nicht ohne große Beschwerden und Gefahren vollzogen ward. Der neben dem Infanten kommandierende General Mina hat selbst zuerst sein Gepäck in den Abgrund geworfen, und alle folgten seinem Beispiel; Feldgeschütz und Maultiere fielen den Talleuten in die Hände.

Zu gleicher Zeit rückten Österreicher und Sardinier, jetzt unter der Anführung des Fürsten Lobkowitz, gegen das spanische Heer im Kirchenstaat vor und brachten es zum Weichen. Gegen Ende Oktober 1743 bezog dasselbe ein Lager bei Pesaro, von wo es sich bei den ersten Bewegungen des Feindes, im März 1744, über den Tronto in das neapolitanische Gebiet begab. Da König Karl durch den ihm aufgezwungenen Neutralitätsvertrag sich doch nicht abhalten ließ, das Heer seines Vaters aufzunehmen, so schien es um so gerechtfertigter, daß man ihn nun selber angriff. Wie es bei den Unterhandlungen dieser Art schon immer gegangen, um den österreichischen Gesandten in Rom sammelten sich zahlreiche neapolitanische Ausgewanderte, die von ihren Freunden im Königreich einen raschen Abfall versprachen. Niemand war beflissener als dieser Gesandte, Graf Thun, Bischof von Gurk, neue Verbindungen im Neapolitanischen anzuknüpfen, den Eifer der Königin durch günstige Nachrichten zu erhalten und die Tätigkeit des Heeres und des Fürsten an seiner Spitze aufzurufen. Im April 1744 schlug Lobkowitz den Weg über Foligno und Castellano ein, um, wie so viele frühere Eroberer, auf der großen Straße von S. Germano nach Neapel und Campanien vorzurücken. Es wurden Manifeste verbreitet, welche die Erinnerung an das Haus Österreich mit vorteilhaften Zusagen verbanden; auch hier bildeten die leichten ungarischen Truppen die Vorhut, dann folgte Browne mit Grenadieren zu Fuß und zu Pferde, und im Feldlager schmeichelte man sich, in kurzem in der Hauptstadt anzulangen.

So umfassende Aussichten erhoben sich der Königin in Deutschland und in Italien: es erschien sehr möglich, wenn ihr die eng-

lische Seemacht im Mittelmeer so ernstlich zu Hilfe kam, wie die Landmacht am Rheine, daß sie zugleich diesseits und jenseits der Alpen ihre Übermacht befestigen würde.

Aber neben ihrem siegreich fortschreitenden Heere gab es noch ein anderes in der Welt, das sich demselben bisher überlegen gezeigt hatte, und an dessen Spitze einen Fürsten, der sich von allen diesen Erfolgen bedroht fühlte wie einst Heinrich der Löwe von Friedrich Barbarossa.

Der König von Preußen nahm an dem, was in Deutschland und in Italien vorging, gleich großen Anteil.

Viertes Kapitel.

Haltung des Königs von Preußen im Jahre 1743.

Wer in Friedrich einen bloßen Kriegsanführer sah, mochte denken, daß ihm der Anblick der Engländer Vergnügen machen würde; andere, die einen Begriff von seiner Politik hatten, sagten mit Recht, es gebe keinen Mann, dem die roten Monturen diesseits des Meeres unangenehmer wären als ihm; — man erkannte in Berlin vom ersten Anfang alle die verderblichen Rückwirkungen, die davon erwartet werden mußten; und für den Forscher ist eigentlich nur die Frage, wie es kam, daß man dort den Dingen so lange ihren Lauf ließ, ohne sich zu widersetzen.

Der vornehmste Grund davon lag in der bestimmten Versicherung des Königs von England, daß er Karl VII. als Kaiser nicht verderben, demselben vielmehr einen ehrenvollen Frieden verschaffen wolle. Ferner ließ sich doch wohl erwarten, daß die französischen und kaiserlichen Truppen einigen Widerstand leisten, die Dinge in einem gewissen Gleichgewicht erhalten würden. Endlich: es schien möglich, das Reich zur Aufstellung einer Neutralitätsarmee zu bewegen, um sowohl die Franzosen wie die Engländer auszuschließen, und König Friedrich war bereit, dazu alsdann mit aller seiner Macht beizutragen.

Denn an dem Gedanken, eine große friedliche Allianz zwischen den Seemächten und den mächtigen Reichsständen zu stiften, zu der dann auch Österreich träte, doch unter der Bedingung, daß es den Kaiser anerkenne, und mit einem guten Verhältnis zu Österreich die Sorge für das Reich, namentlich für Bayern zu verbinden, hielt er fortwährend fest. Alle seine Äußerungen haben diesen Inhalt.

Im Januar 1743 ließ er der Königin erklären, er wolle nichts zu ihrem Schaden weder tun noch verhandeln, auch den Engländern nicht zuwider sein, sondern ihnen zu Gefallen gern so viel tun, als man mit Recht von einem Freunde fordern könne, — allein etwas anderes sei, was er als ein Stand des Reiches, aus Rücksicht auf das Oberhaupt desselben nicht unterlassen dürfe.

Im Februar hebt er die andere Seite hervor: wenn er die Aufrechterhaltung des Kaisers verlange, so habe er damit nicht die Absicht, der Königin von Ungarn beschwerlich zu fallen, noch sie zu Zugeständnissen, die ihr ungelegen seien, zu nötigen; seinen Frieden werde er unverbrüchlich halten. In der ersten Hälfte des Jahres 1743 ist oft von einer näheren Allianz zwischen Preußen und Österreich die Rede gewesen. Sie konnte nur gegenseitige Verteidigung bezwecken, doch auch unter dieser Beschränkung bemerkte Friedrich, daß er dabei in Nachteil geraten werde, da die österreichischen Gebiete so ausgebreitet, so mannigfaltigen Feindseligkeiten ausgesetzt seien, die seinen bei weitem weniger. Es scheint, als würde er, wenn es zur Ausführung der Säkularisationen gekommen wäre, diese Unterhandlung benutzt haben, um sich einen oder den anderen Vorteil gewähren zu lassen; zu einem offensiven Bündnis hätte er sich aber auch darum wohl niemals verstanden; unaufhörlich erinnerte er an den mit dem Kaiser zu schließenden Frieden; dessen Sache gab er niemals auf. Er wiederholte, das Interesse der Königin liege ihm sehr am Herzen, aber das des Kaisers auch; seine wohlgemeinte Absicht sei nur, ferneres Unglück abzuwenden; er seinerseits versäume nichts, um Karl VII. gut zu stimmen, aber man müsse demselben erträgliche Bedingungen machen, damit er bündig Verzicht leisten könne.

Allein mit seinen Anmutungen kam er keinen Schritt vorwärts. Die Königin entschuldigte sich mit Rücksichten, die sie gegen ihre Verbündeten nehmen müsse, oder mit der Jahreszeit, die mehr zur Kriegführung als zu Unterhandlungen auffordere. Jeder Annäherung, die zu irgendeinem Anspruch hätte führen können, wich sie aus, wiewohl man ihr sagte, daß ein solcher niemals gegen sie gerichtet werden solle.

Wohl brachte indessen der Reichstag nach langen Beratungen ein Konklusum zustande, nach welchem das Reich selbst die Vermittlung zwischen der Königin und dem Kaiser übernehmen und dazu die Teilnahme von England und von Holland nachsuchen wollte; aber die Seemächte waren ebenso entschlossen, den Krieg zu führen, wie die Königin: das Reich mußte erleben, daß seine auffordernden Ausschreiben gar nicht einmal recht beantwortet wurden.

Und nun erfolgte die Schlacht von Dettingen, die zwar anfangs zu einer Vereinbarung mit dem Kaiser führen zu sollen schien, gar bald aber eben die entgegengesetzten Beschlußnahmen nach sich zog, im offenen Widerspruch mit dem, was durch jene be-

stimmten Erklärungen Georgs II. verheißen war. Der sonderbare Fall trat ein, wo ein Wortbruch nicht persönlich angerechnet werden kann, indem er demjenigen, der ihn beging, von einer überlegenen Partei als ein Zwang auferlegt wurde; aber der König von Preußen, dem man dieses Verhältnis, wie berührt, auf das sorgfältigste verheimlichte, konnte in dem ganzen Verfahren nichts anderes als Treulosigkeit erblicken, vorherberechnet zu den Absichten, die sich sogleich zu erfüllen schienen. Indem man nach der Annäherung des Kaisers an England eine Rückgabe seines Erblandes erwartete, mußte man vernehmen, daß die Einwohner von Bayern der Königin von Ungarn hatten huldigen müssen. In einem Reskript an ihre Bevollmächtigten sagte sie, es sei nicht nötig, sich darüber zu äußern, ob die Pflicht der Treue als eine vorübergehende oder als eine immerwährende zu betrachten sei. Welchen Sinn dies habe, ließ sich nicht bezweifeln, als man jene Andeutungen über eine Vertauschung Bayerns mit Neapel vernahm. Wie oft hatte Friedrich erklärt, er werde den Kaiser nicht unterdrücken noch seiner Erblande berauben lassen. Die Erhebung des Großherzogs, von der ebenfalls sogleich die Rede war, in Verbindung mit dieser Erwerbung von Bayern, mußte ihm als ein Umsturz des ganzen obwaltenden Reichssystems erscheinen. Er müßte nicht er selber gewesen sein, wenn er die Dinge noch länger so weiter hätte gehen lassen wollen.

Um sich zunächst einen Begriff davon zu bilden, was sich durch die Mitwirkung einiger Reichsstände erreichen lasse, begab er sich selbst im September 1743 nach Franken. Den Beziehungen der Familien und Persönlichkeiten, durch deren geschickte Benutzung der Wiener Hof das Reich zu regieren pflegte, trat er hierbei näher, als sonst sein Sinn war.

In Bayreuth traf er mit der Herzogin von Württemberg zusammen, die sich vor kurzem eine Zeitlang in Berlin aufgehalten und ihre Söhne daselbst zurückgelassen hatte. Zwischen dem ältesten von ihnen und der jungen Prinzessin von Bayreuth war eine Verlobung zustande gebracht worden, zur Freude der Württemberger, die darin einen neuen Rückhalt des bedrängten Protestantismus erblickten. Friedrich hatte seinen persönlichen Einfluß anwenden müssen, um seine Schwester von Bayreuth dieser Verbindung geneigt zu machen; allein andere Schwierigkeiten erhob jetzt die Herzogin, eine Dame von wandelbarer Gemütsart, leidenschaftlich und launenhaft; sie machte Miene, zu den Interessen des Hofes von Wien zurückzukehren.

Allem Ansehen nach, obgleich darüber keine bestimmte Nach-

richt vorliegt, hatte Friedrich auch eine geheime Zusammenkunft mit dem Bischof von Würzburg. Nur soviel findet sich, daß der König eine solche wünschte und der Bischof, um einen Fürsten, welcher seiner Würde so viele persönliche Eigenschaften hinzufüge, kennenzulernen, sein Familienschloß Geubach dazu in Vorschlag brachte. Der Bischof, der gern in allen Geschäften seine Hand hatte, ohne den Anschein davon, meinte, die Würde des Kaisers müsse durch eine formelle Vereinbarung der vornehmsten Stände, hauptsächlich von Dresden, Hannover und Berlin, gewahrt werden. Schade nur, daß nach allem, was vorangegangen, an eine solche eben nicht mehr zu denken war.

Eine ähnliche Gesinnung hegte auch der Feldmarschall des Kaisers, Graf Seckendorf, den der König in Ansbach sah und alsdann zu seinen Truppen in der Nähe von Öttingen begleitete. Der fränkische Kreis, sagte er, sei bisher nur durch seine Schwäche und Vereinzelung abgehalten, sich auf die Seite des Kaisers zu schlagen; man müsse vor allem die Verhandlung über die bewaffnete Reichsassoziation in Gang bringen, wobei der König auf die Unterstützung des Bischofs von Würzburg und den fränkischen Markgrafen rechnen könne. Die kleinen Glocken, sagt er, wollen nicht angezogen sein, ehe nicht das Geläute der großen erschalle. Der König erwiderte, wenn man mit der Absicht, die man habe, zu früh hervortrete, so werde man nur Gelegenheit geben, daß die entgegengesetzte Macht den Kaiser und dessen Freunde vollends unterdrücke.

Auch dem Herzog von Sachsen-Gotha, der damals über einige Regimenter gebot, und seiner philosophischen Gemahlin machte Friedrich einen Besuch; aber an diesem Hofe stand man schon mit der Republik Holland wegen Überlassung einer Anzahl Truppen in Verhandlung.

Wie sehr nun auch Friedrich durch alles, was er sah und hörte, überzeugt wurde, daß der österreichische Hof zahlreiche und enthusiastische Freunde habe und daß sich nur schwer etwas Rechtes werde ausrichten lassen, so hatte die Idee des Reiches doch auch noch Anhänger: er durfte sie nicht fallen lassen.

Bald nach seiner Rückkehr überreichte ihm der kaiserliche Gesandte den Plan einer Assoziation oder, wie er sich ausdrückt, „einer engen und festen Bindung, allein zur Erhalt- und Wiederherstellung der Ruhe, Frei- und Sicherheit des Reiches; vornehmlich, um den rechtmäßig erwählten Kaiser bei den ihm zukommenden Ehren und Befugnissen zu erhalten“. Eine gemeinschaft-

liche Armee sollte aufgestellt und ein jeder vor Schaden beschützt werden.

Friedrich fand den Entwurf wohl ausgearbeitet und gab selbst einen und den anderen guten Rat an die Hand. Vor allem, meinte er, müsse man dem Vereine eine deutsche Farbe bewahren. Zu der Assoziationsarmee dürfe kein französisches Hilfsvolk stoßen, weil sie sonst nicht neutral sein würde; komme sie zutande, so sei er bereit, 30 000 Preußen beizugesellen. Er vermied, einen außerordentlichen französischen Gesandten, der damals verschiedene deutsche Höfe besuchte, an dem seinen zu sehen. Überdies aber, sagte er, müsse man das tiefste Geheimnis beobachten, nur erst von den befreundeten Höfen die Zusage zu erlangen suchen, daß sie den Kaiser nicht würden unterdrücken lassen; und während des Winters sich vorbereiten und rüsten. Im nächsten Jahre werde der Krieg zwischen England-Österreich und den bourbonischen Mächten wohl nur noch heftiger geführt werden. Wenn derselbe in Gang gesetzt, die Österreicher etwa in Frankreich oder in Italien vorgerückt seien, dann möge diese Armee plötzlich in der Mitte von Deutschland erscheinen; der Eindruck werde ungeheuer sein, man werde das entscheidende Wort sprechen und das Reichssystem, wie es jetzt unter einem Wittelsbachischen Kaiser bestehe, befestigen können.

Was nun aber auch immer aus dieser Verbindung werden mochte, sie konnte doch nicht mehr als einen guten Rückhalt geben. Die Sache durchzuführen, zur rechten Stunde, dazu gehörte vor allem die eigene Kriegsbereitschaft, für welche denn in jedem Zweige alle Kräfte angestrengt wurden. Vor allem ward an den schlesischen Festungen eifrig gearbeitet. In Neiße entstanden elf große Bollwerke, deren jedes mit einer Wehr von Ravelins und Verschanzungen vor dem Mittelwall umgeben war, jedes Ravelin aufs neue mit anderen Außenwerken, worauf ein erster und ein zweiter bedeckter Weg, ein erstes und ein zweites Glacis folgten, alle von einem Festungsgraben umschlossen, welchen die Gewässer der Bila und der Neiße nun zum Schutze Niederschlesiens gegen Österreich erfüllten. Jenseits des Wassers legte der König im Frühjahr 1743 zu einigen starken Kasematten und einer Galerie den Grundstein; unaufhörlich waren 7000 Menschen daran beschäftigt. Im August besichtigte er die vorgeschrittenen Werke und hielt über die Pioniere Walraves die Revue; dann begab er sich nach Glatz, wo ähnliche Werke mit nicht geringerem Fleiße ausgeführt wurden. Im März 1744 nahm er Neiße aufs neue in Augenschein und überzeugte sich, daß im

Juli alles fertig sein werde. Im Oppelnschen hatte er sich Kosel zur Befestigung ersehen, das, wenn nicht gleich im Anfang, doch in späterer Zeit seine Wahl trefflich gerechtfertigt hat.

Ein anderes Bedürfnis war die Ergänzung der Armee nach den Verlusten, die sie im Kriege erlitten hatte; über jede einzelne Kompanie jenes in der Schlacht bei Chotusitz so furchtbar mitgenommenen anhaltischen Regiments ward dem König Bericht erstattet. Sobald er hiermit einigermaßen zustande gekommen, im Frühjahr 1743, ordnete er eine neue Verstärkung von 18 000 Mann an. Sechs Bataillone wurden auf den Fuß von neuen Feldregimentern, acht andere auf den Fuß der Garnisonregimenter eingerichtet; die Grenadierkompanien wurden um 30 Mann vermehrt; die Husarenregimenter sollten ein jedes auf 1200 Mann gebracht und zwei neue errichtet werden.

Nach dem Herkommen mußten die bestehenden Regimenter die Rekruten zu den neuen liefern. Prinz Ferdinand von Braunschweig, dem wir diese Nachrichten großenteils verdanken, schreibt seinem Bruder, dem Herzog, im August 1743, daß die meisten übrigen Kommandeure trefflich im Zuge seien, nur ihm, der über 100 Mann zu stellen habe, wolle es nicht recht glücken; er bittet um einige Beihilfe aus braunschweigischen Landeskindern.

Indessen wurden die verschiedenen Truppenteile fleißig geübt und ihre Fortschritte von dem König geprüft. Prinz Ferdinand, der denselben begleitete, meldet einmal, daß er auf einer Reise vom 17. Juli bis 13. August von Küstrin bis nach Ratibor und von da zurück nach Glogau 88 Bataillone und 153 Eskadronen die Revue passieren lassen; so stark stellte er sich in diesen Gegenden auf.

Das Geschützwesen ward weiter umgebildet. Mit großem Vergnügen bemerkte der König, wenn einige neue Versuche gelangen; ein Gießhaus ward zu Breslau eingerichtet, nach dem Muster des Berliner, um das dort vorhandene Metall zu benutzen.

Die Manöver waren Übungen in unmittelbarem Bezug auf das, was man in dem letzten Kriege erlebt hatte und in dem nächsten zu erleben erwartete; ein sehr glänzendes unter anderen im September 1743 bei Schöneberg, wo man die Vorsichtsmaßregeln prüfte, die gegen die Anfälle der leichten Truppen sowohl im freien Felde als beim Einrücken in die Kantonierungsquartiere zu nehmen seien, und der König höchlich zufriedengestellt ward.

Im Winter wurden Vorlesungen über den Angriff und die Verteidigung fester Plätze gehalten, denen die Offiziere der Garnison

von Berlin beiwohnten; im Dezember 1743 fanden sie alle Nachmittage statt.

Noch wies Friedrich die Aufforderungen der beobachtenden und ihn an sein eigenes Interesse erinnernden Politiker oder auch Mahnungen hilfsbedürftiger Freunde von sich. — „Wenn die Festungen vollendet, neue Truppen geworben, die Finanzen vollkommen wieder in Ordnung sind, dann werde ich mich imstande fühlen, zu reden.“ „Der König von Preußen übereilt sich nicht; er wird wissen, wann er wieder hervorzutreten hat, noch ist seine Stunde nicht gekommen.“ Wohl ließ sich abnehmen, daß er diese selber nicht mehr fern glaubte, aber von dem unbestimmten Vorhaben bis zum Entschluß ist noch immer ein großer Schritt. Diesen hervorzurufen, trugen vor allem anderen die Streitigkeiten bei, die zwischen dem Wiener und dem Frankfurter Hofe täglich gehässiger entbrannten, und wir dürfen, da sie den Grund der Entzweiung enthalten, wohl noch einmal darauf zurückkommen.

Von Wien aus brachte man in Erinnerung, daß die Erbfolge von dem Reiche feierlich garantiert und alles, was dagegen geschehen, ungültig sei; in Frankfurt erwiderte man, die Garantie sei ohne Untersuchung der Sache beschlossen, nie könne eine solche einem Dritten sein Recht nehmen.

Die Königin wiederholte, daß die Ausschließung der böhmischen Stimme der Grundverfassung des Reiches zuwiderlaufe. In Frankfurt ward geantwortet, wenn über Führung einer Stimme unter mehreren Interessenten Streit entstehe, so sei es das Herkommen im Reiche, dieselbe zu quieszieren.

Die Königin behauptete, das Band der menschlichen Gesellschaft werde zerrissen, wenn man geschlossene Verträge unter der Ausflucht der Rechte eines Dritten aufhebe. Der Kaiser sagte, es werde vielmehr dann zerrissen, wenn zwei oder drei, welche die Macht in Händen haben, einen Dritten seiner gerechten Ansprüche berauben wollen.

In Österreich beklagte man sich, daß der deutsche Boden mit französischem Kriegsvolk überschwemmt worden sei; die kaiserlichen Minister antworteten: dieses Kriegsvolk sei nur darum erschienen, weil man auf der anderen Seite jedes Abkommen verschmäht habe, und sei dann unmittelbar in die in Anspruch genommenen Länder geführt worden. Dagegen habe Österreich fremde Kriegsheere, zu denen auch die ungarischen zu rechnen, großenteils aus unzivilisierten Völkern bestehend, in neutrale Länder ziehen lassen und unsägliche Verwüstungen veranlaßt.

Die Königin sagte, ihr Begehren gehe auf zwei gerechte Dinge: zureichende Genugtuung und künftige Sicherstellung; eben dies, antwortete man, seien Forderungen von unermeßlichem Umfang; unter dem ersten scheine eine Schadloshaltung für alles, was seit dem Tode Karls VI. abgetreten worden sei, selbst eine Erstattung der Kriegskosten, unter dem anderen die Unterdrückung und Verheerung von Frankreich verstanden zu werden.

Bei einigen Ausführungen aus anderweiten Verträgen war in der Denkschrift des Wiener Hofes das Wort Kaiser in das Wort Kurbayern verändert worden: eine Verweigerung des kaiserlichen Titels, welche auf das bitterste empfunden und als eine offene Feindseligkeit betrachtet ward.

Und in diesem Tone und Sinne nun war die Protestation abgefaßt, welche die Königin, wie wir sahen, mit Hilfe des neuen Kurfürsten von Mainz im September 1743 zur Diktatur brachte.

Die sämtlichen Kurfürsten, außer Hannover, erklärten dies für eine Handlung der Parteilichkeit, die man als null und nichtig betrachten müsse, durch welche Österreich nur beweise, daß es durch seine Haltung gleichsam aus der Verbindung des Reiches trete.

Auch in anderen Kreisen gab es viele, welche das Verfahren der Königin überaus tadelnswürdig fanden: ihre Weigerung, die ergänzte Reichsverfassung anzuerkennen, die unehrerbietigen Ausdrücke, deren sie sich gegen das Reichsoberhaupt bediene, die Verwerfung der Mediation und jeder Friedensverhandlung, die Hintansetzung aller Reichspflichten. Wie leicht, sagten sie, hätte sich ihr Hauskrieg beilegen lassen. Aber fast sehe es aus, als wolle sie sich wegen der Verletzung der Pragmatischen Sanktion an dem Reiche ihres Schadens erholen: sie säe Zwietracht in den höchsten Kollegien; den Kaiser als Kaiser und seine höchste Gewalt wolle sie zunichte machen.

Alle jene volltönenden Beschwerden über die Verletzung der Reichsverfassung, welche der Wiener Hof sonst gegen andere hatte verlauten lassen, wurden am Reichstage jetzt gegen ihn selbst erhoben.

Der König von Preußen, ohne sie gerade alle zu den seinen zu machen, war doch auch über das Verfahren von Österreich sogar persönlich mißvergnügt. Der Wiener Hof hatte ihm vorsichtigerweise von der Absicht, wegen der böhmischen Stimme eine Verwahrung einzulegen, im voraus Nachricht gegeben; der König hatte erklärt, er habe nichts dagegen, wofern dieselbe nur nichts enthalte, was den Rechten des Kaisers und seiner Wahl entgegen-

laufe. Jetzt ward nun diese Protestation zur Diktatur gebracht, in welcher die Wahl des Kaisers, sein Recht, den Reichstag zu berufen, der ganze bestehende Zustand auf das heftigste angefochten wurde.

König Friedrich empfand dies als eine ähnliche Beleidigung wie die soeben von König Georg II. erfahrene. Er wiederholte, gegen eine Protestation an sich würde er nichts gehabt haben, aber wie diese laute, so könne sie in den Akten des Reiches nicht geduldet werden; so viel Beleidigendes sei darin enthalten, so widerwärtig sei die Art, wie man sie eingebracht habe.

Zu wiederholten Malen entwickelte er seinem Gesandten, daß er trotz des Ausdrucks der Freundschaft in allen Eröffnungen des Wiener Hofes gegen ihn selber doch den großen Zweck desselben wahrnehme, den Kaiser zu zwingen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, damit man von Wien aus über das Reich verfügen, das jetzige System umstoßen könne. In den Zirkularreskripten lese man bittere Anzüglichkeiten gegen die Höfe, die mit dem wienerischen nicht einverstanden seien. Er könne nicht zugeben, daß die Königin noch eine andere Genugtuung in Anspruch nehme als die Herstellung des böhmischen Votums; unmöglich könne er geschehen lassen, daß sie die Wahl des Kaisers in Frage stelle. — In diesem Sinne sind alle seine Erklärungen.

„Ich bin", schreibt er am 20. November, „in allen Stücken ein Freund der Königin; wofern sie aber etwas thut, was wider die Würde des Reiches und des Kaisers ist, so wird sie mich nicht erweichen, es zu dulden." Am 27. fügt er hinzu: er könne nicht zugeben, daß ihm durch irgendeinen Traktat die Hände für einen solchen Fall gebunden seien; am 28.: wenn etwas gegen das Reich unternommen werde, so müsse er das allezeit so ansehen, als ob er indirekterweise selbst angegriffen worden.

Der Wiener Hof beklagte sich über die lebhaften Erinnerungen, die ihm sowohl von Berlin als durch den preußischen Gesandten zugingen; Friedrich erwiderte, man müsse nicht denken, als wolle er die Königin durch Drohungen erschrecken; man möge sich doch nur einen Augenblick an seine Stelle setzen: hätte man so viel Anteil an einem Werk, wie er an der Wahl des Kaisers, würde man dann wohl ruhig zusehen, daß ein solches Werk zerstört würde? Er sei wie ein Mann, dem man ankündige, man wolle ihm den Arm abschneiden, und der darauf antworte: sollte man es versuchen, so werde er sich wehren.

Man hat in Wien gesagt, der König von Preußen nehme sich der Sache des Kaisers nur zum Scheine so ernsthaft an; er suche

nur einen Grund, um eine neue Unternehmung gegen die Königin zu beginnen. Unzählige Briefe, Denkschriften, Entwürfe, Aufsätze der mannigfaltigsten Art, von seiner Hand oder unter seiner Anweisung geschrieben, dem tiefsten Geheimnis vorbehalten, haben wir vor den Augen gehabt, nicht die leiseste Spur einer solchen Absicht haben wir darin bemerkt. Die Gereiztheit der gegenseitigen Stimmung mochte auch daher entspringen, daß man in Wien durch die Abtretung von Schlesien gleichsam ein Recht auf die Nachgiebigkeit des Königs in allgemeinen Angelegenheiten erworben zu haben meinte; Friedrich dagegen, dem nichts aus gutem Willen gewährt worden war, nicht die mindeste Anwandlung zu einer solchen fühlte. Überdies aber: wer könnte sich verbergen, daß hier die größten und wesentlichsten Interessen einander gegenüberstanden?

Im Fortgange der Zeit gewann nun aber die österreichische Politik immer mehr Grund und Boden im Reiche.

Der Kaiser war zu schlecht bedient, als daß das Vorhaben der Assoziation der Stände, für das man des tiefsten Geheimnisses bedurfte, nicht sofort bekannt geworden wäre und eine lebhafte Gegenwirkung hervorgerufen hätte.

Der Bischof von Würzburg, auf den er rechnete, urteilte doch, daß das Verfahren, das man einschlage, nicht das richtige sei. Denke man an einen Bund, ein solcher sei in Deutschland seit alter Zeit hoch verpönt. Wolle man eine Reichsarmee aufstellen, zur Erhaltung der Neutralität, so müsse darüber am Reichstage Beratung gepflogen und Beschluß gefaßt werden, man müsse wissen, wieviel ein jeder zu ihrer Aufstellung und Erhaltung beizutragen habe, wer sie anführen wolle. Wie die Sache angegriffen wurde, außerhalb der herkömmlichen Formen, so erregte sie den Widerwillen der meisten Anhänger der alten Rechte. In der eigentümlichen Verbindung mit kirchlicher und juridischer Gelehrsamkeit, in welcher die Reichsangelegenheiten behandelt wurden, sprach man von einem Neutralitäts-glaucoma, einer Sekuritäts-impietät.

An dem kaiserlichen Hofe selbst erschraken viele vor dem Gedanken einer deutschen Politik, welche sie genötigt hätte, sich von Frankreich zu trennen. Dem Grafen Seckendorf muß man zugestehen, daß er Sinn für ein anderes System hatte; Graf Törring dagegen, ein Mann von fester begründetem Einfluß, hielt mit ausschließender Ergebenheit an dem französischen Bunde fest. Der Widerspruch, der darin liegt, daß die deutschen Interessen durch einen von Frankreich so ganz abhängigen Kaiser gehand-



Kaiserin Katharina II.
Nach dem Kupferstich von Winkeles (1787).

habt würden, war nicht zu beseitigen und diente anderen zur Entschuldigung, die für England Partei ergriffen. Der Kurerzkanzler des Reiches verschmähte nicht, in diesen Augenblicken der schwierigsten Verwicklung sich durch die Summe von 8000 Pfund an die englische Politik fesseln zu lassen. Der Kurfürst von Köln ließ sich von seinem Oberhofmeister bewegen, ebenfalls englische Subsidien anzunehmen und sich von seinem eigenen Bruder, welcher die Krone des Reiches trug, zu trennen. Noch mächtigere standen in ähnlichen Unterhandlungen.

Nun war es aber mitnichten das deutsche Interesse allein, was dem König von Preußen am Herzen lag. Indem er noch für den Kaiser zu streiten meinte, mußte er schon fühlen, daß er durch den Gang der großen Angelegenheiten auch in seinem eigenen Bestehen gefährdet war.

Er hatte selbst vorausgesetzt, tausendmal war es ihm von dem kaiserlichen und dem französischen Hofe wiederholt worden, daß die Königin bei der ersten Gelegenheit suchen werde, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Da der König von England ihm zwar den Besitz dieser Provinz garantiert, aber dann eine ähnliche Garantie weder bei Holland noch bei Rußland mit dem Eifer, den man erwartete, befördert hatte, so schien es ihm wohl, als könne England noch einmal auch hierzu sich mit der Königin verbinden.

Den ersten großen Eindruck, daß etwas Ähnliches bevorstehe, machte bei ihm ein Gespräch, das zwischen seinem Gesandten und dem Greffier Fagel im Haag vorfiel. Der Gesandte führte eines Tages aus, daß es mit der Aufnahme der französischen Truppen im Reiche bei weitem nicht so viel auf sich gehabt habe, wie mit dem Eindringen der englischen; das Reich werde sich nicht der Gnade des Wiener Hofes überlassen wollen. Fagel antwortete: aber die Königin habe einen gerechten Anspruch auf völlige Herstellung. Der Gesandte, ohne weiter einzugehen, ersuchte ihn, sich näher zu erklären; Fagel versetzte: die Königin habe das Recht, dasjenige zurückzufordern, was sie vor dem Kriege besessen habe. Und nicht eine bloß persönliche Ansicht schien er damit auszusprechen; im Haag sagte man für gewiß, daß zwischen Carteret, dem Wiener Hofe und den Anhängern beider im Haag der Beschluß gefaßt sei, der Königin eine Entschädigung zu verschaffen, wahrscheinlich selbst den König von Preußen anzugreifen, sobald man die Franzosen verjagt habe.

Auf eine so anzügliche Weise ließ sich auch der englische Gesandte Trevor im Haag vernehmen. Er verwarf alles, was seit dem

Tode Karls VI. in Deutschland geschehen sei: die Beseitigung des böhmischen Votums, die Wahl Karls VII.; er sprach mit einer Entrüstung davon, als wären dies lauter Freveltaten.

Dem König fiel es doch sehr auf, daß Männer von diesem Gewicht, namentlich Fagel, der immer für zurückhaltend und umsichtig gegolten hatte, sich Äußerungen solcher Art erlaubten, er ließ darüber anfragen, und entschuldigende Antworten liefen ein; aber was man auch vorbringen mochte, bei ihm setzte sich die Meinung fest, daß der glückliche Fortgang der englisch-österreichischen Waffen den Besitz von Schlesien bedrohe. Noch von einer anderen Seite ward er hierin bestärkt. An dem Reichstage verstand man das Andringen auf Schadloshaltung dahin, als solle das Reich diese verschaffen oder der Wiener Hof werde sich nicht gehindert achten, das ihm Entrissene wiederzuerlangen.

Daß dieser Gedanke in Wien sich regte, als die österreichischen Heere allenthalben siegreich vorrückten, die Deutschen des Kaisers, die Franzosen, die Spanier und die Italiener vor ihnen zurückwichen, wird niemand wundern. Man schmeichelte sich, wenn es jetzt noch einmal zu einer Schlacht zwischen den um so viel geübteren Truppen und den Preußen komme, daß auch diese würden weichen müssen. Man hat Wetten darüber gemacht, der König Friedrich werde nicht mehr zwei Jahre Herr in Schlesien bleiben: aus Bartensteins Munde will man gehört haben, der König von Preußen könne noch einmal wieder Markgraf von Brandenburg werden.

Zusammentreffend mit der Gefährdung des Kaisers und der Reichsverfassung setzten die Bedrohungen der eigenen Existenz den König in gespannte Aufregung; diese wuchs aber unendlich, als ihm der Vertrag von Worms, der noch sehr geheimgehalten ward, in glaubwürdiger Abschrift zu Händen kam.

In dem zweiten Artikel desselben sind die früheren Traktate, welche durch den neuen bestätigt werden, aufgezählt. Darunter befindet sich die Garantie der Pragmatischen Sanktion, welche das Reich im Jahre 1732 gegeben, und alles, was dieser vorangegangen und nachgefolgt; es wird alles gewährleistet, was die Mächte dieser zufolge besitzen oder besitzen sollten, inwiefern es nicht durch den gegenwärtigen Vertrag zurückgenommen werde; des Traktates von Breslau jedoch geschieht darin keine Erwähnung. Wäre dieser genannt gewesen, so würden die in Friedrich aufsteigenden Besorgnisse wahrscheinlich beschwichtigt worden sein; daß er es nicht war, erweckte sie in doppelter Lebendigkeit. Wenn es nun weiter im dreizehnten Artikel hieß,

sobald Italien von den Feinden befreit sei, solle Sardinien die italienischen Staaten der Königin in bewaffneten Schutz nehmen, damit dieselbe ihre Truppen in Deutschland verwenden könne, so glaubte Friedrich darin die Absicht zu lesen, diese Truppen gegen ihn ins Feld zu führen, denn gegen Bayern, welches dann gedemütigt worden, würden sie nicht notwendig sein.

Und eine ähnliche Richtung legte ein anderer Vertrag, der in diesen Zeiten mit dem nächsten Nachbar des Königs geschlossen wurde, an den Tag.

Bei dem Entwurf der Assoziation hatte man gedacht, auch Sachsen zu derselben herbeizuziehen; Seckendorf unternahm in dieser Hoffnung selbst eine Reise an den sächsischen Hof. Ehe er aber noch anlangte, war daselbst schon ein Vertrag mit Österreich zustande gekommen, worin Sachsen die Pragmatische Sanktion, ebenfalls ohne den Breslauer Frieden auszunehmen, garantierte. Es war eine Erneuerung der Abkunft des Jahres 1733, wie diese in naher Beziehung zu der polnischen Thronfolge, die man für einen sächsischen Prinzen sichern wollte, den preußischen Interessen nicht minder entgegengesetzt. Sachsen machte sich aus, daß es gegen keine der jetzt im Kriege begriffenen Mächte Hilfe zu leisten brauche; da es nun doch Hilfe zu leisten versprach, gegen wen konnte dieselbe gerichtet sein als eben gegen Preußen? Und wenn es sich angemessene Vorteile dagegen ausbedang, besonders eine bessere Kommunikation zwischen Polen und Sachsen, nach Maßgabe der eintretenden Begebenheiten, so gab es ebenfalls keine andere Möglichkeit, als eine solche Preußen abzugewinnen. Der Nuntius Paolucci bestätigte ausdrücklich, daß der Traktat gegen Preußen gehe.

Man dürfte nicht annehmen, daß ein Angriff auf Preußen schon soeben verabredet gewesen sei; aber daß man den Wiederausbruch des Krieges zwischen Österreich und Preußen für möglich hielt, sich dazu vorbereitete, kann keinem Zweifel unterliegen. Der Wiener Hof war entschlossen, den in Reichsangelegenheiten eingeschlagenen Gang ohne alle Rücksicht auf den Widerspruch des Königs von Preußen fortzusetzen. Sollte er sich dagegen regen, so hatte man nicht allein eigene Kraft, sondern auch Freunde und Verbündete, ihn zu bekämpfen. Friedrich hätte vielleicht die Sache gehen lassen, die Erfolge abwarten können. Abgesehen davon, daß er damit etwas versucht hätte, was gegen seinen Charakter lief, die Gefahr wäre immer gewachsen, und indessen wäre er, wie er selber sagt, in eine Verachtung gefallen, wie die, der einst sein Vater unterlegen.

Es war nicht anders: es mußte wieder zu einem Zusammentreffen der beiden Mächte kommen. Die Fragen, die man bei dem Breslauer Frieden nicht entschieden hatte, zeigten sich so einflußreich und gewaltig, daß sie denselben wieder zu zerstören drohten.

Welch ein Unternehmen aber war es, sich dem Zuge, den die Dinge in Europa und in Deutschland seit jener Zeit genommen hatten, entgegenzusetzen! Um es nicht hoffnungslos zu tun, mußte Friedrich seine Augen wieder nach Frankreich richten. Aber hatte er nicht hinreichend erfahren, wie wenig er sich auf ernstliche Kampfanstrengung von dieser Seite Rechnung machen könne? Und wie dann, wenn auch Rußland dem Bunde zwischen Sachsen und Österreich beitrat, wie bei diesem davon die Rede war?

Wollen wir Friedrichs politische Lage begreifen, so müssen wir noch einen Augenblick innehalten und einen Blick auf die großen Nachbarländer werfen, zuvörderst auf den Norden, wo einige Veränderungen eintraten, welche eine Feindseligkeit von dieser Seite nicht wahrscheinlich machten.

Fünftes Kapitel.

Verhältnis zu den nordischen Mächten.

Als die Schweden im Jahre 1741 es wagten, auf den Antrieb von Frankreich den Krieg gegen Rußland zu erneuern, waren sie doch nicht so unbesonnen, sich ganz auf ihre eigenen Kräfte zu verlassen; sie rechneten zugleich auf die inneren Bewegungen, die sich unter der Regentin Anna im Russischen Reiche zeigten, und von der Unbestimmtheit der Sukzession, dem Widerwillen der Eingeborenen gegen das, was man die Herrschaft der Ausländer nannte, genährt wurden.

Aber ihre Vorbereitungen waren so unzureichend, die Leitung der ersten Kriegsoperationen so wenig überlegt, daß es nur einer geringen Anstrengung der von einigen jener Ausländer geführten russischen Macht (Lascy und Keith) bedurfte, um ihnen — bei Wilmanstrand, September 1741 — einen Verlust beizubringen, der nach der Beschaffenheit der Umstände als eine Niederlage betrachtet werden konnte. Doch auch durch einen Sieg gestärkt, vermochte sich die damalige russische Regierung nicht zu behaupten.

Wie es den Menschen zuweilen geht, jene unter Kaiserin Anna zur Gewalt gelangten Ausländer, ohne einen Begriff davon zu haben, daß ihre Macht auf einer gemeinschaftlichen Grundlage beruhe, entzweiten sich untereinander und richteten sich gegenseitig zugrunde. Biron war von Münnich, dieser von Ostermann gestürzt worden: schon fühlte aber auch Ostermann den Boden unter seinen Füßen schwanken.

Die Regentin Anna war nicht ohne Verstand, aber eigensinnig und in ihrem Betragen unberechenbar. Im höchsten Grade eifersüchtig auf ihre Macht, wandte sie sich wieder von dem Manne ab, dem sie den Besitz derselben hauptsächlich verdankte, und gab sich dagegen ihrer nächsten Umgebung bis zur Willenlosigkeit hin. Sie brachte den ganzen Tag in den Zimmern einer ihrer Hofdamen zu, wo hauptsächlich zwei fremde Gesandte, der sächsische, Graf Lynar, und der österreichische, Marquis Botta, den

Ton angaben; von dem ersten, dem sie die größte Vorliebe bewies, glaubte man, er werde bald zu ihrem Oberkammerherrn ernannt werden und dann einen offiziellen Anteil an der Regierung nehmen; aber schon wurden von dort aus Gnaden verteilt, Gesichtspunkte für die äußere Politik im österreichischen Sinne gefaßt, der Verwaltung Ostermanns Opposition gemacht; die Regentin gefiel sich darin, eben das Gegenteil von dem zu tun, was er wünschte; auch seinen persönlichen Gegnern, durch deren Sturz sie emporgekommen, gewährte sie Zutritt.

Ostermann dachte, sich in dem Gemahl der Regentin, Anton Ulrich von Braunschweig, Vater des jungen mit dem Titel eines Kaisers bekleideten Iwan, eine Stütze zu bilden. Anton Ulrich war bereits Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht und genoß in der Armee ein gewisses Ansehen; der Minister wünschte, ihn zum Mitregenten zu erheben und ihm eine selbständige Einwirkung auf die Regierung zu verschaffen. Er dachte sogar daran, einen anderen braunschweigischen Prinzen, der sich damals in Petersburg aufhielt, Ernst Ludwig, mit der Großfürstin Elisabeth zu vermählen, um durch diese Kombination der Regentin widerstehen, sein System aufrechterhalten zu können. Aber Anton Ulrich war unfähig, selbst zum bloßen Werkzeug einer Veränderung zu dienen. Es fehlte ihm an den Elementen der Bildung; nur zu lesen, ward ihm schwer, schreiben konnte er kaum; Vortrag anzunehmen, ermüdete ihn leicht, und so blieb er in einer steten Oberflächlichkeit befangen; das Einkommen, das er nach dem Ermessen der Regentin bezog, pflegte er zu verspielen.

Da der Regentin eine Ahnung davon aufstieg, was im Werke sei, so suchte sie ihn auch in dem, was ihm zukam, einzuschränken. Alles erfüllte sich mit Hader und Zwietracht. Persönliche Feindseligkeiten beschäftigten um so mehr die Aufmerksamkeit und Tätigkeit eines jeden, da sie einen so nahen Bezug auf die höchste Gewalt hatten.

Daher konnte es geschehen, daß sich, wenn auch nicht ganz unbemerkt, doch nicht recht gewürdigt, eine dem ganzen bisherigen Treiben entgegengesetzte Partei um die Großfürstin Elisabeth bildete, auf welche sich schon lange die Augen der Nation richteten. Sie war die Tochter Peters des Großen; von schöner Gestalt, was sie wohl wußte, vergnügungssüchtig, leichtfertig, ausschweifend, aber zugleich gütig und vertraulich gegen einen jeden, freigebig und dem Dienste der griechischen Kirche bis zur Bigotterie ergeben; sie hatte in ihrer Art und Weise etwas, was dem Naturell der Russen entsprach.

Die Regentin und Anton Ulrich, Biron, Münnich und Ostermann, Lynar und Botta waren ihr alle gleich verhaßt. Daß man von ihrem Leichtsinn nichts fürchtete, kam ihren Entwürfen zustatten, und überaus schwach waren doch in sich selbst ihre Gegner. Sie brauchte nur ein paar hundert Grenadiere der Garde für sich zu gewinnen; statt gegen die Schweden ins Feld zu ziehen, wozu sie den Befehl empfangen hatten, nahmen sie den Palast ein und stürzten in ein paar Stunden die ganze Regierung (Dezember 1741). Mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit wurden die bisherigen Machthaber auseinandergesprengt, verbannt, unschädlich gemacht.

Hie und da meinte man wohl, diese Thronveränderung werde eine vollkommene Umkehr der Dinge zur Folge haben; Rußland werde sich auf sich selbst zurückziehen und sich mit einer Rolle begnügen, wie es vor Peter I. gespielt habe.

Allein auch unter denen, welche der Großfürstin beigestanden, waren die Ausländer überaus wirksam gewesen; von den Eingeborenen waren einige gewandt genug, um sich dennoch zu behaupten; und wer gibt jemals einen Einfluß, den er wirklich besitzt, freiwillig auf?

Dazu ließ es sich anfangs allerdings an, als werde die politische Hinneigung sich ändern, namentlich der französische Gesandte, Marquis de la Chetardie, der die Revolution mit Rat und Tat, hauptsächlich mit Geld unterstützt hatte, bei der neuen Regierung viel Einfluß haben: es war einst davon die Rede, Elisabeth mit einem französischen Prinzen zu vermählen.

So widerwärtig dem König von Preußen die Verbindung der früheren Regierung mit Österreich gewesen war, so bedenklich war ihm in den ersten Monaten des Jahres 1742 die Abhängigkeit der damaligen von Frankreich; allein bald zeigte sich diese doch geringer, als er meinte. Chetardie hat, soviel wir wissen, die Schweden, welche, nunmehr besser gerüstet, den Augenblick der Unordnungen zu benutzen suchten, um sich einen günstigen Frieden zu erzwingen, durch vorteilhafte Zusagen zurückgehalten, zu denen er ermächtigt zu sein glaubte, die er aber hernach niemals zu erfüllen vermocht hat. Wenn ja Elisabeth, nachdem ihre Regierung sich befestigt hatte, nicht auf den ganzen Vorteil bestand, den fortwährend siegreiche Waffen ihr verschafften, so stellte sie dagegen eine andere Forderung von der größten Bedeutung auf.

Entschlossen, sich nicht zu vermählen, aber wohl begreifend, daß eine befestigte Sukzession zu ihrer eigenen Sicherheit not-

wendig sei, faßte Elisabeth den Gedanken, den jungen Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein Gottorp, Sohn ihrer Schwester, zu ihrem Nachfolger zu erklären.

Nun war der König von Schweden, Friedrich I., alt und kinderlos, und auch die schwedische Nation in dem Falle, auf die Wahl eines Thronfolgers zu denken.

In den skandinavischen Königreichen tauchte der Gedanke auf, eine neue und stärkere Union dadurch zustande zu bringen, daß der Kronprinz Friedrich von Dänemark zugleich zum Thronfolger von Schweden erwählt würde. Die unverhüllte Absicht war, eine nordische Macht zu gründen, die 100 000 Mann ins Feld stellen und den Russen besser als Schweden allein die Spitze bieten könne. Im Frühjahr 1743 ist ein schwedischer Gesandter in Konstantinopel erschienen, um den Großherrn aufzufordern, diese Kombination, die dem Osmanischen Reiche zum größten Vorteil gereichen müsse, zu unterstützen. In Schweden selbst waren die Bauern für den Prinzen von Dänemark bereits gewonnen, aber auch die Bürger und Priester sehr geneigt, ihm ihre Stimmen zu geben, besonders wenn Rußland in seiner feindseligen Haltung verharren und die Rückgabe von Finnland verweigern sollte.

Kaiserin Elisabeth hatte den nächsten Vetter des jetzigen Großfürsten, Herzog Adolf Friedrich von Holstein, damals Bischof von Eutin, der von weiblicher Seite von dem Hause Wasa abstammte, den Schweden in Vorschlag gebracht; es leuchtet ein, wie überaus wünschenswert ihr diese Wahl zur Begründung eines guten Verhältnisses scheinen mußte. Aber wir sehen, der Preis war ihr wohlbekannt: sie mußte die Schweden in dem Besitz von Finnland wiederherstellen; wo nicht, so würde der dänische Prinz durchgegangen sein und alsdann — denn schon war die Nation in Gärung, Dalekarlien in einer Art von Aufstand — der germanische Norden eine Richtung gegen Rußland genommen haben.

Obwohl im geheimen Rat der Kaiserin auch einige Stimmen dagegen waren, so schien doch der Mehrzahl das politische Interesse so groß, daß man den Beschluß faßte, die gemachten Eroberungen, mit Ausnahme des Grenzstriches bis an die Kymene, den Schweden zurückzugeben. Am 16. Juni 1743 ward auf diese Bedingungen Friede geschlossen, am 4. Juli Adolf Friedrich von Holstein zum künftigen König in Schweden gewählt. In kurzem sah man ein russisches Truppenkorps unter Keith den Schweden gegen die Dänen und deren Ansprüche zu Hilfe kommen.

Noch eine Sorge war alsdann für die Zukunft der nordischen

Reiche übrig; den beiden Prinzen mußten Gemahlinnen aus guten Häusern gefunden werden, um die Sukzession zu befestigen.

Der König von England, Georg II., hätte gern eine seiner Töchter als Königin von Schweden begrüßt; der sächsische Gesandte hoffte, es möchte eine der Töchter seines Königs, deren Bildnis er zeigte, zur Gemahlin des Großfürsten ausersehen werden. Wenn man bedenkt, daß damals überhaupt von einer zwischen Österreich, Rußland, England und Polen zu schließenden Quadrupelallianz gesprochen ward, die dann durch die vorgeschlagenen Vermählungen befestigt worden wäre, so sieht man, wie sehr dies dem Gange, den die allgemeinen Angelegenheiten seit der Mitte des Jahres 1743 nahmen, entsprochen haben, wie gefährlich es für den König von Preußen geworden sein würde.

So weit aber war doch damals der russische Hof noch nicht wieder auf die Seite von Österreich gezogen, um auf diese Entwürfe einzugehen.

Unter denen, die der Kaiserin vor und bei der Revolution zur Seite gestanden, konnte Graf Woronzow als der vornehmste angesehen werden. Er war nicht von glänzendem Geist, aber von gesundem Verstand, friedfertig und jeder gegen Preußen feindseligen Maßregel abgeneigt. Auch Lestocq, der in jener Nacht bei dem Unternehmen eine entscheidende Rolle gespielt hatte und noch in einem gewissen Ansehen stand, und der Obermarschall Brummer setzten sich den Absichten von Österreich entgegen.

Dazu kam, daß im Sommer 1743, man kann wohl nicht sagen eine Verschwörung, aber doch eine Verbindung von Mißvergnügten entdeckt wurde, an welcher der österreichische Gesandte teilgenommen haben sollte. In einigen vornehmen Familien, den Lapuchin, Golowkin und anderen, die mit den bei dem letzten Regierungswechsel Gestürzten und Verbannten in Verhältnis gestanden hatten, sollte die Hoffnung ausgesprochen worden sein, diese bald wieder zur Gewalt zurückkehren zu sehen; der Marquis Botta, damals Gesandter in Petersburg, jetzt nach Berlin versetzt, sollte die Verordnungen der neuen Kaiserin getadelt, das Mißvergnügen überhaupt genährt und sogar bei seinem Abgang nach Berlin geäußert haben, er denke wohl, daß auch der König von Preußen etwas zur Herstellung der braunschweigischen Familie, mit der er so nahe verwandt sei, tun werde.

Die Sache ward von Elisabeth ernstlich aufgenommen, mancherlei Ungewöhnliches zu ihrer persönlichen Sicherheit vorgekehrt, den Angeklagten der Prozeß gemacht, mit dem österreichischen Hofe ein bitterer Notenwechsel eröffnet.

Dagegen suchte man sich dem König von Preußen zu nähern, von dem man wohl wußte, daß er an eine Wiederbeförderung der gestürzten Familie, durch deren Politik alle Rücksicht auf Verwandtschaft in ihm ausgelöscht war, niemals gedacht haben könne.

Bisher hatte der König nur vergeblich gewünscht, den Petersburger Hof zu einer Garantie von Schlesien zu vermögen: er hat immer behauptet, daß der Einfluß des Lord Carteret dies verhindert habe. Sogar die Erneuerung des alten, einst zwischen Friedrich Wilhelm I. und Katharina I. geschlossenen Vertrages hatte Anstände gefunden; jetzt aber ward nicht allein diese wirklich vollzogen, sondern der russische Hof trat auch im November 1743 dem Breslauer Traktat in aller Form bei, was als einer Garantie gleichgeltend betrachtet wurde.

Überhaupt zeigte die Kaiserin Elisabeth in dieser Epoche eine sehr günstige Stimmung für den König von Preußen. Sie sagte, es gebe Schlangenzungen in ihrer Umgebung, die ihn zu verleumden suchen, aber sie sehe wohl, daß man ihm unrecht tue. Nicht dadurch beleidigt, daß der König einem Antrag, der auf eine seiner Schwestern gegangen — um sie nicht dem Mißgeschick einer Thronrevolution, wie sie damals dort noch häufig vorkamen, preiszugeben — ausgewichen war, ersuchte sie ihn jetzt, alle anderen Vorschläge verschmähend, ihr eine deutsche Prinzessin zu nennen, die er für geeignet halte, um sie mit dem Großfürsten-Thronfolger zu vermählen.

Der umsichtige Minister Friedrichs, Podewils, von demselben zu Rate gezogen, ist es eigentlich gewesen, der zuerst die Prinzessin Sophia von Zerbst, nachmals Katharina II., in Vorschlag gebracht hat. Er nannte auch noch einige andere, aus den Häusern Darmstadt, Hessen-Philippstal, Württemberg, hauptsächlich aber blieb er bei dieser stehen und sprach sogar seine Verwunderung aus, daß man in Rußland nicht selbst auf sie falle, da sie eine nahe Verwandte des Hauses Holstein sei.

Sie war die Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, der von Jugend auf in preußischen Kriegsdiensten gestanden, darin bis zum General-Feldmarschall, Gouverneur von Stettin aufgestiegen war, soeben mit seinem Bruder die gemeinschaftliche Regierung seines kleinen Landes übernommen hatte, und der holstein-gottorpischen Prinzessin Elisabeth, Schwester des nunmehr zum Thronfolger in Schweden ernannten Adolf Friedrich. Prinzessin Sophia war 1729 geboren und erst vierzehn

Jahre alt, aber Podewils versichert, daß sie groß für ihr Alter und schön, eigentlich schon vollkommen erwachsen sei.

Der König, der viel Vertrauen zu dem Vater hegte, und die Mutter, die nicht ohne Geist und Bildung war, hochschätzte, er griff diesen Vorschlag mit Entschiedenheit und ließ ihn in Petersburg vortragen. Da brauchte die Prinzessin von Zerbst nur genannt zu werden, so nahm man sie an. Eine Einwendung dagegen hätte von der Verwandtschaft hergenommen werden können, in welcher sie zu dem ihr bestimmten Gemahl stand, aber nach einigen Bedenken erklärte der Bischof von Nowgorod und die von demselben zu Rate gezogene Synode, daß diese Verwandtschaft nur der Schatten einer solchen sei und kein Hindernis bilden könne, indem sie von der weiblichen Seite herrühre.

Der Fürst und die Fürstin von Zerbst brachten, dieser Verhandlungen vollkommen unkundig, Weihnachten 1743 und Neujahr 1744 in tiefer Ruhe auf ihrem alten Schlosse in Zerbst zu, als eben am Neujahrstage eine Stafette eintraf, die eine Einladung der Kaiserin von Rußland an die Fürstin brachte, mit ihrer Tochter, von welcher ihr der Ruf vieles Gute melde, an ihren Hof zu kommen. Über die Absicht dieser Einladung hätte man zweifelhaft sein können, wäre nicht zugleich ein Brief des Königs von Preußen eingelaufen, worin derselbe von seiner Seite den Gedanken aussprach, daß die Prinzessin mit dem Großfürsten von Rußland vermählt werden könne.

Die Fürstin, die sich in ihrem Herzen schon länger mit Hoffnungen dieser Art getragen hatte, sah darin eine Fügung der Vorsehung, die ihrem Hause in den letzten Jahren so viele unerwartete Glücksfälle zugewandt habe; sie gedachte des alten Olearius, der demselben erfolgreiche Verbindungen zu verschaffen in prophetischem Vorgefühl bemüht gewesen sei.

Von der jungen Prinzessin ist ein Blatt mit ihrem groß hingemalten zerbstischen Namenszug übrig; darunter drückt sie in noch sehr unvollkommenen Schriftzügen und Worten die Bewegung aus, welche die eingegangenen Briefe ihrer Mutter verursachten; als wenn das Orakel für ihr Leben darin liege.

Ohne langen Verzug, da der Vater wenigstens nicht dagegen war, wurde die Reise angetreten; schon am 8. Februar, auf dem Wege von Mitau nach Riga, erschien der Fürst Narischkin, die Prinzessin und ihre Mutter zu bewillkommnen; den Hof, wo nicht jedermann sie gern sah, trafen sie in Moskau an; bei der Kaiserin machten sie beide einen guten Eindruck.

Eine wesentliche Schwierigkeit zeigte sich nun aber doch, die Veränderung der Religion.

In Zerbst hatte man die Erwartung gehegt, daß der Großfürstin so wie einst der Gemahlin des unglücklichen Alexei die Ausübung ihres Gottesdienstes nach evangelischem Ritus gestattet oder daß sie bei den einfachen Sätzen der christlichen Religion, was man den Bauernglauben nannte, gelassen werden dürfte. Daran war aber nicht zu denken; weder die Kaiserin, welche die Zeremonien der griechischen Kirche sorgfältig abwartete und sich soeben zu einer großen Wallfahrt anschickte, wäre damit zufrieden gewesen, noch die Geistlichkeit, die schon bei der Zulassung der Ehe nicht auf die strenge Observanz bestanden, noch auch vielleicht die Nation. Man stellte der Prinzessin vor, und in einem Briefe an ihren Vater zeigte sie sich davon durchdrungen, daß der Unterschied mehr in den Äußerlichkeiten bestehe, welche man der rohen Menge wegen beibehalten müsse, als in dem Wesen der Sache; sehr ungerecht sei das Vorurteil, das man in dieser Hinsicht gegen die griechische Kirche hege; in Hinsicht der Glaubenslehren sei sie von der evangelischen wenig unterschieden. Dem in Deutschland zurückgebliebenen, in dem protestantischen Lehrbegriffe unerschütterlichen Vater wollte das schwer zu Sinne; die Fürstin bemerkte ihm besonders, daß man die Werke nur als Zeichen des Glaubens ansehe, daß man mit ihnen nicht das Heil zu verdienen meine; bei der Notwendigkeit, ein geliebtes und liebenswürdiges Kind zu einem dem Äußerlichen nach veränderten Gottesdienst übergehen zu sehen, könne doch in bezug auf die wirklichen Lehren das Gewissen der Eltern ruhig sein.

Am 9. Juli 1744 fand die Ablegung des Glaubensbekenntnisses, am 12. die Verlobung statt. Die Prinzessin empfing die Namen Katharina Alexiewna; die Kaiserin sagte, sie ziehe den Namen ihrer Mutter dem eigenen vor, denn jene sei bei der Nation beliebter gewesen als sie selbst.

Ganz ohne Harm war jedoch dieser Anfang mitnichten. Die Krankheiten des Klimas stellten sich ein; wenn wir dem preußischen Gesandten glauben, machte der Übergang zu der griechischen Kirche der jungen Fürstin doch mehr Skrupel, als sie ihrem Vater zu gestehen wagte; zuweilen stieg ihr eine Art Heimweh nach der freieren Luft des deutschen Vaterlandes auf, und man sah sie wohl in Tränen. An Widersachern fehlte es nicht, und der Großfürst, ihr Bräutigam, übrigens freundlich, ließ doch nach Maßgabe äußerer Einwirkungen nicht selten auch Mangel an Zuneigung blicken. Die Prinzessin zeigte, so jung sie war, vom ersten Augenblick an

ein unbeschreibliches Talent für ihre Lage. Jedermann fiel es auf, wie vollkommen sie dieselbe begriff und von Tag zu Tag mehr sich darin bewegen lernte. Das Zutrauen der Kaiserin wußte sie bald in höherem Grade zu gewinnen als ihre Mutter. Es würde ein neues Licht auf ihr ganzes Leben werfen, wenn es sich bewähren sollte, was man damals versicherte, die Kaiserin habe für den Fall, daß der Großfürst sterbe, wie er denn krank und schwach war, oder keine Nachkommenschaft erfolge, Festsetzungen getroffen, nach welchen der Prinzessin alsdann die Thronfolge gesichert sein solle.

Gleich damals aber, als von dieser Vermählung zuerst die Rede war, trug nun auch der russische Hof dem preußischen, um beide wenigstens mittelbar zu verbinden, noch eine andere an: die Verheiratung einer preußischen Prinzessin mit dem Thronfolger in Schweden.

Ein Motiv hierzu lag für Schweden darin, daß Dänemark, mißvergnügt über das plötzliche Emporkommen des ihm seit lange feindlichen Hauses Holstein-Gottorp, sich um so mehr an England anschloß. Die Vermählung des Kronprinzen Friedrich von Dänemark mit einer englischen Prinzessin, Dezember 1743, bestätigte auch hier das politische Interesse.

Friedrich hielt im Grunde seine jüngere Schwester Amalia für geeigneter, den schwedischen Thron zu besteigen, als die ältere. Jene war harmloser und gesunder; an dieser bemerkte man lebhaftere Beweglichkeit, eine gewisse Neigung zur Intrige. Die Schweden, denen er das nur andeuten, nicht entwickeln konnte, hielten es jedoch fast für eine Ehrensache, daß die ältere Schwester, Ulrike, mit ihrem Thronerben vermählt würde. Und so bewilligte sie ihnen der König; die jüngere, deren Hoffnung er schon errregt hatte, wußte er mit brüderlicher Zärtlichkeit zu beruhigen. Im Juni 1744 erschien der Graf Tessin, um mit aller gewohnten Feierlichkeit die Anwerbung zu tun, auf welche dann die Vermählung folgte.

Friedrich war weit entfernt, politische Dinge von Vermählungsangelegenheiten abhängig zu machen; aber für ganz bedeutungslos hielt er sie nicht. Denn eine wohlerzogene Prinzessin, sagt er einmal, sei doch unfähig, ihr Vaterland zu vergessen und demselben schlechte Dienste zu leisten; fremde an ihrer Stelle könnten leicht schädlich werden.

Das war ihm auch bei diesen Verbindungen das wichtigste, daß eine Ausdehnung des ihm feindseligen Einflusses über Rußland und Schweden verhindert wurde. Mit vielem Eifer unterhandelte man über eine Tripelallianz zwischen Rußland, Preußen und Schweden, von der sich nicht erwarten ließ, daß sie auf die westlichen Verhält-

nisse großen Einfluß gewinnen werde; für Friedrich war es schon genug, wenn sie nur dazu beitrug, daß er vom Osten her nichts zu fürchten hatte und mit voller Freiheit nach andern Seiten in die allgemeinen Angelegenheiten eingreifen konnte.

Wir wenden mit ihm unser Augenmerk auf Paris und Versailles.

Wie die Politik keinen Schritt tun kann ohne Rücksicht auf die benachbarten Mächte, so wäre auch, wenn man versäumen wollte, sich deren Zustand und Verhältnis zu vergegenwärtigen, keine geschichtliche Anschauung möglich.

Sechstes Kapitel.

Offensivbündnis mit Frankreich.

Kardinal Fleury war im Januar 1743 gestorben, unglücklicher als Sinzendorf, insofern er erleben mußte, daß die von ihm begonnenen Unternehmungen einen so widerwärtigen Erfolg hatten. Es war die Katastrophe der die Welt umfassenden Pläne Richelieus und Ludwigs XIV. Fleury hatte sie eine Strecke weiter geführt; aber zum Ziele, einem allgemeinen Übergewicht in Europa, zu gelangen war ihm versagt: die Ereignisse nahmen vielmehr einen Gang, durch welchen Frankreich selbst bedroht wurde.

Wie aber schon angedeutet, zunächst hatte dieser Todesfall wenig eingreifende Folgen. In Ludwig XV. war allerdings der Gedanke genährt worden, seinen Vorgänger darin nachzuahmen, daß er nach dem Tode eines allgewaltigen Kardinals, der seine Jugend geleitet, selber die Zügel ergriff. Er erklärte sofort, er werde die Stelle des Verstorbenen nicht wieder besetzen: niemand solle fortan zwischen ihm und seinen Ministern stehen; er wolle selbst mit ihnen arbeiten. Dazu gehörte aber mehr als guter Wille; mit diesem allein war fürs erste noch wenig geändert.

Die bisherigen Minister, der gelehrte und methodische Amelot, dem die auswärtigen Angelegenheiten, Argenson, dem der Krieg, Maurepas, der lebendigste und tätigste von allen, dem die Marine anvertraut war, behielten die Geschäfte in ihren Händen. Aus Besorgnis, es möchte sich doch noch ein anderer in die Stelle Fleurys einzudrängen suchen, pflogen sie, trotz aller Zwistigkeiten, ein gutes Einverständnis miteinander; die einmal eingeleiteten Geschäfte brachten es mit sich, daß sie die Gesichtspunkte des Kardinals festhielten. Der Unterschied bestand darin, daß sie noch unabhängiger wurden und dessen zusammenhaltende Hand vermissen ließen.

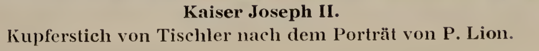
Im Sommer 1743 erregte ein Antrag vieles Aufsehen, den ein französischer Beamter aus Straßburg dem Kurfürsten von Mainz vorgelegt haben sollte, nach welchem Frankreich, wenn man den Kaiser in seinem Erbland herstellte, bereit wäre, gemeinschaftliche

Sache mit der Königin zu machen, um ihr Schlesien wiederzuverschaffen. Daß der Antrag getan worden ist, läßt sich nicht bezweifeln; man kann nur sehen, auf wessen Antrieb und Befehl. Prinz Karl und Graf Khevenhüller sind sehr ernstlich zu Rate gegangen, ob nicht die Königin auf die Unterhandlung eingehen sollte, und haben es hauptsächlich deshalb verworfen, weil sie eine Hinterlist der französischen Minister vermuteten.

Bald darauf machten diese wirklich den ganz entgegengesetzten Versuch, König Friedrich zur Erneuerung des Krieges zu bewegen; merkwürdig ist, welches Vermittlers sie sich hierbei bedienten: es war Voltaire und der Zusammenhang folgender.

Auch Voltaire hatte, wenn wir uns dieser Wendung bedienen dürfen, den Ehrgeiz gehabt, dem Kardinal Fleury nachzufolgen, nämlich die Stelle desselben in der französischen Akademie einzunehmen. Er hoffte, die Akademie würde eine Art von Ruhm darin suchen, einen Mann, der die Zügel von Europa in den Händen gehalten, durch einen einfachen Gelehrten und Schriftsteller zu ersetzen. Wenn wir seine Briefe lesen, so sehen wir, daß seine Seele nach der Hauptstadt, dem Mittelpunkt des französischen Lebens, zurückstrebte, und es wäre wohl der Mühe wert gewesen, diesen mächtigen Schriftsteller, der für Äußerlichkeiten nicht unempfänglich war, in denselben wiederaufzunehmen; er versäumte nicht, alles hervorzukehren, was an religiösen und moralischen Intentionen in ihm war. Allein Rücksichten dieser Art können auf gelehrte Gesellschaften nicht wirken. Die geistlichen Herren, die damals in der Akademie saßen, wollten einen Mann von so zweifelhafter Religion nicht zu ihrem Kollegen haben: sie zogen ihm einen Bischof vor.

Daran knüpfte nun Friedrich, der soeben die größeren historischen Schriften Voltaires — den Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen, das Jahrhundert Ludwigs XIV., die noch ungedruckt ihm in einzelnen Heften zugingen — studierte und ihn mehr als je bewunderte, die Hoffnung und den Wunsch, ihn in seine Nähe zu ziehen. ,,Was könne ihn an Paris fesseln, wo die fromme Ignoranz über Geschicklichkeit und Talent triumphiere; nicht immer werde das leichtfertige Publikum ihm Beifall klatschen; er möge nach Berlin kommen, wo er vollkommen erkannt und bewundert werde, und zwar auf immer; da solle sein Vaterland sein; er möge nur seine Bedingungen machen und fordern; was ihm zum Genuß und Glück des Lebens zu gehören scheine, dafür solle gesorgt werden, und doch solle er frei bleiben: nur



Kaiser Joseph II.
Kupferstich von Tischler nach dem Porträt von P. Lion.

Friedrich Wilhelm II.,
der Neffe und Nachfolger Friedrichs des Großen, als Prinz (1765).
Nach dem Gemälde von J. C. Ziesenis.

durch Freundschaft und Wohlbefinden solle er sich gebunden fühlen."

Ganz andere Gedanken aber hegte Voltaire: er gab dem Wunsche Raum, aus den Kreisen der Literatur hervorzutreten und eine politische Rolle zu spielen. Die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten, die jetzt dem Bischof von Mirepoix zugefallen war, erregte zwar seinen Unwillen, zumal da er eben diesem das Fehlschlagen seiner akademischen Bewerbung zuschrieb; dagegen schloß er sich um so mehr den andern Ministern an, die ihm wohlwollten. Vom Haag, wohin er sich zunächst begab, schickte er ihnen Nachrichten, Abschriften von Depeschen, die dort häufig in Umlauf gesetzt wurden, die Etats der Truppen der Republik, und versäumte nicht, auch eigene Pläne vorzulegen. Indem ihn der König von Preußen als literarischen Freund bei sich zu sehen wünschte, um in seiner Gesellschaft die Geschäfte zu vergessen, bat sich Voltaire, das Vertrauen benutzend, das ihm Friedrich bewies, politische Aufträge an denselben aus. Wie einst Prior zwischen Frankreich und England, so hoffte Voltaire als der Vermittler zwischen Frankreich und Preußen zu glänzen. Wirklich gab ihm Amelot, wenngleich kein Beglaubigungsschreiben, aber doch Aufträge.

Voltaire erschien Anfang September 1743 in Berlin, halb als Diplomat; er stellte dem König vor, daß Frankreich kräftiger sei, als er denke; daß Preußen von England und von Österreich nichts als neue Angriffe zu erwarten habe; daß in Holland eine starke friedliche Partei bestehe, die man ermutigen müsse; ihm zufolge sollte Friedrich plötzlich am Niederrhein mit einer Armee auftreten, welche alles entscheiden werde.

Friedrich hat mit Voltaire mehr als einmal über politische Verhältnisse gesprochen; aber wie wenig verstand dieser sein System. Wenn Friedrich der Wahrheit gemäß versichert, daß das Gerücht, als habe er der Königin Hilfstruppen gegen Frankreich angeboten, vollkommen falsch sei, so meinte Voltaire aus übertriebener Feinheit, das nicht für wahr halten zu dürfen. Friedrich urteilte, daß Voltaire von allen Menschen am wenigsten zu einem Politiker tauge, und gab ihm statt alles anderen zuletzt den Auftrag, den Franzosen ein weiseres Betragen anzuraten. Er lachte darüber, daß der Poet ihn gleichsam als Deus ex machina zur Entwicklung des ganzen Dramas verwenden wolle.

Überhaupt hatte er die schlechteste Vorstellung von der Einsicht sowohl wie von der Tatkraft der französischen Minister; sie schienen nur den Frieden im Sinne zu haben, denselben aber auf einem Wege zu suchen, wo er sich nie erreichen ließ; er be-

zeichnete die Monarchie als einen großen Körper, dem es an Geist und Nerv fehlte.

Nicht so ganz jedoch war dies der Fall, wie er wohl meinte: allmählich erhob sich in dem König von Frankreich und um ihn her eine lebendigere Tätigkeit.

Ludwig XV. fehlte es weder an Talent noch an Bildung. Seine Briefe z. B. sind richtig gedacht und korrekt geschrieben; in diesen ersten Jahren verraten sie bei einem wohlstehenden Mißtrauen in die eigenen Kräfte Nachdenken und Teilnahme; sie enthalten zuweilen seine Bemerkungen. Auch setzte er das Vorbild Ludwigs XIV. nicht aus den Augen; dessen Selbstregierung, jedoch nach seiner Anweisung nicht, ohne guten Rat zu suchen und anzunehmen, hätte er nachzuahmen gewünscht; — er klagte darüber, daß ihn der Kardinal nicht tiefer in die Geschäfte eingeweiht habe, wahrscheinlich um sich die Leitung derselben ausschließend vorzubehalten, und sprach die Hoffnung aus, daß Leute von Geist und Verdienst, nicht mehr zurückgedrängt durch einen einseitigen Machthaber, der keine andere Auffassung dulden wolle als die seine, sich ihm, dem König, anschließen würden; es war sein Ehrgeiz, die Dinge zu einem rühmlichen Ausgang zu führen. Wenn man die Frage, welche ein allgemeines psychologisches Interesse hat, aufwerfen wollte, worin der vornehmste Unterschied zwischen beiden Fürsten lag, so könnte man ihn nicht darin sehen, daß der jüngere Ludwig ausschweifender gewesen sei: wenigstens in den früheren Jahren war dies nicht der Fall; oder minder standhaft: er ließ nicht leicht von dem los, was er einmal ergriffen hatte; oder mit geringeren Hilfsquellen der Macht versehen: das Reich war vielmehr mit einer neuen Provinz vergrößert — der Unterschied lag vor allem in einer Grundlage des inneren Wesens. Der vierzehnte Ludwig hat mit aller Kraft einer energischen Seele in den öffentlichen Angelegenheiten gelebt und ihnen mit einer großartigen Persönlichkeit eine allgemeine Richtung gegeben: der fünfzehnte Ludwig konnte sich dazu nicht ermannen; wenn er Vortrag annahm, hatten nur Ereignisse der Hauptstadt, Erteilungen von Gnaden und Stellen, persönliche Nachrichten von fremden Höfen etwas Anziehendes für ihn; die Geschäfte an sich, die Arbeit als solche machte ihm kein Vergnügen; um auf der Höhe der Angelegenheiten zu bleiben, bedurfte es fremden Antriebes. Diesen gewährten ihm damals der Herzog von Noailles, der eine lebendigere Kriegführung, der Kardinal Tencin, der umfassendere Gesichtspunkte der Politik anempfahl, und, um nichts zu vergessen, auch die Favorit-Maitresse, Duchesse de Chateauroux, die ein Gefühl

der Verwerflichkeit ihres Verhältnisses durch das Bestreben, Frankreich wieder zu seinem alten Glanz zu erheben, beschwichtigen wollte: sie wollte die Diana von Poitiers Ludwigs XV. werden. Endlich traten Begebenheiten ein, welche den persönlichen Impulsen noch die wichtigsten, in der Sache selbst liegenden hinzufügten.

Eben indem man in Paris den König von Sardinien schon für gewonnen hielt, schloß derselbe den Vertrag von Worms, welcher auf eine Vernichtung der bourbonischen Macht in Italien berechnet war. Wenn Frankreich aber niemals zulassen durfte, daß Don Carlos aus der kaum eingenommenen Herrschaft von Neapel und Sizilien wieder verjagt würde, so war ihm schon die Bedrohung dieser Lande insofern gefährlich, als sie den spanischen Hof bewegen konnte, in der amerikanischen Streitfrage nachzugeben und einen besonderen Frieden zu schließen. So schien es Lord Carteret zu verstehen, wenn er erklärte, er habe damit seine Kanonen gegen Spanien gerichtet.

Überdies war Frankreich in seinen eigenen Grenzen gefährdet; jedermann kannte die Pläne des Lord Stair; wären die Österreicher und Engländer im Herbst des Jahres 1743 rascher vorgerückt, hätten, wie Noailles bemerkt, Eugen und Malborough statt Georgs II. und des Prinzen Karl an der Spitze der Verbündeten gestanden, so würden die Dinge sehr weit haben führen können.

Unter diesen Umständen gab Ludwig XV. die Absicht zu erkennen, den Krieg förmlich zu erklären, den nächsten Feldzug mit allen Kräften zu führen.

Im Oktober 1743 war der vor zehn Jahren geschlossene Familienpakt mit Spanien in noch umfassenderem Sinne erneuert. Ludwig XV. übernimmt darin, die Streitigkeiten zwischen Spanien und England zu seiner eigenen Sache zu machen; er verspricht, sich mit dem letzteren nicht auszusöhnen, bevor nicht Gibraltar sowohl als Puerto an Spanien zurückgegeben sei; er macht sich anheischig, die Engländer zur Zerstörung ihrer Kolonie in Georgien, zu deren Gründung sie kein Recht gehabt, sowie aller festen Plätze, die sie auf spanischem Gebiet errichtet haben könnten, zu nötigen; dagegen verpflichtet sich der König von Spanien, den Engländern ihre Handelsvorrechte in Südamerika vollends zu entziehen. Der nächste Zweck der kriegerischen Anstrengungen soll jedoch nach Italien gerichtet sein. Hier soll Don Philipp in Besitz von Mailand, Parma und Piacenza gesetzt, das Recht der Farnesen auf Castro und Ronciglione geltend gemacht und dem König von Sardinien alles das entrissen werden, was ihm die französische Krone im Frieden von Utrecht abgetreten hatte. Die Zahl der Truppen, die

dazu von beiden Seiten für den nächsten Feldzug aufgestellt werden sollten, wurde bestimmt; in den Häfen wollte man so viele Kaper wie möglich ausrüsten, um der englischen Flotte Abbruch zu tun.

Und an diesen Plan knüpfte man nun einen noch unerwarteteren: die Bourbonen nahmen sich aufs neue der Rechte der Stuarts auf den englischen Thron an.

Welch ein Aufsehen erregte es, als plötzlich von Wien aus nach England gemeldet und sodann von andern Seiten bestätigt ward, daß der Sohn des Prätendenten, Karl Eduard, von Rom verschwunden und, trotz der Übermacht der englischen Marine an den italienischen Küsten zur See nach Frankreich gegangen sei. Er ward dort absichtlich nicht bei Hofe empfangen; den König Ludwig XV. bekam er nicht zu sehen; in tiefer Verborgenheit mußte er in Gravelines verweilen und sich fürs erste begnügen, die Kreidefelsen Albions aus der Ferne zu erblicken. Man hat später erfahren, daß eine Anzahl englischer und eine noch größere schottischer Jakobiten mit dem französischen Hofe in Verbindung getreten war und diesen Versuch hervorgerufen hatte. Das Haus Hannover fühlte sich nicht so sicher auf dem englischen Throne, daß es nicht hierüber wirklich in einige Besorgnis geraten wäre.

Man erstaunt, wenn man sich der mannigfaltigen Projekte erinnert, die diese Zeit gebar. — Bald steht das Übergewicht von Frankreich in Europa, die Trennung Böhmens von Österreich, bald die Errichtung eines neuen Königreiches Bayern und die Umwandlung des Deutschen Reiches durch eine große Säkularisation, bald die Herstellung des Hauses Österreich in Neapel und Sizilien, Elsaß und Lothringen, bald die Wiedereinsetzung der Stuarts auf den englischen Thron in Aussicht. Die Entwürfe des 17. und 19. Jahrhunderts berühren einander.

In dieser Zeit nun, in welcher ein neuer Eifer über Frankreich gekommen war, in allen Seehäfen und zu Lande auf das eifrigste gerüstet, von einer Änderung des alten Ministeriums sehr ernstlich geredet wurde, wendete Friedrich II. seine Augen wieder nach Frankreich.

Man könnte meinen, da ein großer und lebhafter Kampf zwischen den westlichen Mächten bevorstand, so hätte er um so leichter ruhig bleiben und seine Neutralität genießen können. Er hat selbst ausgesprochen, daß er das gekonnt, daß nichts ihn aus der sicheren Stellung, die er einnahm, gebracht haben würde, wenn ihn nicht die Angelegenheiten des Kaisers dazu getrieben hätten.

Es ist wahr, daß Spanien und Frankreich den Kaiser nicht vergessen hatten, dessen Autorität ihnen vielmehr zur Erwerbung von

Parma und Piacenza behilflich sein sollte; sie versprachen ihm sogar nochmals, seine Ansprüche zu verfechten und Bayern so groß zu machen, daß es Österreich das Gleichgewicht halten könne; — aber ebenso deutlich ist, daß die vornehmste Richtung der Bourbonen jetzt nach einer andern Seite hin ging, ein wirklich erfolgreiches Eingreifen derselben in Deutschland weder zu erwarten noch auch recht zu wünschen war.

Sollte dem Kaiser in deutschem Sinne geholfen werden, so konnte es nur dadurch geschehen, daß man sich in Deutschland selbst für ihn erhob und den Augenblick einer ernstlichen Anstrengung der bourbonischen Mächte ergriff, um dabei von ihnen unterstützt zu werden. König Friedrich faßte den Plan, dies zu bewirken. Es schien ihm nicht allein notwendig, die preußischen und bourbonischen und, was noch mehr sagen will, die deutschen und französischen Interessen zu vereinigen, sondern er hielt dies auch für ausführbar. Begleiten wir seine Politik Schritt für Schritt auf ihrem Wege.

Vor allem kam es darauf an, den Kaiser zu verstärken. Schon oft hatte er den Franzosen den Rat gegeben, auch noch einige andere deutsche Fürsten, wie den Herzog von Gotha, vornehmlich aber den Prinzen-Statthalter von Hessen, der seit dem Mißlingen seiner Unterhandlung mit Lord Carteret sehr geneigt dazu war, durch Subsidien für die Sache des Kaisers zu gewinnen. Noch immer hatten sie dies zurückgewiesen, denn die Hilfsgelder, die man dem Kaiser wieder erneuert habe, seien so ansehnlich, daß man sich unmöglich zu andern Geldzahlungen verpflichten könne. Endlich aber, im Anfange des Jahres 1744, unter dem vereinigten Andringen Montijos und des in Frankfurt beglaubigten französischen Gesandten Chavigny, der damals nach Paris gekommen war, brach sich die Ansicht Bahn, daß noch etwas mehr geschehen müsse. In einer sehr lebhaften Sitzung des geheimen Rates, wo sich besonders Noailles eifrig zeigte, ward beschlossen, Chavigny mit den Mitteln zu versehen, um es dem Prinzen von Hessen möglich zu machen, sich von seiner Verbindung mit England loszureißen und 6000 Mann in den Sold des Kaisers zu geben.

So war nun einmal die Lage der deutschen Fürsten, daß sie ohne fremde Beihilfe weder ihre Truppen erhalten noch auch eine politische Bewegung vornehmen konnten. Die Waffen, die sie führten, erhöhten den Glanz ihres Namens, gaben ihnen aber keine äußere Selbständigkeit.

Hierauf konnte Friedrich einen zweiten Schritt tun und die Union zum Abschluß bringen, an der so lange gearbeitet worden

war. Nur eben zwischen dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz, der von jeher mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache machte, dem König von Preußen und Hessen-Kassel ward sie geschlossen, doch hatte sie eine weitere allgemeinere Bestimmung.

Friedrich war mitnichten gemeint, sie im Sinne der Franzosen einzurichten oder diesen besonderen Einfluß darauf zu gestatten. Chavigny hatte einen Entwurf gemacht, nach welchem Frankreich gleich von vornherein als Garant des Westfälischen Friedens in die Verbindung gezogen und die Königin von Ungarn mit Gewalt der Waffen bedroht werden sollte, wenn sie nicht endlich den Kaiser anerkenne und ihm seine Erblande zurückgebe. Diesen Entwurf verwarf Friedrich in allen seinen Teilen und setzte einen andern, bei weitem minder kriegerisch lautenden an seine Stelle. Die Königin sollte allerdings aufgefordert werden, den Kaiser anzuerkennen, ihn in seinen Erblanden herzustellen und die Entscheidung ihrer Streitigkeiten mit demselben dem Reiche zu überlassen, jedoch mit Gewalt wollte man ihr nicht drohen, sondern nur „alle ersinnlichen guten Dienste“ anwenden, um sie dahin zu bringen. Die Forderung, Bayern herauszugeben, gründete man auf die Satzungen der alten Kurvereine, aber man gewährleistete sich gegenseitig doch nur diejenigen Landschaften, welche man jetzt in Besitz habe; man wollte sich nicht geradezu verpflichten, dem Kaiser wiederzuerobern, was er verloren hatte. Ob es damit gelingen konnte, ist eine andere Frage, aber die Absicht wenigstens war, die Verbindung mit Frankreich und die Union deutscher Reichsfürsten auseinanderzuhalten; Frankreich war in der Urkunde nicht erwähnt. Friedrichs Gedanke ging dahin, eine Grundlage für eine allgemeine Union zu bilden, durch welche niemand gefährdet noch beleidigt, sondern nur die Autorität des Reiches belebt und eine Entscheidung dieser Angelegenheiten in den Formen desselben vorbereitet würde.

Um so mehr aber leuchtet ein, daß mit diesen Mitteln allein der Kaiser nicht zu behaupten, dem Fortschritt des Hauses Österreich nicht Einhalt zu tun war. König Friedrich hatte sich, wie wir wissen, entschlossen, hierzu noch einmal alle seine Kräfte anzustrengen. Die Aussichten, die sich daran knüpften, machten noch eine dritte Unterhandlung notwendig.

Wenn nun einmal mit Österreich gebrochen werden mußte, so erhob sich auch der schon aufgegebene Plan wieder, Böhmen für den Kaiser zu erobern — denn von einer Ausstattung desselben durch säkularisierte Bistümer konnte nicht mehr die Rede sein, weil man eine Vereinbarung der Stände in aller Form beabsichtigte,

damit hing aber zusammen, daß sich in Friedrich der Wunsch erneuerte, der schon vor dem Breslauer Frieden so lebhaft in ihm gewesen war, die Kreise Pardubitz und Königgrätz für sich selbst zu gewinnen.

Man hat ihm, und zwar in seiner nächsten Umgebung, schuld gegeben, daß die Absicht, diese Kreise zu erobern, um noch mehr Truppen halten zu können, die ursprüngliche in diesem ganzen Projekt gewesen sei. Und wer wüßte nicht, wie nahe ihm ein solcher Gedanke lag? Die Erwerbung hätte ihm unfehlbar dazu dienen müssen. Daß er aber darum allein mit Österreich gebrochen haben würde, läßt sich doch nimmermehr annehmen; um ein paar Kreise zu erwerben, würde er nicht der Tor gewesen sein, seine ganze Lage zu gefährden. Er versicherte wiederholt, daß sein Sinn nur dahin gegangen sei, den Kaiser aufrechtzuerhalten, das Reich nicht wieder in Abhängigkeit von Österreich geraten zu lassen. Er hat damit später auch bei den Ungläubigen Glauben gefunden. Erst in zweiter Reihe gesellte sich ihm die Absicht hinzu, wenn es gelinge, Böhmen für den Kaiser zu erobern, sich alsdann jene Kreise abtreten zu lassen. Denn er werde es sein, der die Eroberung vollziehen müsse; dazu werde aber eine solche Anspannung aller Kräfte, soviel Geldaufwand gehören, soviel Gefahr werde damit verknüpft sein, daß auch ihm dafür eine Entschädigung zuteil werden müsse.

Der Kaiser hatte nichts dagegen einzuwenden. Er erklärte sich bereit, dem König, von dem der ganze Erfolg des Unternehmens abhänge, alles zu bewilligen, was dieser selbst für vernünftig und gerecht achte, und wünschte nur, daß man, um künftigen Streitigkeiten vorzubeugen, die Grenzen der Gebiete im voraus bestimmen möge.

Die Interessen des Kaisers und des Königs griffen da wieder auf das engste ineinander. Dem ersten sollte zugleich durch eine Union im Reich, die seiner Sache sich friedlich annähme, und durch die Eroberung von Böhmen eine seiner Würde entsprechende Stellung verschafft werden. Für den anderen war es ein unschätzbarer Vorteil, Österreich nicht wieder durch den Weg der Waffen die Oberhand im Reiche erlangen zu lassen; er hätte überdies eine erweiterte territoriale Stellung gewonnen.

Alles dies ließ sich nun aber nicht ins Werk setzen ohne eine neue Verständigung mit Frankreich; es ist die vierte von Friedrichs Unterhandlungen in dieser Zeit, und die wichtigste und gefahrvollste von allen.

Diesmal wartete Friedrich nicht, wie im Jahre 1741, wo er sich

erst entschloß, auf das angetragene Bündnis einzugehen, als alle Versuche, auf eine andere Weise zu seinem Rechte zu gelangen, gescheitert waren: jetzt ging er den Franzosen aus freien Stücken entgegen. Im Gefühl der Unvermeidlichkeit des Krieges, der Notwendigkeit eines großen Bundes, auf seine Weise im tiefsten Geheimnis, ohne auch nur mit dem erprobten Podewils Rücksprache genommen zu haben, sendete er einen seiner vertrautesten persönlichen Freunde, den Grafen Rothenburg, als Gesandten nach Versailles.

Graf Rothenburg konnte als der geborene Vermittler zwischen Preußen und Frankreich angesehen werden. Die Familie, der er angehörte, war zugleich im Herzogtum Krossen und im Elsaß angesessen; er selbst hatte seine militärische Schule in französischen Diensten gemacht, einmal eine spanische Unternehmung nach Afrika begleitet und war bald nach dem Regierungsantritt zu Friedrich gekommen; er verweilte in dem Augenblick in Rheinsberg, als die Nachricht von dem Tode des Kaisers eintraf. Friedrich fand in ihm eine Verbindung von französischer Anmut des Betragens und deutschem Urteil, welche ihm als ein Muster der Vollkommenheit erschien. Ihre Briefe sind vertrauliche Ergüsse über die mannigfaltigsten Gegenstände. Theater, Kunst, Zeitereignisse, hauptsächlich aber militärische Dinge. Rothenburg war mit Leib und Seele Soldat. In bezug auf den Dienst im Frieden sagt er einmal, er sehe vollkommen den Wert und die Notwendigkeit unablässiger Übung ein, mit dem Mittelmäßigen werde er sich nicht begnügen, sondern nach einem entschiedenen Rufe streben. Um so weniger ließ er es im Felde an sich fehlen: bei Chotusitz hat er neben Buddenbrock die preußische Reiterei bei ihrem ersten glücklichen Vordringen angeführt. Daß er dabei verwundet wurde, steigerte die Teilnahme des Königs für ihn; Rothenburg dagegen sagte, er habe kein anderes Ziel im Leben, als dem König zu gefallen und zu dienen.

Diesen militärischen Ambassadeur nun wählte sich Friedrich, um Eröffnungen in Frankreich zu machen. Eine Instruktion, die ihm gegeben worden wäre, ist nicht vorhanden: Rothenburg ist durch den täglichen Umgang des Königs über seine Gesichtspunkte unterrichtet. Soeben war Seckendorf in Berlin gewesen, und mit dessen Teilnahme waren einige Entwürfe vorläufiger Natur gemacht worden; ich finde nicht, daß Rothenburg etwas anderes mit hatte als Papiere dieser Art. Ungefähr am 21. Februar 1744 muß er von Berlin abgefertigt worden sein; sein

Reisegeld empfing er nicht aus der Legationskasse, sondern aus den Kabinettsgeldern, welche Eichel verwaltete.

Die Schwierigkeiten, auf die Rothenburg stieß, waren nicht die gewöhnlichen, welche aus der Verschiedenheit der Interessen zweier Staaten hervorgehen, sondern sie bezogen sich auf jenen Widerstreit der Ansichten, die den König von Frankreich noch umgaben.

Wenn man die Berichte ansieht, welche Rothenburg von Paris einschickte, so findet man darin einen merkwürdigen Widerspruch. Anfangs schien ihm besser, sich an die mit der Verwaltung wirklich beauftragten Minister zu wenden; er machte ihnen allen Eröffnungen, dem Generalkontrolleur wie dem Marineminister, nicht minder Amelot. Sie waren darin einstimmig, daß eine Verbindung zwischen Frankreich und Preußen wünschenswert sei; über die Bedingungen einer solchen aber schien es um so schwerer sich zu vereinigen, da Friedrich nachträglich noch mit neuen auftrat. Hierauf schloß sich Rothenburg den Gegnern dieser Minister an, dem Herzog von Noailles, mit dem er in verwandtschaftlichem Verhältnis stand, dem Marschall Belleisle, der seit dem Mißlingen der Feldzüge in Deutschland nicht wieder in Gnade gekommen, aber den stillen Einfluß eines talentvollen und in seinen Meinungen folgerechten Ratgebers ausübte, dem Kardinal Tencin und besonders dem Herzog von Richelieu, der die Gunst des Königs in einem hohen Grade besaß. Er trug kein Bedenken, sich auch mit der Herzogin von Chateauroux in Verbindung zu setzen, die, wie berührt, dem König von Frankreich Gefühle militärischen Ehrgeizes einzuflößen suchte. In deren Gemächern sah Rothenburg den König und sprach mit ihm über politische Gegenstände. Er sagte demselben eines Tages, daß er nicht glaube, mit Amelot zum Ziele kommen zu können; Ludwig XV. antwortete, Amelot solle auch den Vertrag mit dem König von Preußen gar nicht unterhandeln, überhaupt nicht lange mehr den Geschäften vorstehen. In kurzem erhielt dieser Minister in der Tat seine Entlassung. In einem seiner Berichte an König Friedrich sagt Rothenburg ganz unbefangen, er habe sich mit Noailles, Belleisle und Richelieu verbunden, Amelot zu stürzen. Die Franzosen haben behauptet, Friedrich II. habe diesen Minister gestürzt, und unrichtig ist dies nicht, insofern man das Tun des Bevollmächtigten dem Herrn zuschreiben kann: in der Tat aber hatte Friedrich persönlich keinen Anteil daran und nicht im entferntesten den Auftrag dazu gegeben. Die Sache war in Frankreich längst im Werke, und ich möchte nicht einmal ent-

scheiden, ob Rothenburg nicht ebensogut Werkzeug war, wie er Hebel zu sein glaubte. Indem er aber dahin kam, so gewann die Unterhandlung am französischen Hofe eine Gestalt, wie sie am preußischen hatte: sie bewegte sich außerhalb des gewöhnlichen Geschäftsganges und war gleichsam die persönliche Sache des einen Königs mit dem anderen.

Die Rothenburgs hatten sich einst in frühester Zeit, schon bei der Erwerbung von Krossen, dem Hause Brandenburg angeschlossen; dann war ein Zweig derselben in französische Kriegsdienste gegangen und dort am Hofe und im Heer zu großem Ansehen gelangt; man darf es als den Höhepunkt ihres Glücks betrachten, daß jetzt ein Graf Rothenburg, dem einen und dem anderen dieser Staaten angehörig, einen französischen Minister zu stürzen beiträgt und ohne Zuziehung eines preußischen einen persönlichen Auftrag des einen Königs an den anderen vollzieht, der die wichtigsten Angelegenheiten betrifft.

Bei aller Hingebung für Friedrich schlug Rothenburg zuweilen fast einen selbständigen Ton an. Es war gegen Friedrichs Wunsch, daß er mit positiven Vorschlägen herausging. Rothenburg fühlte sich ganz glorreich, als die Franzosen den wichtigsten, welcher sich auf die Erwerbung der böhmischen Kreise bezog, bereitwillig annahmen. Er schreibt dem König: das sei der beste und wohlgelegenste Teil dieses Landes; binnen wenig Monaten könne er sich im festen Besitz desselben befinden; würde er aber jetzt die Gelegenheit nicht ergreifen, so würde sie ihm niemals wieder kommen, er würde mit Frankreich nicht wieder anknüpfen können.

Man möchte fast zweifeln, ob er die Lage der Dinge ganz verstand, den Wert vollständig ermaß, den die Franzosen eben damals auf die Erneuerung der preußischen Allianz legen mußten und legten, ob er nicht auch selbst die Genehmigung jener Erwerbung zu hoch anschlug; aber darauf kommt es nicht an: im allgemeinen führte er aus, was Friedrich wollte, und vollkommen verstand er den militärischen Charakter der Abkunft, die er zu schließen hatte.

Die Bestimmungen, die man traf, waren folgende. Der König von Frankreich sollte mit seinen besten Kräften in die Niederlande eindringen, ohne Rücksicht auf den Barrieretraktat, um die Seemächte, welche dadurch die Grundlage ihrer Politik gefährdet sehen würden, zu beschäftigen, und zugleich durch eine in Westfalen vorrückende Armee Hannover bedrohen; — man setzte voraus, daß das große österreichische Heer einen Einfall im Elsaß

machen würde; der König von Preußen versprach alsdann, jedoch unter einer sehr bestimmten Bedingung, mit 80 000 Mann in Böhmen einzubrechen; wenn sich darauf der Prinz von Lothringen zurückziehe, sollte die französische Armee ihn verfolgen. Ludwig XV., der selbst ins Feld gehen wollte, sagte, daß er alles, was in seiner Kraft stehe, dazu tun würde. Von dieser Kombination und der Teilnahme der kaiserlichen Armee glaubte man, einen großen Umschlag der Dinge in Deutschland erwarten zu dürfen. Man zweifelte nicht, daß man die entschiedene Oberhand haben und den Frieden nach der eigenen Konvenienz werde schließen können. Der König von Frankreich sollte in Besitz der Barriereplätze Ypern, Courtrai, Furnes und anderer niederländischen Gebietsstrecken kommen; der Kaiser sollte König von Böhmen werden; der König von Preußen sollte einige böhmische Kreise und ganz Oberschlesien erhalten.

Eine Bedingung machte Friedrich noch, welche den Franzosen sehr widerwärtig war: er wollte erst dann ins Feld rücken, wenn die Tripelallianz mit Schweden und Rußland geschlossen sei. Sie folgerten, daß dann auch der Termin seiner Kriegserneuerung, der auf den August bestimmt war, nicht fest sein werde; aber dagegen bemerkten sie wieder, daß es nur darauf ankomme, den König von Preußen von den Interessen der Feinde zu entfernen und in ein enges Verhältnis mit Frankreich zu bringen, wenn es auch übrigens mangelhaft sein möge. Nachdem sie noch einige Versuche gemacht hatten, jene Bedingung zu beseitigen, so unterzeichneten sie den Traktat zu Paris am 5. Juni. Ludwig XV. war indes schon zur niederländischen Armee gegangen; um kein Aufsehen zu erregen, hatte er den Abschluß des Traktates nicht im Lager, sondern in Paris vollziehen lassen.

Und so ward jene Waffengemeinschaft wieder erneuert, die zwei Jahre früher, weil sie zu keinem Resultat mehr führen könne, abgebrochen worden war. Den Franzosen erschien eben, als sie sich entschlossen, ihren Krieg, den sie unter dieser Einwirkung in aller Form ankündigten, eifriger zu führen, eine plötzliche Hilfe, auf die sie nicht mehr gerechnet hatten. König Friedrich hoffte, allen den feindseligen Gegenwirkungen, die ihn bedrängten, durch ein entschlossenes Eingreifen in diesen Kampf zu entgehen. Sein Weg war kühn und gefährlich; damals und später hat man oft bezweifelt, ob es der rechte war.

Friedrich zog seine Minister erst in das Geheimnis, nachdem die Sache abgemacht und der Vertrag geschlossen worden. Er stellte selbst die Gründe und Gegengründe, die dabei zur Sprache kamen,

einander gegenüber; hauptsächlich vom Standpunkt seines Staates suchte er zu beweisen, daß er die dringendsten Besorgnisse gegen Österreich und England hegen, überhaupt so handeln müsse, wie er handle. Er geht davon aus, daß man ihm schon gleich beim Friedensschluß Jägerndorf und das hohe Gebirge abgepreßt habe; wenn es auch wahr sein möge, daß ein jeder soviel zu behaupten suche, als er könne, so liege doch immer in dem österreichischen Besitz jener Berge und Pässe eine Gefahr für das übrige Land. Warum habe ferner die Königin in Rußland eine Thronrevolution zugunsten des Hauses Braunschweig bewirken wollen? Aus keinem andern Grunde, denn mit den Türken sei sie nicht im Krieg, als um diese Macht gegen Preußen zu brauchen. Wie man auch den Vertrag von Worms, die Allianz mit Sachsen auslege, so schließen sie eine feindselige Richtung ein. Man sage wohl, die Finanzen der Königin seien erschöpft; diese Einwendung sei gut, um Kinder einzuschläfern: die Hilfsquellen ihrer Provinzen seien unermeßlich, überdies aber habe sie über das Geld der Engländer zu gebieten. Podewils, der an ihre Feindseligkeit nicht glauben wolle, komme ihm vor wie Graf Sinzendorf, der im Jahre 1733 noch von einem Frieden mit Frankreich geträumt habe, als dies schon einen Angriff auf Philippsburg machte. Die Königin halte sich für verletzt, sie sei stolz, fest, rachsüchtig. Man müsse nicht glauben, daß die schlesischen Festungen und die preußische Armee ihr imponieren; die Österreicher seien von ihrer alten Größe eingenommen, eitel auf ihr Glück, voll von chimärischen Plänen, trunken von ihren Allianzen; der König von Preußen komme ihnen viel zu schwach vor, um ihnen noch widerstehen zu können.

Ebensowenig aber dürfe man sich auf die Engländer verlassen. Lord Carteret habe die kleinen Streitigkeiten zwischen Hannover und Brandenburg absichtlich nicht geschlichtet, um die Aussicht auf Territorialvergrößerungen offenzuhalten, er habe in Rußland alles getan, um die Garantie Schlesiens von seiten dieser Macht zu verhindern; zwar wolle man sagen, das sei nur geschehen, um Preußen ganz an England zu knüpfen, allein es zeige immer Mangel an Treue und Glauben. So habe er beim Vorrücken der englischen Truppen im Jahre 1743 Versicherungen gegeben, welche die Folge Lügen gestraft. Wie dann, wenn man gestatte, daß die kaiserliche Würde an das Haus Österreich zurückkomme? Dann werde Preußen drei Vierteile von Europa gegen sich haben. Er würde verloren sein, wenn er zulasse, daß die Königin einen Stein nach dem anderen zu ihrem Gebäude füge und Schritt für Schritt vorrücke, um ihn zu stürzen.

Der König überzeugte seine Minister nicht vollständig. Sie meinten, er würde von Österreich nichts zu fürchten brauchen, wenn jene nordische Allianz zustande komme; jetzt werde er sich nur für Frankreich schlagen: dies finde an ihm einen tapferen Bundesgenossen, werde aber darum nicht die mindeste Anstrengung weiter machen, wie Podewils sagt, „keinen Topf mehr an sein Feuer setzen“; erlangen werde er damit nichts; die Königin lasse sich gewiß eher begraben, als daß sie einen einzigen Kreis von Böhmen aufopfere; daß sie Böhmen verliere, dazu werde man auch die Seemächte nicht bringen können, denn, mit Recht oder Unrecht, sie seien überzeugt, daß das europäische Gleichgewicht in Gefahr gerate, wenn Österreich Böhmen verlieren sollte. Podewils mißbilligt nicht, daß Friedrich für den Kaiser sorge, aber das hätte auch anders geschehen können; und wenn jemand dem Ertrinken nahe sei, habe dann ein anderer wohl die natürliche Pflicht, sich mit eigener Lebensgefahr ins Wasser zu werfen, um ihn zu retten?

Auch andere Staatsmänner der Zeit, übrigens Freunde Friedrichs, wie Lord Chesterfield, waren doch nicht zu überreden, daß sein Verfahren in diesem Falle richtig sei. Was er anführe, habe allerdings Verdacht in ihm hervorbringen können, aber ein vollgültiger Grund zu einem Kriege liege noch nicht darin: Hugo Grotius würde sich nicht dabei beruhigen, wenn er wieder auflebte.

Friedrich antwortete dem Lord Chesterfield, er spreche wie ein Engländer: er kenne den Unterschied nicht zwischen einem Kaiser, der in Wien residiere, und einem, der in der Mitte von Deutschland seinen Sitz habe, und der sei höchst wesentlich. Über Worte und Gesetzesformeln lasse sich streiten, aber kein König von Preußen, in der Lage, wie er im Anfange des Jahres 1744, hätte folgerechterweise anders verfahren können als er. Er wolle der Freund seiner Freunde sein, aber nicht ihr gehorsamer Diener. Er wolle Leuten nicht folgen, welche nur ihre eigene Konvenienz im Auge haben und ihn immerfort in Widerspruch mit seinen wahren Interessen bringen.

Wenn man den Lauf der Begebenheiten begleitet, so sieht man wohl, daß ein neuer Waffengang unvermeidlich war.

Als der Friede im Jahre 1742 geschlossen ward, hatte König Friedrich gedacht, den Kaiser und dadurch einen ihm angemessenen Zustand im Reiche aufrechtzuerhalten, eine Defensivallianz mit den Seemächten zu schließen, mit Österreich wie mit

Rußland ein gutes Verhältnis einzuleiten, auf diese Weise die Sicherheit seiner Eroberung, seiner Weltstellung überhaupt zu begründen; mochte der Kampf zwischen England, Österreich und den Bourbonen nach dem Maß der beiderseitigen Kräfte fortgeführt werden, wenn er nur nicht auf Deutschland zurückwirke.

Statt dessen war der Krieg aber gerade in Deutschland ausgefochten worden, und man hatte den Plan gefaßt, den Kaiser zu vernichten, die Territorialverhältnisse zu verändern. Als Friedrich dies nicht zu dulden Miene machte, nahm die Politik von England und Österreich eine ihm entschieden feindselige Richtung: kein Zweifel, daß er in dem erworbenen Besitz bedroht und gefährdet war.

Man könnte fragen, wieso Friedrich diesen Gang der Dinge nicht von Anfang an voraussah. Die Antwort ist: wenn das erste ihm erwünschter und wahrscheinlicher war und seine Politik sich dahin richtete, so war ihm doch auch das letzte allezeit möglich erschienen. Aber er rechnete darauf, daß er dann, wenn es soweit komme, wieder vermögen werde, mit seiner Kriegsmacht einen Zustand herzustellen, wie er ihn wünschte.

Dieser Augenblick schien ihm jetzt gekommen. Die Anschläge gegen ihn seien gemacht, die Batterien aufgestellt, man erwarte nur die Zeit, wo man frei sei von anderer Beschäftigung, um ihn anzugreifen; eben dem müsse er zuvorkommen; er sei zum Krieg gezwungen, um den ganz offenbaren und ins Auge springenden Anschlägen seiner Feinde zu widerstehen. Wenn seine Lage zu einem Angriffskrieg nicht die beste sei, die sich denken lasse, so werde sie doch jeden Tag noch schlimmer und ungünstiger. Und so müsse man aus der Not eine Tugend machen und das Werk der Erwerbung von Schlesien durch eine Konsolidation und Sicherung desselben krönen,

„Ich zog es vor“, sagt er einmal später, „die Sache noch schlimmer zu machen, als mich von den Feinden unterdrücken zu lassen; ich wählte den Krieg, auf die Gefahr, darin unterzugehen, aber mit Ehren.“ Alles beruhte auf der politischen Stellung, die einmal ergriffen, sich immer in neuen Phasen wiederholte.

Er hatte ursprünglich Schlesien in Besitz zu nehmen und sich entweder mit der einen oder mit der anderen Partei zu verbinden gedacht.

Von Österreich zurückgewiesen, von Frankreich gefährdet, hatte er eine selbständige Stellung ergriffen. Aber in dem Laufe des letzten Jahres war Österreich zu stark geworden, als daß er

nicht einen neuen Angriff hätte erwarten müssen. In dem Gefühl, daß er, allein gelassen, zu schwach sein werde, und durch allerlei Anzeichen wiedererwachender Feindseligkeit aufgeregt, wandte er sich wieder an die französische Partei; was ihm im Jahre 1741 nicht gelungen, eine haltbare Einrichtung in Deutschland zu treffen, das glaubte er, jetzt im Bunde mit Frankreich erreichen zu können, den Siegeslauf von Österreich aufzuhalten und für sich selbst ein unangreifbare Stellung zu erlangen.

ELFTES BUCH

DER ZWEITE SCHLESISCHE KRIEG

Erstes Kapitel.

Ausbruch des Krieges.

Anfang Juni 1744 brauchte Friedrich den Brunnen von Pyrmont; in einem der nahen Gehölze, wohin die Spaziergänge dieses Badeortes führen, traf eines Tages Graf Mortaigne, militärischer Bevollmächtigter Frankreichs, von einem Adjutanten aus dem benachbarten Lüde abgeholt, mit dem König zusammen. Sie gingen miteinander tiefer in den Wald, bis sie einen Sitz trafen, wo dann ein langes Gespräch folgte: über die Verteilung des Kommandos in der französischen Armee, bei der wieder persönliche Rücksichten genommen worden, die Verstimmung des Kaisers, über die man sich nicht wundern dürfe, da seine Armee an allem Mangel leide; hauptsächlich über das Zusammenwirken der beiderseitigen Kriegsoperationen. Den Schriftsteller und den Künstler regen zuerst und am tiefsten die großen Momente seines Gegenstandes an; wieviel mehr muß den Politiker und Strategen eine Kombination ergreifen, wo er hoffen darf, durch eine kühne Anwendung aller Kräfte im rechten Augenblick den allgemeinen Angelegenheiten eine erwünschte Gestalt zu geben. Der Kern von Friedrichs neuer Allianz war ein Feldzugsplan: er lebte und webte in Entwürfen darüber. Es erschien ihm als die Grundlage von allem, daß er sich zum Meister von Prag mache; denn dadurch allein werde man Sachsen aus seiner Unentschiedenheit reißen und zugleich die nötigen Subsistenzmittel gewinnen; damit er dies aber vollführen könne, forderte er zwei Monate Zeit, während deren die französische Armee die Österreicher beschäftigen, Bayern wiedererobern müsse. Auf drei Hauptgrundlagen, sagt Friedrich in einem Briefe an Ludwig XV., beruhe die damalige Macht der Königin: dem Besitze von Bayern, den Hilfsquellen, die sie aus Böhmen ziehe, der englisch-hannoverschen Unterstützung; wenn man seinem Plane folge, werde man ihr dieselben sämtlich entziehen.

Nur ein großes Bedenken hegte er noch: daß er, trotz der erwähnten persönlichen Annäherungen, Rußlands nicht ganz sicher war. Noch ehe Friedrich seinen Ministern Mitteilung machte, hat

er sich gegen seinen Gesandten in Petersburg eröffnet und ihn beauftragt, wenn er die Stimmung günstig finde, der Kaiserin in Vorschlag zu bringen: entweder daß sie ihn mit einem Korps leichter Truppen unterstütze oder daß sie ihren Einfluß auf den sächsischen Hof anwende, um diesen zur Ruhe zu vermögen, oder wenn sie nicht für ihn, daß sie doch auch wenigstens nicht gegen ihn sei.

Mardefeld, der in Rußland durch langen Aufenthalt beinahe einheimisch geworden war und seinen Auftrag unverzüglich, geheimnisvoll und geschickt vollzog, antwortete dem König: auf bewaffnete Hilfe dürfe er nicht rechnen, da man in Rußland jetzt alles vermeide, was Kosten verursachen könne; aber die Kaiserin wünsche noch immer, daß die Tripelallianz zustande komme, und was die große Unternehmung anbetreffe, so habe sie gesagt, sie werde derselben kein Hindernis in den Weg legen.

Einer förmlichen Unterhandlung bedurfte es hierauf nicht weiter. Die Kaiserin wiederholte nach einigen Tagen ihre Erklärung; sie konnte dem König fürs erste genug sein. Die in diesen Tagen nach der Rückkehr von Pyrmont vollzogene Vermählung des Kronprinzen von Schweden mit der Prinzessin Ulrike von Preußen begründete ein Familienverhältnis, von dem sich doch auch einige politische Rückwirkung erwarten ließ.

Soweit waren die Dinge vorbereitet, als ein Ereignis eintrat, in dem nach der damaligen Beschaffenheit der Umstände die dringendste Aufforderung lag, unverzüglich einzugreifen.

Ludwig XV. hatte seinen Feldzug in den Niederlanden mit einem Heere von 100 000 Mann, das sich in gutem Stande befand und mit trefflichem Belagerungsgeschütz versehen war, eröffnet, und um die Holländer in Furcht zu setzen, seine Waffen hauptsächlich gegen die Barriereplätze gerichtet. Erst die kleineren, wie Waasten, Furnes, das Fort de Knokke, dann auch größere, wie Menin und Ypern, wurden eingenommen. Die Anwesenheit des Königs, der sich nach den militärischen Dingen zu erkundigen anfing, und von dem man hoffte, er werde ebensoviel Geschmack an dem Kriege bekommen wie er bisher an der Jagd gehabt, zeigte sich für die Unternehmungen förderlich.

Ganz anders aber ging es am Oberrhein, wo Marschall Coigny, — eben der, mit dessen Wahl für einen so wichtigen Posten Friedrich sich in Pyrmont unzufrieden erklärte — eine Armee befehligte, der die österreichische unter dem Prinzen von Lothringen und dem Marschall Traun bei weitem überlegen war. Diese bedienten sich einer Kriegslist, die in alten und neuen Zeiten bei Flußübergängen Erfolg gehabt hat: indem sie die Aufmerksamkeit des Feindes durch

scheinbare Veranstaltungen nach einigen tiefer unten gelegenen Plätzen leiteten, vollzogen sie ihren Übergang höher oben fast ohne Widerstand. Das Beste taten die Ungarn, nicht ohne serbische Panduren, welche das Rheinufer mit unverstandenem Kriegsgeschrei erfüllten; die Königin hat der ungarischen Nation bei diesem Anlaß ihren besonderen Dank ausgesprochen. Coigny sah sich plötzlich in großer Bedrängnis, er mußte Weißenburg, das den Feinden sofort in die Hände gefallen, erst wiedererobern; als er nach Hagenau zurückgekommen war, besorgte er doch, das Elsaß nicht behaupten zu können; auf das lebhafteste suchte er die Hilfe seines Königs nach, der dann nicht säumte, sich selber in Bewegung zu setzen, um das französische Gebiet unverletzt zu behaupten.

Wie sehr dieser Krieg als ein allgemeiner betrachtet wurde, ersieht man aus den Aufzeichnungen Kaiser Karls VII., der sich in denselben verwickelt sah, ohne daß er mit zu seiner Entscheidung hätte beitragen können: aber er fühlte jeden Augenblick, daß sein Dasein von dem Ausschlag der Waffen abhänge. So ward er von jenem Versuch, den Sohn des Prätendenten nach England zu werfen, an seiner Stelle nahe berührt, da dadurch des protestantischen Interesses wegen die ihm zugesagte Hilfeleistung von Hessen zweifelhaft wurde; er war sehr zufrieden, als jenes Vorhaben scheiterte. Mit Freuden begrüßte er die Kriegserklärung des Königs von Frankreich gegen England; in den niederländischen und italienischen Ereignissen sieht er gleichsam seine eigene Sache. Mit gespannter Aufmerksamkeit begleitet er die Unternehmungen des französisch-spanischen Heeres in Oberitalien: ihre Erfolge bei Mont-Alban und Villa-Franca, sowie das Zurückweichen der Österreicher in Mittelitalien vor dem mutig emporstrebenden Könige von Neapel. Er ist glücklich über den guten Ruf, den Ludwig XV. bei seiner Armee erwirbt, und über die Eroberungen, die er macht. Aber was in seiner unmittelbaren Nähe geschieht, erweckt um so mehr seine Besorgnisse. Den leichten Übergang der österreichischen Truppen über den Rhein schreibt er der Begünstigung des Kurfürsten von Mainz zu, der mit englischem Gelde gewonnen sei; er fühlt selbst den Widerspruch, der darin liegt, daß sein General den Franzosen helfen solle, ihre Grenzen gegen Deutschland zu verteidigen; aber seine vornehmste Hoffnung bildete es doch, daß dies geschehen. Aufs neue wurden damals in Frankfurt die bittersten Schriften gewechselt. Der Kurfürst von Mainz brachte Erklärungen der Königin von Ungarn zur Diktatur, durch welche die Autorität des Kaisers auf das heftigste angegriffen wurde; er begegnete denselben mit entgegengesetzten Kommissionsdekreten. Auf das

schmerzlichste wurde er betroffen, als die französischen Marschälle vor den Österreichern zurückwichen. Daß der König von Frankreich in Metz erkrankte, sah er als den größten Ungücksfall an, der ihn treffen konnte. In diesem Augenblick griff Friedrich II. zu den Waffen. Der Kaiser wiederholt mit Freuden die Erklärung desselben, daß er als Reichsfürst die Pflicht habe, das nach den Gesetzen gewählte Reichsoberhaupt aufrechtzuerhalten, die Rechte und Konstitutionen des Reiches zu verteidigen; und in der er zugleich die Herstellung des Hauses Bayern in die ihm entrissenen Erblande forderte. Der König hatte ihm zugleich versprochen, ihm die Krone Böhmen wieder zu verschaffen, unter der Bedingung freilich jener Abtretung, welche der Kaiser bitter empfand, aber bewilligte, weil ihn die Härte des Hauses Österreich dazu zwinge. Er fühlte sich doch immer als geborener König von Böhmen.

Dem König von Frankreich hatte Friedrich angekündigt, daß er in der Mitte des August an der Spitze seines Heeres ins Feld rücken und gegen Ende des nämlichen Monats vor Prag stehen werde.

Er versprach das jedoch nicht, ohne den Dienst bemerklich zu machen, den er dadurch leiste, das Recht auf Vergeltung, das er sich erwerbe, und ohne seine beiden vornehmsten Forderungen zu wiederholen, daß die kaiserlichen und französischen Truppen nach Bayern vorgehen und ein französisches Korps Hannover bedrohen solle: ohne dies sei die ganze Sache verloren. In Erinnerung an die früheren Unfälle erlaubte er sich auch einige Ermahnungen beizufügen. Die vornehmste Ursache derselben sah er darin, daß man an den Grenzen eines feindlichen Landes verteidigend habe zu Werke gehen wollen. Die Offensive aber sei allezeit besser, selbst wenn man weniger stark sei; oftmals setze die Verwegenheit den Feind in Erstaunen und verschaffe den Vorteil. Durch kühne Angriffe sei von den großen französischen Generalen des vorigen Jahrhunderts, von Condé an, ein Ruhm errungen worden, erhaben über Zeit und Mißgunst. Halte sich Frankreich diesmal gut, so könne der Krieg im nächsten Jahre zu Ende geführt werden: „aber keinen Augenblick der Untätigkeit darf es geben; in unseren Operationen muß alles Nerv sein“.

So standen die Sachen in Deutschland, daß das Vordringen der einen der beiden deutschen Kriegsmächte in den dem Reich einst entrissenen Landschaften der anderen als eine eigene Gefahr erschien. Friedrich wollte einen Feind, von dem er alles fürchtete, nicht noch gewaltiger werden sehen, noch auch Anlaß geben, daß Frankreich, um sich desselben zu entledigen, einen plötzlichen Frieden schließe. Der Augenblick schien ihm gekommen, den ihm

widerwärtigen Fortgang des österreichischen und englischen Glückes aufzuhalten, den Dingen eine andere Wendung zu geben, allen Gefahren mit einem Schlage ein Ende zu machen. Den Rat, den er anderen erteilte, zu einem resoluten Angriff zu schreiten, war er entschlossen, durch sein eigenes Beispiel zu bekräftigen.

Nachdem den Offizieren Anfang August noch besondere Instruktionen über die Führung und Erhaltung der Truppen, worin die Erfahrungen des letzten Krieges zu Regeln verarbeitet waren, ausgeteilt worden, verließen die verschiedenen Regimenter ihre Standquartiere; in drei Kolonnen gingen sie unter Anführung des Königs durch Sachsen nach der böhmischen Grenze; eine vierte, die schwächste, unter Schwerin, brach von Schlesien her in Böhmen ein.

Wenn Friedrich seinen Zug mitten durch Sachsen nahm, so glaubte er dies dadurch zu rechtfertigen, daß er den Krieg zugunsten des Kaisers unternehme, in dessen Namen er die Requisitorialien in der für Fälle dieser Art herkömmlichen Form an die sächsische Regierung sandte — August III. selbst befand sich in diesem Augenblick in Polen —, dessen Sache er überhaupt allein führe, indem er zu einem Angriff auf Österreich schreite. Denn nur darauf, heißt es in seinem Manifest, ziele der Wiener Hof, die höchste Würde des Reiches, welche durch freie und einmütige Wahl der deutschen Nation an den Kurfürsten von Bayern gekommen, zum Raube zu machen und an einen in Deutschland nicht einmal angesessenen Fürsten zu bringen. Nicht sowohl der Kaiser werde dadurch beleidigt, als diejenigen, die ihn gewählt, das unschätzbare Recht der Deutschen, sich ihr eigenes Oberhaupt zu setzen, vernichtet. Er habe keinen anderen Zweck, als dem Reiche die Freiheit, dem Kaiser die oberste Würde und Europa die Ruhe zurückzugeben.

Die sächsische Regierung, auf die es nicht ohne Wirkung blieb, daß es „kaiserliche Auxiliartruppen" seien, für welche Karl VII. selbst den Durchgang verlange, sendete, wenn auch erst nach einigem Widerstreben, ihre Kommissarien in die preußischen Quartiere, um die Anstalten für Marsch und Verpflegung mit den Ständen jener Landschaft in Ordnung zu bringen. Die Lebensmittel wurden von den preußischen Truppen bar bezahlt; der sächsische Bauer schien über deren Ankunft so wenig bestürzt, das er vielmehr sogar eine heimliche Freude darüber blicken ließ, das Nötige mit Vergnügen lieferte. Fourage, Vorspann und andere Bedürfnisse wurden gegen Quittung geliefert; die sächsische Regierung behielt sich vor, dem Könige oder dem Kaiser darüber eine Berechnung beizubringen. Der Herzog von Weißenfels, der einige Anstalten

traf, um wenigstens die Hauptstadt vor einem Überfall zu sichern, zeigte sich doch übrigens sogar höflich und zuvorkommend. Und auch die preußischen Truppen hielten so gute Mannszucht, daß der kaiserliche Gesandte in Dresden dem König das Kompliment machte, sie seien durch Sachsen gegangen wie die Kapuziner, nur mit dem Unterschiede, daß die Mönche alles umsonst bekämen, von seiner Armee aber alles bezahlt worden sei.

Auch die Schwierigkeiten, auf die man bei dem Einrücken in Böhmen stieß, waren von geringer Bedeutung; eine Verdämmung der Elbe, um die Fahrt der mit der preußischen Artillerie beladenen Kähne zu hindern, war bald weggeräumt worden; ohne Verzug ward das Bergschloß genommen, von wo man diese Vorkehrung hatte treffen wollen. Von dem ersten Zusammenstoßen mit österreichischen Husaren brachte Ziethen, dem es 2 Tote und einige Blessierte gekostet, 40 Gefangene und 50 erbeutete Pferde ins Lager; man schmeichelte sich, auch bei den Einwohnern, von denen ein großer Teil für den Kaiser gestimmt sei, keinen ernstlichen Widerspruch zu finden.

Noch in Potsdam hatte sich der König berechnet, an welchem Tage die österreichische Armee von seinem Vorhaben unterrichtet sein, den Rückzug vom Rhein her antreten, wann sie in Böhmen ihm gegenüber erscheinen könne. „Wir dürfen“, sagte er, „mit Prag nicht zaudern, ein Anfall mit allen Kräften wird nötig sein, um es sogleich zu nehmen und uns den Rücken frei zu machen.“ Er wäre geneigt gewesen, wie er an Schwerin schreibt, wenn es nicht zu stark besetzt sei und der Feldmarschall damit übereinstimme, die Stadt „mit stürmender Hand am hellen Tage an acht Orten zu attackieren“.

Der Marsch der Truppen ward, soviel möglich, beschleunigt; schon am 1. September langte Schwerin vor Prag an. Er nahm, in Begleitung Walrabes, die Befestigungen sofort in Augenschein, Sie zeigten sich doch in besserem Zustande, als daß man die Stadt durch einen raschen Handstreich hätte erobern können. Die Besatzung war durch einige regelmäßige Bataillone und durch 9000 Mann der seit dem letzten Frieden neu eingerichteten Landmiliz verstärkt worden; eine Schar tapferer Grenzer war zugegen und forderte nur, daß ein und das andere Bollwerk ihr allein anvertraut würde, welches sie bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen versprach; bei anderthalbhundert Feuerschlünde bedeckten die Wälle; auch einige Außenwerke, namentlich am Ziskaberge, waren in ziemlichen Stand gebracht, der Kommandant, Graf Harsch, entschlossen, einen ernstlichen Angriff zu erwarten.

Am 2. und 3. versammelte sich die preußische Armee, 80 000 Mann stark, auf dem Weißenberge vor Prag. Die unter Bathiany in Böhmen aufgestellten österreichischen Truppen waren bei weitem zu schwach, sich mit ihr zu messen — selbst einige allzu keck gegen Beraun vorgeschickte preußische Bataillone wurden von den Österreichern nicht überwältigt —; nachdem das erforderliche Geschütz angekommen, schritten die Preußen am 10. September zur Eröffnung der Laufgräben. Der König war den ganzen Tag mit Rekognoszierung des Platzes und Anordnung des Angriffes beschäftigt und in der heitersten Stimmung. Nachdem die österreichischen Geschütze ein paar Tage besonders nach der Gegend gefeuert hatten, wo das Quartier des Königs lag, schickte der Kommandant einen Trompeter, um sich zu erkundigen, wo dies eigentlich sei, denn er habe Befehl, seine Kanonen nicht dahin zu richten; Friedrich antwortete, sein Quartier sei im ganzen Lager allenthalben. — Ich finde wirklich einer persönlichen Gefahr erwähnt, die er hiebei bestanden hat.

Am 12. September sollte Schwerin jene Befestigungen auf dem Ziskaberg stürmen. Der König begab sich nach einer seiner Batterien, wo er einiges anzuordnen haben mochte und von wo man zugleich den Sturm gut mit ansehen konnte. Seine Brüder, mehrere andere Prinzen und einige hohe Offiziere begleiteten ihn. Er warnte sie wohl, nicht auf einem Haufen zu stehen, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen, aber darauf ward nicht viel Rücksicht genommen; als der König zu seinem Fernrohr griff, wandten sich alle nach derselben Stelle hin, um zu sehen, was vorgehe: in diesem Augenblick fuhr eine Kanonenkugel aus der Festung unter sie, die dem Markgrafen Friedrich Wilhelm, unmittelbar neben dem König, den Kopf wegnahm. Eichel versichert, wäre sie stärker gewesen und gerade gegangen, so würde sie den König selbst getroffen haben. Sie traf noch einen Pagen, den sie tötete, und streifte den Prinzen Georg von Darmstadt am Arm. Der König veranstaltete nur, daß seiner Mutter der Tod des Markgrafen auf eine Weise zur Kunde kam, wobei ihre Besorgnis für ihre jüngeren Söhne, die ihn begleiteten, nicht noch mehr gesteigert würde; er erklärte, er werde seine Brüder bei solchen Gelegenheiten nie wieder mitgehen lassen. Möchte er nur aber sich auch selber schonen, ruft der Kabinettsrat aus, indem er die göttliche Gnade preist, die ihn diesmal beschützt habe. — Der Ziskaberg ward indes glücklich erobert; ein Freiwilliger sprang in die erste Redoute und rief seine Kameraden hinein; von den in den

Felsen gehauenen Werken, 100 Schritte vom Graben, richteten sich nun die preußischen Geschütze gegen die Belagerten.

Schon am 13. September geriet die Stadt an mehreren Stellen in Brand; am 14. früh gingen mehr als dreißig Häuser in Feuer auf; hierauf gerieten die Einwohner, welche die Schrecken einer Einnahme mit stürmender Hand nicht wieder erleben wollten, in Bewegung und zogen die Landmilizen auf ihre Seite; von allen gedrängt, entschloß sich Graf Harsch, dem König Anträge zu machen.

Am 14. nachmittags erbot er sich, die Neustadt und Altstadt zu räumen, wenn man ihn die Kleinseite besetzen lasse, was denn natürlich verworfen ward. Am 15. bot er die ganze Stadt an, unter der Bedingung, daß man ihm freien Abzug gewähre. Da man auch dies ablehnte und alle Batterien aufs neue mit großer Wirkung zu feuern anfingen, so ergab er sich am 16. September kriegsgefangen.

„Sie ist über", schrieb der König halb scherzend halb triumphierend an Podewils, „diese Stadt, von der man soviel Aufhebens machte und mir sagte, ich würde sie nicht so geschwind erobern, als ich mir einbildete." Er glaubte einen entscheidenden Schlag geführt zu haben, da nun auch Sachsen, sollte es ja nicht, was er jedoch noch hoffte, sich anschließen, doch auch nicht wagen werde, gegen ihn zu sein.

Und um nun jene wichtigen Stellungen, von denen im vorigen Kriege so viel abgehangen, nicht in die Hände der Feinde geraten zu lassen, machte er sich selbst auf, sie in Besitz zu nehmen. Am 24. September bemächtigte sich General Nassau Tabors und ließ die Einwohner dem Kaiser schwören; ein paar Tage darauf ward auch Budweis besetzt, nachdem Ziethen die Panduren, die ihm entgegenrückten, mit dem Säbel in der Faust auseinandergesprengt hatte. Noch hielt es Friedrich an sich für eine unbestrittene Regel der Kunst, die Spitzen der Truppen weit vorzuschieben; was nun auch Prinz Karl unternehme, er glaubte auf alles vorbereitet zu sein. Sollte er sich auf Österreich zurückziehen, um dies zu schützen, so könne Seckendorf, der indes nach Schärding vordringen, sich Passaus bemächtigen müsse, den Preußen die Hand bieten; sollte, was wahrscheinlicher sei, der Prinz seinen Weg nach Böhmen nehmen, dann komme es auf eine Bataille an; der König zweifelte nicht, daß er darin siegen werde; „ich denke, ich werde nicht Lügen gestraft werden, die Armee soll Ehre von meiner Unternehmung haben". Anfang Oktober schreibt er nach Berlin, alles gehe gut und verspreche ferner so zu gehen; die Armee sei in erwünschtem Gesundheitszustand, Offiziere und Soldaten in der besten Stimmung

und geneigt, einen entscheidenden Schlag zu führen; er bedauert nur, daß die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt sei, sonst würde sich in diesem Feldzug noch viel ausrichten lassen.

Gewiß, er nahm eine großartige Stellung ein: er sah Böhmen zu seinen Füßen liegen; er hoffte in dem nächsten Jahre einen Frieden nach seinem Sinne vorschreiben zu können; niemals war er mächtiger gewesen. Eine welthistorische Frage, wie es ihm weiter gelingen würde.

Nächste Wirkungen des preußischen Angriffs.

In Wien erregte der Einfall des preußischen Königs mitnichten Schreck, noch auch eine sehr ernstliche Besorgnis, sondern eher entgegengesetzte Empfindungen.

Der Anfang des Feldzuges, von dem man eine Entscheidung in Deutschland und in Italien erwartete, war mit ungewohnten Andachtsübungen begleitet worden, dreimal vierundzwanzigstündigem Gebet, zu welchem die Königin früh und nachmittags von Schönbrunn hereinkam.

Die ersten Verluste in den Niederlanden hatten jedermann mit Unmut erfüllt; die Königin glaubte sich über den Mangel an ernstlichen Anstalten von seiten Englands beschweren zu dürfen; es kam ihr beinahe vor, als sähe man dort die Fortschritte der Franzosen nicht ungern, weil dadurch ein Strich Landes in ihre Hände gerate, mit dessen Herausgabe sie dereinst die Wiederherstellung von Bayern vergüten könnten.

Mit um so größerer Freude wurde darauf der Übergang der Armee über den Rhein begrüßt. Auf diese Nachricht, welche der Königin zu Bruck an der Leitha gebracht ward, eilte sie nach der Hauptstadt zurück; in ihrer Gegenwart wurde ein feierliches Tedeum gehalten. Daß aber damit für ihren Hauptzweck, die Entschädigung für ihre Abtretungen, viel gewonnen sei, ließ sich nicht sagen: Lothringen konnte man nicht ernstlich angreifen, da es statt Toskanas abgetreten worden; die Plätze im Elsaß waren so gut imstande, Straßburg noch durch Vaubans Fortifikationen, daß es für eine Armee, der schwächere Plätze soviel zu schaffen gemacht hatten und deren Stärke in den leichten Truppen bestand, kaum möglich schien, sie zu erobern.

Indem lief die Nachricht ein — am 5. August — daß der König von Preußen den sächsischen Hof um den Durchzug seines schweren Geschützes gebeten habe. Am 7. machte der preußische Gesandte die amtliche Erklärung, daß sein Herr dem Kaiser Hilfs-

völker senden werde, weil er nicht dulden könne, daß die Truppen des Reichsoberhauptes aus dem Reiche verdrängt und derselbe gleichsam mit „Stumpf und Stiel“ vom Reichsboden vertilgt werden solle. Man sah den gefährlichsten Gegner in dem alten Bunde mit Frankreich und dem Kaiser sich wieder erheben und auf einen Einfall in Böhmen denken.

Ein Ereignis, in diesem Augenblick nicht erwartet, den begonnenen Unternehmungen entgegenlaufend, aber in der Hauptsache nicht unerwünscht.

Denn welches war, seitdem die bayerisch-französischen Angriffe zurückgewiesen worden, der ganze Zweck der Fortsetzung des Krieges? War es nicht eben der, für die Abtretungen, welche Österreich an Preußen gemacht, eine Entschädigung zu erlangen? Man stieß dabei auf unermeßliche Schwierigkeiten, aus der ganzen Lage der europäischen Verhältnisse entspringend, schwer oder niemals zu beseitigen. War es da nicht das Beste, Schlesien selber wiederzuerobern? Bisher war man durch den von England garantierten Breslauer Frieden daran verhindert. Jetzt fühlte man sich von dieser Rücksicht befreit; der Breslauer Friede erschien durch den Einfall in Böhmen gebrochen. Man wunderte sich beinahe über den gutmütigen und verblendeten Diensteifer Friedrichs II. Die Königin erinnerte sich, wie ernstlich ihr von französischer Seite Friedensbedingungen vorgeschlagen worden waren, bei denen es ihrem Gutdünken überlassen geblieben wäre, Schlesien wiederzunehmen. Nicht die Königin selbst, aber einer ihrer Minister, Graf Kinsky, hat behauptet, daß man auch ein Schreiben der Kaiserin vorweisen könne, worin sie denselben Gedanken geäußert habe. Eben dem französischen und dem kaiserlichen Hofe kam nun der König von Preußen mit eigener Gefahr zu Hilfe. Es gab Staatsmänner, die zweifelhaft wurden, ob er auch wirklich so viel Geist habe, wie man ihm zuschreibe. Man trug sich mit der Äußerung Karls VII., er könne nicht bestehen, wenn er nicht Preußen so tief wie möglich in seine verworrenen Angelegenheiten verwickle, und glaubte, daß es ihm damit wirklich gelungen sei.

Im ersten Augenblick stand der Beschluß fest, alles andere hintanzusetzen, die gesamte Kraft gegen den neuaufstehenden Feind zu richten.

Die Königin war voll von Eifer und Tätigkeit. Sie besuchte die Zeughäuser, besah die besonders zum Kampf gegen die Preußen umgegossenen Geschütze; begab sich selbst zu einer Versammlung der vornehmsten Magnaten nach Preßburg, um sie zu einer allgemeinen Hilfeleistung aufzufordern. Aus dem Manifest des Grafen

Palffy sieht man, daß auch die bürgerlichen Einrichtungen, die König Friedrich in Schlesien getroffen, den Widerwillen der Magnaten erregten, „das harte Joch, das er auferlege, die unersättlichen Erpressungen", wieviel besser habe man es in Ungarn, unter einer sanften Regierung, mit so vortrefflichen Freiheiten. Es ward eine Insurrektion versprochen, von der man mehr als 60 000 Mann erwartete. Die Hauptsache aber war, daß das große Heer, welches in das Elsaß eingedrungen, sich nach Böhmen zurückwenden und den gewaltigen Feind daselbst bestehen sollte; die große Frage, in welcher die Entscheidung der Dinge lag, bestand darin, ob ihm dies möglich sein, in welchem Zustand es zurückkehren werde.

Feldmarschall Schmettau war von Friedrich ins französische Hauptquartier geschickt worden, mit dem Auftrag, die französischen Operationen sowohl nach Bayern als nach Hannover hin zu beschleunigen. Er sollte vorstellen, daß man um so eher mit den Österreichern zum Ziele komme, je mehr man sie dränge, daß der König von England durch die Bedrohung seiner deutschen Erblande weiter gebracht werde, als durch alle Eroberungen in den Niederlanden; bei Unternehmungen dieser Art komme es darauf an, sich die Zeit zunutze zu machen. Als Friedrich von der Bewegung des Königs von Frankreich gegen das Elsaß vernahm, hegte er sogar noch kühnere Hoffnungen, oder hielt wenigstens für angemessen, die Franzosen wissen zu lassen, daß man solche hegen dürfe. Welch einen Ruhm schreibt er an Ludwig XV., wird Ew. Majestät sich in dieser Kampagne erwerben können! Nach allem Anschein wird die Armee des Prinzen Karl, wenn sie über den Rhein zurückgeht, zugrunde gerichtet werden.

Schmettau, der am 9. August bei König Ludwig XV. in Metz eintraf und mit aller der Freundschaft aufgenommen wurde, welche die rasche Hilfeleistung Friedrichs einem seiner Abgeordneten verschaffen mußte, entwarf in seiner Art und Weise einen umfassenden Kriegsplan. Er berechnete, daß die Armeen, welche hier aus kaiserlichen und französischen Truppen zu vereinigen seien, 134 Bataillone, 256 Eskadronen, zusammen gegen 110 000 Mann ausmachen würden. Von diesen sollten, sobald Prinz Karl sich zurückziehe, 40 000 Mann sich nach der Donau wenden und die Eroberung von Bayern vollziehen; 30 000 Mann zur Bedrohung von Hannover verwandt werden; die übrigen 40 000 zuerst dem zurückgehenden Feinde nach der Oberpfalz und nach Franken folgen, bis der König, dem dadurch die Eroberung von Eger erleichtert werde, denselben empfange und ihm eine Schlacht liefere. Alles dies aber könne um so sicherer

gelingen, wenn man die Österreicher nicht, ohne mit ihnen zu schlagen, über den Rhein zurückgehen lasse. Er setzte auseinander, daß dies selbst dann keine Gefahr habe, wenn sie die stärkeren sein und den Vorteil behalten sollten, denn an dem linken Rheinufer sei nun einmal ihres Bleibens nicht; unbedingte Notwendigkeit rufe sie nach den Erblanden zurück. Man werde die österreichische Armee leicht so übel zurichten können, daß sie unter den folgenden Gefahren vollends vernichtet werden könne; eine zweite Armee habe die Königin nicht. Maria Theresia werde sich bald nach Österreich und Ungarn zurückgedrängt sehen, das Deutsche Reich dem Kaiser wieder Gehorsam leisten, Holland und Hannover um die Neutralität bitten müssen.

Schmettau liebte weitreichende Entwürfe; was man auch von denen, welche er damals aussprach, urteilen mag, das leidet keinen Zweifel, daß die Franzosen, wenn sie nur wollten, dem österreichischen Heere die empfindlichsten Verluste beibringen konnten. Auch bewirkte Schmettau, da der König durch einen plötzlichen Krankheitsfall gehindert war, sich an den Rhein zu verfügen, daß den beiden dort kommandierenden Generalen Coigny und Noailles noch am 12. August die Ermächtigung zugefertigt wurde, den Prinzen Karl anzugreifen. An demselben Tage kam in der Armee des Prinzen der Befehl an, sich zurückzuziehen; offenbar wäre dies der Augenblick gewesen, um einen entscheidenden Schlag zu führen.

Wir brauchen nicht die Möglichkeiten der Tagemärsche, die Wahrscheinlichkeiten der Erfolge abzuwägen: die Tatsache steht fest, daß es den Franzosen, die sich des in ihr Gebiet gedrungenen Feindes nur zu erwehren wünschten, als ein Glücksfall erschien, ihn durch die Bewegungen eines fernen Verbündeten zum Rückzug genötigt zu sehen. Diesem aber nun ihrerseits durch die Bekämpfung der Abziehenden einen wesentlichen Dienst zu leisten oder auch nur Rache für den Angriff zu nehmen, kam ihnen nicht in den Sinn. Am 21. August stand die französische Armee, wo nicht in überlegener Zahl, doch von gleicher Stärke, der österreichischen gegenüber, aber sie ließ geschehen, daß diese in der Nacht ihr Lager abbrach und sich ungestört nach ihren Brücken über den Rhein bewegte. Am 23., als der Rheinübergang bei Beinheim bewerkstelligt wurde, haben einzelne französische Abteilungen kleine und zerstreute Angriffe gemacht, die zu nichts führen konnten.

Was ließ sich auch von Noailles erwarten, von dem Graf Rothenburg, sein Verwandter, dem König von Preußen schon immer



Feldmarschall Kurt Christoph Graf von Schwerin (1684—1757).
Gemälde aus der Schule Antoine Pesnes.
Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

gesagt hatte, daß er zwar ein Mann von Geist und auch militärischem Talent sei, in der Stunde der Gefahr aber weder Entschlossenheit noch freien Blick zeige. Durch das Ereignis von Dettingen war er noch besonders vorsichtig gemacht. Gegen die Vorwürfe, die er erfuhr, entschuldigte er sich damit, daß er alles mit Vorwissen des Grafen von Seckendorf getan habe; allein damit setzte er nur diesen selber widerwärtigen Vermutungen aus. Man fand es sehr bemerkenswert, daß der General des Kaisers dessen Sache nicht besser führe.

Hatte man aber dem Rückzug der österreichischen Armee keine Schwierigkeiten entgegengesetzt, so war auch nicht zu erwarten, daß man sie eifrig verfolgen würde. Die Franzosen hatten nach den schlimmen Erfahrungen, die sie gemacht, fürs erste keine Lust, sich tief nach Deutschland zu wagen. Wir sahen, wie sie im Jahre 1741, als sie gegen Wien anrückten, den letzten Schritt lieber vermieden; von nicht geringerer historischer Merkwürdigkeit ist es, daß sie, da es ihnen noch einmal geboten wurde, den Angriff zu rächen, den sie erfahren, einen Frieden nach ihrem Sinne zu schließen, sich doch zu dem Kampfe nicht ermannen konnten, der alles zu Ende gebracht hätte.

Die Österreicher waren selbst erstaunt, daß ihnen eine so gefährliche Unternehmung mit einem so geringen Verlust — er konnte kaum 500 Mann betragen — gelungen war; die Armee kehrte im allgemeinen sogar in einem besseren Zustande über den Rhein zurück, als sie hinübergegangen, namentlich die Kavallerie. Sie hatte ein großes Selbstgefühl und keine Furcht, dem kriegeübtesten Feinde auch in der rauhen Jahreszeit entgegenzugehen. Besonders zeigten die Ungarn, die der Weg in die Nähe ihrer Heimat führte, den größten Eifer. In 21 Märschen gelangte die Armee am 25. September nach Waldmünchen. Man kann es Seckendorf wohl nicht zur Last legen, daß er sie nicht eifriger verfolgte. Er hätte fürchten müssen, daß sich Prinz Karl gegen ihn umkehren und ihn mit seiner Armee vernichten möchte; der König von Preußen hat ihn selbst vor dieser Gefahr gewarnt und ihn nur ermahnt, sich nach Bayern zu wenden und womöglich Passau zu nehmen.

Auf Friedrich machte nur das Eindruck, daß die Franzosen den Feind nicht lebhafter verfolgten; auch jene Demonstration gegen Hannover wurde nicht ausgeführt; er sah nun doch, daß er durch sein Unternehmen weiter nichts ausgerichtet hatte, als das ganze Gewicht der österreichischen Kriegsmacht gegen sich selber heranzuziehen.

Zu gleicher Zeit aber tauchte neben ihm oder in seinem Rücken eine andere Feindseligkeit empor.

Er hatte es für leicht gehalten, durch einige territoriale Zugeständnisse, die der Kaiser machen müsse, zusammentreffend mit der Entwicklung militärischer Übermacht, Sachsen auf seine Seite zu bringen; aber dabei stieß er auf größeren Widerstand, als er meinte. Schon der kaiserliche Hof erwies sich abgeneigt, neue Abtretungen zu bewilligen; der sächsische aber, durch die Erfahrungen des ersten Krieges irregemacht und erbittert gegen den König von Preußen, dem er alles Mißlingen zuschrieb, war in immer engere Verbindung mit der Königin von Ungarn getreten. Er hegte noch immer Eroberungspläne: aber diese waren nicht mehr auf Böhmen, sondern auf Schlesien gerichtet und trafen hier mit den Absichten der Königin zusammen. Noch war er mit dieser bei weitem nicht über das Nähere, aber in der Richtung einverstanden. Was man nicht glauben sollte, wenn man es nicht läse, von Warschau aus gab August III. den Befehl, sich dem preußischen Durchzug mit Gewalt zu widersetzen. Ein Glück für Sachsen, daß dieser Befehl zu spät eintraf, um ausgeführt zu werden, der Durchzug würde sich in eine Invasion verwandelt und das Land zugrunde gerichtet haben. Wir berührten schon, daß der Befehlshaber der Truppen, der Herzog von Weißenfels, vorsichtiger als der Hof, jede feindliche Bezeigung vermied; er bestärkte den König von Preußen in der Meinung, daß ein Einverständnis möglich sei. Nach der Eroberung von Prag hat Friedrich dem polnisch-sächsischen Hofe die vorteilhaftesten Anträge erneuert, die er, da die dringende Notwendigkeit vorhanden war, auch durchzusetzen gewußt haben würde, namentlich die Abtretung der Kreise Leutmeritz und Saatz; er versprach, sich in allen Stücken als ein guter Nachbar und guter Freund zu zeigen. Aber der leitende Minister, Graf Brühl, war vollkommen in den Interessen seiner Feinde; König August III. fühlte sich gebunden. Von Hannover versichert, daß die sächsischen Lande im Falle der Not von dorther Hilfe empfangen sollten, von jenseit des Meeres mit barem Geld versehen, ließ August III. ein Heer von 20 000 Mann von Ölnitz und Adorf her nach Böhmen vorrücken, um sich hier mit den Österreichern zu vereinigen.

Der Hof zu Wien gründete hierauf die größten Erwartungen. Wie sei die Union, von der man wohl gefürchtet habe, sie möchte sich dem Rückzug des Heeres widersetzen, so ganz ohne Wirkung geblieben; jetzt sende England seinen goldenen Regen; Sachsen erhebe sich; aus Rußland erhalte man gute Versicherungen; die

Polen seien bereit, zu Pferde zu steigen; von Frankreich zeige sich wohl, daß es nicht gemeint sei, den König von Preußen ernstlich zu unterstützen; indessen rüste sich die deutsche, ungarische und slawische Bevölkerung, denselben zu bekämpfen; die anrückende Armee brenne vor Eifer, ihn aufzusuchen. Die Überzeugung der Königin, daß sie unter dem besonderen Schutze Gottes stehe, hatte auch im Heere Wurzel geschlagen, und es glaubte, zu großen Dingen bestimmt zu sein.

Zweites Kapitel.

Rückzug aus Böhmen.

Darauf vor allem beruhte die Energie von Preußen, daß die Politik jeden Augenblick durch die Haltung der bewaffneten Macht unterstützt, der Krieg eben nur nach dem politischen Gesichtspunkt geführt wurde; in Friedrich waren der politische und der strategische Gedanke ein und derselbe, — gewiß ein ungemeiner Vorteil, der aber auch wieder eine große Gefahr einschloß.

Denn nicht allein die Heerführung, wie wir wohl sahen, beruht auf einer bestimmten Voraussetzung von dem, was der Gegner tun oder lassen dürfte; die Politik hat eine ähnliche Grundlage, ist ähnlichen Irrtümern ausgesetzt, die sich, wenn man sie nicht vermeidet, auch der Kriegführung mitteilen und ein in allen Beziehungen falsches Verfahren veranlassen können.

Friedrich hatte bei seiner Unternehmung zweierlei angenommen: einmal, daß die Franzosen nach dem Wechsel des Ministeriums zuverlässige und tatkräftige Bundesgenossen sein und die ganze Sache durch ein paar große Schläge zu Ende zu bringen suchen würden; sodann, daß Sachsen gewonnen oder doch zur Neutralität bewogen werden könne; darauf war der Feldzugsplan gegründet; der König hatte sich vollkommene Sicherheit in seinem Rücken zu verschaffen geglaubt, wenn er nur Prag erobere; durch die Besetzung von Tabor und Budweis hatte er das allgemeine Zusammenwirken der Verbündeten im nächsten Feldzug vorzubereiten gemeint. Da sich nun aber die politische Voraussetzung als falsch erwies, so erschienen auch die Kriegsmaßregeln vergriffen; denn was konnten wohl jene Plätze nützen, wenn die Franzosen oder die Kaiserlichen nicht kühn und stark im Donautale vordrangen, und welch ein Verstoß gegen alle gesunde Kriegsregeln, ein Land hinter sich gelassen zu haben, das nun eine feindliche Richtung annahm und dem Heere den Weg verschloß, den es gekommen war. Was in dem Zusammentreffen der politischen und strategischen Tendenzen zu *einem* Gesichtspunkte

groß und kühn gewesen, erschien jetzt als ein Fehler; die Raschheit der Auffassung und des Entschlusses selbst hatte ihn verführt.

Man könnte fragen, ob es nun nicht das Beste für ihn gewesen wäre, sich sogleich auf einen engen Umkreis von Böhmen zu beschränken und dabei verteidigungsweise zu Werke zu gehen; allein erst allmählich enthüllte sich ihm selbst seine Lage vollständiger; damals, sagt er wohl, habe er von den österreichischen und sächsischen Bewegungen nicht mehr Nachricht gehabt, als geschähen sie in China; er hielt an der Hoffnung fest, das große gegen ihn anrückende Heer im offenen Felde zu bestehen, und in welchem Lichte wäre er seinen Verbündeten erschienen, hätte er die kaum für den Kaiser gemachte Eroberung schon wieder aufgeben wollen!

Das Heer des Prinzen Karl und Grafen Traun vereinigte sich mit den Truppen Bathianys am 2. Oktober zu Mirotitz, und da die Nachricht einlief, als habe es nach dieser Verstärkung den Weg nach Budweis eingeschlagen, um seine Verbindung mit Österreich herzustellen, so ging Friedrich demselben sofort entgegen, in der Hoffnung, daß er es auf dem Marsch angreifen und zurückwerfen, darauf aber seine Winterquartiere ruhig in Böhmen halten werde. Er trug kein Bedenken, in dieser Absicht die Moldau zu überschreiten.

Gleich diese Bewegung aber zeigte sich fruchtlos. Die österreichische Armee hatte nur ein anderes, noch immer fernes Lager bezogen, wo sie nicht wohl angegriffen werden konnte; schon setzten ihre leichten Truppen durch den Fluß und erschienen im Rücken der Preußen; am 8. Oktober sah sich der König veranlaßt, über die Moldau zurückzugehen.

Seine Meinung war hierauf noch immer, den ganzen eingenommenen Landstrich von Prag bis Budweis zu behaupten und den Feind auf dem rechten Moldauufer zu einem Schlachttag zu erwarten.

So wie Prinz Karl sich entschieden nach der tieferen Moldau wendete und seinen Übergang hier vollzog, in der Absicht, die Preußen von Prag und vielleicht von der Elbe abzuschneiden, schlug der König eine entsprechende Richtung ein; hauptsächlich schien es ihm wichtig, die starke Position von Beneschau und Konopischt vor dem Prinzen einzunehmen; nicht ohne Anstrengung erreichte und besetzte er dieselbe und erwartete nun die Bewegungen seiner Feinde.

Daß diese sich am 21. und 22. Oktober mit den Sachsen vereinigten, worauf sie bei 70 000 Mann stark wurden, während das

preußische Heer nur etwa 60000 Mann zählen mochte, erschreckte den König mitnichten; er sah es vielmehr mit Vergnügen, weil sie sich um so eher zu einer Schlacht entschließen möchten. Zur Taktik seiner Truppen hatte er ein unbedingtes Vertrauen und zweifelte nicht, daß sie auch in bedeutend geringerer Zahl das Feld behaupten würden.

Wahrscheinlich aber hegten Prinz Karl, der diesen Feind schon kennengelernt hatte, und sein Ratgeber, der Graf von Traun, eine ähnliche Meinung von der Überlegenheit der Preußen; sie näherten sich denselben bis auf anderthalb Stunden: hier aber, bei Marschowitz, bezogen auch sie ein festes Lager.

Hierauf beschloß der König Friedrich, ihnen auf den Leib zu gehen und sie, wenn es irgend möglich, auch in ihrer festen Stellung anzugreifen. Es war der entscheidende Moment für diesen Feldzug.

Am 24. Oktober des Nachmittags setzte sich das preußische Heer, sein Lager verlassend, in acht Kolonnen gegen das feindliche in Bewegung. Das Gepäck ward unter der Obhut eines Regiments, durch eine Wagenburg geschützt, zurückgelassen; der gemeine Mann führte nichts als seine Patrontasche mit 60 Kartuschen und seinen Brotsack; 40 Schwadronen Husaren trieben die österreichischen Truppen, die gegen sie nicht standzuhalten vermochten, allenthalben vor sich her; es war ein stolzes und schönes Manöver, ruft ein österreichischer Führer aus, der von der Höhe des Lagers das Anrücken der Preußen beobachtete; doch war es wohl zu spät am Tage, als daß man noch hätte schlagen können; in der unmittelbarsten Nähe des Lagers brachten die Preußen die Nacht zu. Es mag wohl sein, was man erzählt, daß Schwerin die Leute, die nicht eben Überfluß hatten, auf die österreichischen und sächsischen Vorräte vertröstete, deren sie sich am anderen Tage erfreuen würden. Auch die Österreicher brachten die Nacht bei ihren Waffen zu, die Offiziere um die Wachtfeuer her, deren Schein sich am Horizont mit dem der preußischen vermischte.

Erst als es Tag wurde, konnte der König das Lager, das er angreifen wollte, näher in Augenschein nehmen. Es breitete sich auf den vor ihm liegenden Anhöhen, beinahe drei Stunden Wegs, wie in einem Halbkreis aus. Den linken Flügel bildeten die Sachsen, die erst hier vollständig eingerückt waren, unter dem Herzog von Weißenfels, über 20000 Mann stark, den rechten und das Zentrum die Österreicher, die jetzt bei 50000 Mann zählten. Vor der Front des Lagers hatten sie ein morastiges Tal und darin einen Bach, dessen Übergänge von den auf der Anhöhe auf-

gepflanzten Geschwindstücken beherrscht wurden. Da es schien, als ob der König zuerst die Sachsen auf ihrem Flügel aufsuchen würde, verstärkten die Österreicher denselben mit ihrer Kavallerie, aber überdies war auch die sächsische Stellung durch Talgründe und Waldstrecken auf das trefflichste gedeckt. Dagegen hatten die Preußen da, wo sie standen, nicht Platz genug, sich zu einem umfassenden Angriff aufzustellen; sie hätten dazu Unebenheiten der Landschaft, welche Friedrich als Abgründe bezeichnet, passieren müssen. Nachdem Friedrich durch die zuweilen entgegengesetzten Bewegungen seiner Truppen den ganzen Morgen über in fortwährender Spannung gehalten, entschloß er sich endlich gegen Mittag, den Rückzug anzutreten, den er mit großer Geschwindigkeit vollzog.

Auffallend nur, daß ihn die Österreicher weder in der wenig gesicherten Stellung, die er am Morgen innehatte, noch bei seinem Rückzug ernstlich angriffen. An Mut und Ehrgeiz fehlte es ihnen nicht. Wie oft hatten sie sich gerühmt, daß ihnen, nach der besseren Übung, die sie erlangt, auch der König von Preußen keinen Widerstand werde leisten können. Die jüngeren Generale drangen in den Prinzen Karl, da der König sich nicht zum Angriff anschicke, ihn anzugreifen, was die ganze Sache mit einem Schlage beendigen werde, und nicht ohne Eindruck blieben ihre Vorstellungen auf den Prinzen. Allein in dem Lager war noch ein anderer Mann, den man um Rat fragen mußte, jener Graf Traun, den Friedrich selbst als seinen Lehrmeister in der Kriegskunst bezeichnet hat. Traun hatte seine Schule wohl eine kurze Zeit in brandenburgischen Diensten, dann aber hauptsächlich unter Guido von Starhemberg gemacht; einer von jenen gediegenen einfachen Männern, die ohne viel Geräusch das Größte vollbringen. Er verstand es, den Soldaten zu schonen und doch den Feind zurückzuschlagen; selbst durch die dringendsten Befehle ließ er sich nicht weiter treiben, als er für gut hielt. Auch jetzt riß ihn die allgemeine Aufregung der Gemüter nicht mit sich fort. Die Beschaffenheit des Bodens, welche den König von Preußen an einem Angriff verhindert hatte, machte es auch untunlich, so rasch und geordnet, als es nötig gewesen wäre, gegen ihn hervorzubrechen. Traun erklärte, welcher Teil den anderen hier angreife, der müsse geschlagen werden.

Und in Wahrheit geriet der König schon dadurch in den empfindlichsten Nachteil, daß man ihm die Schlacht verweigerte; daß die Österreicher mit ihm schlagen würden, war abermals eine Voraussetzung, die sich ihm nicht erfüllte.

Indem er, dieselbe suchend, in großer Eile heranzog, gerieten die an entfernten Stellen gelassenen Besatzungen, von den Befehlen, welche sie abrufen sollten, nicht erreicht, in die Unmöglichkeit, sich gegen den Andrang der übrigen Feinde zu schützen: Budweis ward von dem Oberst Trenk und seinen Panduren erstürmt; einem regelmäßigeren Angriff erlag Tabor. Die Stellung, die er bei Konopischt eingenommen, zeigte sich unnütz, da der Feind nicht schlagen wollte, und bald aus Mangel an Lebensmitteln unhaltbar: indem er weiter zurückging, in der Absicht, eine Stellung, durch welche zugleich seine Magazine und Prag gedeckt würden, vor der Elbe zu nehmen, kam der geschickte Feind, den er sich gegenüber hatte, bei Kuttenberg zuvor. Friedrich mußte sein Hauptquartier an dem rechten Elbufer, zu Bohdanetz, aufschlagen. Er stand jetzt hinter der Elbe, wie vor kurzem an der Moldau, nicht mehr von Abend nach Morgen, sondern von Norden nach Süden gerichtet; ein ungeheures Gebiet hatte er verloren.

Es wird nicht zuviel gesagt sein, wenn man behauptet, daß die große welthistorische Frage, ob Bayern, mit dem Kaisertum bekleidet, in Böhmen regieren oder Österreich sich darin behaupten sollte, ob der allgemeine Friede einst mehr in dem einen oder dem anderen Sinne geschlossen werden würde, hiedurch im Grunde schon entschieden war. „Ew. Majestät sehen jetzt", schrieb ihm damals Podewils, „daß es nicht so leicht ist, wie Sie geglaubt haben, das Haus Österreich zu erniedrigen und es auf die Stufe der Macht zurückzubringen, die man ihm bestimmen will." Zwischen dem König und seinen Ministern herrschte ein Verhältnis gegenseitiger Wahrhaftigkeit, jenseit alles hofmännischen Wesens. Die Erfolge erweckten in dem Fürsten Anerkennung des gesunden und treffenden Verstandes dieses seines Gehilfen. Von Konopischt aus, und zwar noch vor dem letzten Versuch, es zum Schlagen zu bringen, hatte er ihm zugestanden, daß er sehr gut über die Dinge urteile. „Hätte er, der König, eine Ahnung von der Unzuverlässigkeit der Sachsen gehabt, so würde er ganz andere Maßregeln genommen haben." Er hätte dann wahrscheinlich Eger besetzt, statt Budweis, und vor allem die Vereinigung zwischen Sachsen und Österreichern zu verhindern gesucht. Dahin war Friedrich auch jetzt noch nicht gebracht, daß er alle Erwartungen von seiner Unternehmung aufgegeben hätte; er glaubte, sich gute Bedingungen ausmachen zu können, nicht allein die Anerkennung des Kaisers, dessen Wiederherstellung in seine Erblande, sondern auch eine weitere Ausstattung desselben

in Vorderösterreich, für sich aber, wie er sich ausdrückt, „als Schlüsselgeld von Prag“, die hohen Gebirge in Oberschlesien, wenn er nur die Stellung behaupte, die er noch in Schlesien innehabe. Diese Umwandlung der allgemeinen Gesinnung und des nächsten Zweckes zeigte sich unter anderen auch darin, daß der König in dem Hader, der zwischen dem Erbprinzen von Dessau und dem General Schwerin sich erhoben hatte, sich mehr zu dem ersteren hinneigte. Schwerin war krank: in einem seiner Briefe schreibt er, in einer Art von Agonie sei er nach Prag gekommen; aber er war auch nicht mehr vollkommen in Gnaden, er erzählt einmal selbst, er habe mißfallen. Der König sagte, es gebe keinen braveren Mann in der Welt, keinen, der zu kühnen und raschen Kriegstaten geeigneter wäre, er sei unschätzbar am Tage der Schlacht; aber Unternehmungen auszuführen, zu denen Ruhe und Bedachtsamkeit gehöre, dazu fehle es ihm an Geduld; sobald er glaube, seiner Sache sicher zu sein, so überlasse er sich dem Vergnügen; er sei hartnäckig und mache sich eine Partei in der Armee. Dagegen sei auf die Entschlossenheit des Prinzen Leopold von Dessau an einem Schlachttage wenig zu zählen, aber für die militärische Verwaltung, die Herbeischaffung von Lebensmitteln, habe er eine vortreffliche Gabe; zwischen beiden könne keine Sympathie stattfinden.

Jetzt nun schien es hauptsächlich auf das letzte anzukommen. Die Truppen kantonierten in ihrer Schlachtordnung bei Bohdanetz und Chlumetz. Die beiden wichtigsten Posten jenseit der Elbe, Pardubitz und Kollin, waren so gut wie möglich besetzt, der letzte, durch den man mit Prag in Verbindung blieb, unter einem der besten preußischen Offiziere, dem General Nassau; die namhaftesten Übergänge über die Elbe waren verschanzt; Husarenpatrouillen durchstreiften von einer Viertelstunde zur anderen das Ufer.

Mit alledem war jedoch der Fluß, der hier zwischen flachen Ufern in geringer Tiefe dahinrinnt, nicht zu behaupten; der Anschein, als verleihe er einigen Schutz, vermehrte nur die Gefahr.

Einmal war den Österreichern der Versuch, über den Fluß zu setzen, schon mißlungen; am 19. November aber führten sie ihn, in der Nähe uralter und bis auf den heutigen Tag gebräuchlicher Fähren, zwischen Teltschitz und Teinitz, auf das glücklichste aus. Nicht als hätten sie keinen Widerstand gefunden: Georg Wedel setzte sich den zuerst hinübergekommenen Grenadieren mit einer Tapferkeit entgegen, welche ihm einen poetischen Lobspruch des Königs und die Bewunderung der Feinde verdiente, aber ihrer

immer wachsenden Anzahl war er mit seinen zwei Bataillonen viel zu schwach. Die ganze Armee des Prinzen Karl kam herüber und nahm eine feste Stellung bei Teinitz ob der Elbe. Der König stellte sich ihrem Vordringen unverzüglich entgegen, aber offenbar war er strategisch überwunden.

Die Österreicher hatten den Fluß eben an der geeignetsten Stelle überschritten, wo sie die preußische Hauptarmee von Kollin, und dadurch von Prag abschnitten. Allerdings hätte der König noch einen Versuch machen können, Prag zu gewinnen, aber er würde, selbst wenn es ihm gelungen wäre, dahin vorzudringen, zwischen den sächsischen Gebirgen und der feindlichen Armee, die indes die Pässe von Schlesien und Glatz besetzt hatte, in eine Lage geraten sein, die mit seinem Untergange endigen mußte. Es blieb ihm also nichts übrig, als Prag und die entfernteren Stellungen aufzugeben und sich selbst nach Schlesien zurückzuziehen. Seine vornehmste Sorge war nur, die abgesonderten Truppenabteilungen nicht zugrunde gehen zu lassen. Es gehörte ein Mann wie Nassau dazu, von so „ungewöhnlicher Tapferkeit, Kriegserfahrenheit, Scharfsinnigkeit und Fertigkeit des Geistes", und was Friedrich sonst in einem eigenen Diplom von ihm rühmt, um die Bataillone von Kollin, die österreichische Armee in ihrer nächsten Nähe umgehend, immer jedoch in solcher Haltung, daß er nicht angegriffen werden konnte, samt ein paar tausend Wagen dem König zuzuführen. Dieser nahm, als der General bei ihm eintrat, den Schwarzen Adlerorden von der Brust und hing ihm denselben um. Der Rückzug ward hierauf in großer Ordnung vollzogen. Am 27. November verließ Friedrich mit seiner Nachhut Königingrätz; an demselben Tage zogen die Österreicher daselbst ein und erneuerten die Brücken, die jener zerstört hatte. In drei Kolonnen, über Braunau, Trautenau und Glatz, zog sich die preußische Armee, nur von Nadasdys Husaren verfolgt und ohne nennenswerten Verlust, nach Schlesien zurück.

Nur einer Abteilung ging es minder glücklich, der von Graf Einsiedel geführten Prager Garnison. Sie mußte ihr Geschütz zurücklassen, das dann im Triumph nach dem Wiener Zeughaus geführt ward; bei dem Abzuge hatte sie einen widerwärtigen Kampf mit der erwachenden Feindseligkeit der Einwohner zu bestehen; in dem Bunzlauer Kreise, durch den sie ihren Rückzug nahm, wurde sie falsch geführt und auf die Höhe des Isergebirges gedrängt, wo sie, ohne Zelte und Lebensmittel, in der härtesten Jahreszeit leicht hätte völlig zugrunde gehen können, wäre nicht noch zur rechten Zeit Graf Nassau mit einem ansehnlichen Korps

von Schlesien her erschienen, um sie, wie der Befehl des Königs lautete, aus Böhmen abzuholen. Am 16. Dezember langten Nassau und Einsiedel bei Friedeberg in Schlesien an.

Und so kehrte Böhmen in einem Feldzug von zwei Monaten vollständig wieder unter die Herrschaft der Königin zurück. Die österreichische Armee war selbst verwundert, daß sie ein großes Königreich erobert habe, in so kurzer Zeit, ohne Schlacht noch Belagerung.

Wollen wir die Gründe dieses Ereignisses erörtern, so lag der allgemeinste in jenen politischen Kombinationen, deren Anschein den König von Preußen zu den kühnsten Bewegungen verführt hat, und deren wirkliche Beschaffenheit der Königin so gut zustatten kam.

Die vollkommene Unbesorgtheit vor jeder Einwirkung der Franzosen und Kaiserlichen und die Unterstützung von Sachsen, die zugleich ein geographischer Vorteil war, gab der österreichischen Strategie ein Übergewicht, dessen sie sich vortrefflich bediente. Die Verweigerung einer Schlacht, wo man auch ohne eine solche siegen konnte, die Besitznahme von Kuttenberg in dem rechten Augenblicke, der Übergang über die Elbe an wohlgewählter Stelle, sind Handlungen, die das Andenken Trauns, dem sie zugeschrieben werden müssen, unsterblich machen.

Daß sie aber so glücklich ausgeführt werden konnten, dazu trug noch etwas anderes bei.

Wiewohl es in diesem Jahrhundert oft so aussieht und fast immer so betrachtet worden ist, als hänge der Erfolg einer kriegerischen Unternehmung nur von den Operationen der großen Heere ab, so zeigt sich doch bald, daß die Stimmung und Teilnahme der Bevölkerungen einen großen Einfluß darauf ausübt. Die Böhmen hatten geschwankt, als ein katholischer Fürst in Prag erschien, um seinen Thron daselbst aufzuschlagen; aber das Mißlingen dieser Unternehmung, alle die Unruhen und Kriegsbedrängnisse, die damit verknüpft gewesen, hatten die Gemüter dem Hause Österreich wieder angenähert und jedem Wechsel abgeneigt gemacht. Die Karlowna hatte bei ihrer Krönung Gnade ergehen lassen und den Adel für sich gewonnen; die Geistlichkeit wollte einen protestantischen König auch nicht indirekt und nach und nach zum Meister des Königreichs werden sehen; von ihr hing das Volk ab, das durch die Gewaltsamkeiten der preußischen Soldaten aufgebracht war. Von Dorf zu Dorf gab man sich über ihre Bewegungen Nachricht; das Vieh ward in die Wälder getrieben, das Getreide unter der Erde verborgen; oft fand man

die Wohnungen verlassen und von allem Notwendigen entblößt. An die Ausführung eines Requisitionssystems war unter diesen Umständen nicht zu denken; man hing von der Zufuhr aus den Magazinen ab, die nun aber durch die Lage der Dinge ungemein erschwert ward. Alles kam zusammen, die Schwierigkeit dieses mit Waldungen bedeckten Hügellandes, die, wenn nicht in persönlicher Ausbildung, doch in Zahl und Masse unleugbare Überlegenheit der ungarischen Reiterei (wir finden auch Dalmatier, Arnauten, Kroaten zu Pferde) und der Widerwille des Landvolkes. Meistens war derselbe nur negativ, zuweilen ist es aber auch vorgekommen, daß zersprengte oder zurückgebliebene Preußen getötet worden sind. Hie und da erhoben sich Abenteurer, an der Spitze frei zusammengelaufener bewaffneter Haufen, die sich eigenmächtig als Kommandanten und Beschützer eines Kreises gegen die Preußen aufstellten. In tausend unscheinbaren, aber zur Entscheidung beitragenden Momenten kommt die günstige Stimmung des Landvolkes einem Heer zustatten. Ohne das Heer würde sie wenig bedeuten, mit demselben ist sie unüberwindlich.

Das Ergebnis ist, daß, wie die Eroberung von Schlesien in der Gunst der evangelischen Bevölkerung eine große Unterstützung fand, so die Einnahme von Böhmen zum Teil auch an der Ungunst der Einwohner scheiterte.

Kein Wunder aber, daß man in Wien die Sache anders ansah. Man glaubte, durch eine gleichsam sichtbare Hilfe der Gottheit zur Wiedereinnahme alles dessen, was jemals verlorengegangen, geleitet zu werden, und wollte nicht versäumen, dieselbe ins Werk zu richten.

Einfall der Österreicher in Oberschlesien.

Gedenken wir noch des ersten Versuches hierzu, der sich sogleich an die Eroberung Böhmens knüpfte.

Das Heer hätte ihn wohl nicht von freien Stücken unternommen: es fühlte sich nach den Anstrengungen einer doppelten Kampagne der Ruhe bedürftig und fürchtete, durch die Beschaffenheit des Landes, Jahreszeit und Witterung unübersteigliche Hindernisse zu finden; aber die Königin sehnte sich danach, einen Teil von Schlesien so bald als möglich ihr Eigentum nennen zu können; wenigstens die Winterquartiere wollte sie auf schlesischem Boden genommen sehen, was die ferneren Unternehmungen im nächsten Frühjahr trefflich vorbereiten werde. Unmittelbar auf ihr Geheiß drangen bald, im Anfange des Dezember, sechs Regimenter zu

Fuß, acht zu Pferde, durch das Glatzische vor; sie besetzten Neustadt und Patschkau und schickten sich an, regelmäßige Grenzpostierungen an der Neiße hin zu ziehen; zu gleicher Zeit erschienen die insurgierten Ungarn in starken Scharen unter Esterhazy und ergossen sich von Oderberg ebenfalls über Oberschlesien.

Fürs erste gewannen diese Truppen in der Tat das Übergewicht.

General Marwitz, der mit ungefähr 10 000 Mann in Troppau und Jägerndorf stand, geriet in nicht geringe Verlegenheit, als er sich plötzlich von allen Seiten von leichten Truppen umschwärmt sah. Der versammelte Kriegsrat urteilte, daß man sich in den offenen Orten, mit Fourage und Lebensmitteln nur schlecht versehen, nicht zu halten vermöge; es sei besser, die Truppen des Königs zu konservieren, als sie vielleicht zugrunde zu richten, indem man, wozu man nicht einmal ausdrücklich beauftragt sei, ein paar unhaltbare Plätze verteidigen wolle.

Sie führten ihren Rückzug geschickt und glücklich aus; auf den Beifall ihres Königs aber durften sie dabei nicht rechnen.

In der Meinung, daß der Feldzug beendigt sei, hatte Friedrich soeben den Oberbefehl in Schlesien dem alten Fürsten von Anhalt-Dessau übergeben und sich selbst nach Berlin begeben. Der Einbruch der Österreicher war ihm in demselben Grade widerwärtig, als die Königin ihn wünschte; in dem ersten Eifer machte er sich selbst auf, um sie wieder zu verjagen; als er aber in Liegnitz den Fürsten gesprochen, überzeugte er sich doch, daß seine Gegenwart nicht nötig sein werde; er beschloß, dem Fürsten, der es bitter empfunden hatte, daß er bei dem Unternehmen auf Böhmen nicht mit herbeigezogen worden, und um so glücklicher war, daß ihm jetzt eine selbständige Heerführung anvertraut blieb, die Sache zu überlassen.

Einige Schwierigkeit hatte es zwar mit ihm allezeit. Seine Art zu befehlen regte das Selbstgefühl der ihm Zunächststehenden auf; bald war er in mancherlei Streitigkeiten mit dem Präsidenten von Schlesien, Grafen Münchow, sowie mit dem General Walrabe verwickelt; seine Vorbereitungen, umfassend und bis in das kleinste genau, kosteten ihn auch diesmal viel Zeit; erst am 9. Januar 1745 war er so weit, daß er die Neiße überschreiten und auf die Österreicher losgehen konnte.

Einen merkwürdigen Anblick gewährten die beiden Dessauer, Fürst Leopold, nun von Alter und Krankheiten gelähmt, aber immer gefürchtet, von Freund und Feind für einen halben Hexenmeister gehalten, wie er in seinem offenen Karren vor den in strengster Zucht gehaltenen Regimentern über das schneebedeckte

Feld daherfuhr, und der Erbprinz, der unter ihm befehligte, infolge des letzten Feldzuges erschöpft und aufgeregt, so daß ihn wohl auf seinem Pferde Fieberschauer ergriffen; — allein vor ihnen wich, sowie sie sich zu Neustadt zeigten, der bisher siegreiche Traun zurück; eine Abteilung des Heeres nahm Patschkau, das sich gegen einen schwächeren Anfall wirklich einmal gehalten hatte; die Hauptmacht drängte den Feind wieder aus Troppau und Jägerndorf hinaus. Im Februar ward auch Glatz wieder eingenommen, jedoch nicht ohne ein ernstliches Zusammentreffen der von beiden Seiten schlachtbegierigen Reiterei bei Habelschwerdt. Man sah die Österreicher von vorteilhaften Höhen herabsteigen, die Preußen kühnlich auf dieselben losgehen; die letzteren behielten den Platz.

In Berlin erweckte es nicht geringe Genugtuung, daß der Feind dergestalt wenigstens aus den preußischen Gebieten allenthalben zurückgedrängt war; in allen Kirchen ward dafür ein Tedeum gehalten; — allein niemand konnte bezweifeln, daß für das nächste Jahr ein harter und heftiger Kampf bevorstehe.

Beim Vorrücken der österreichischen Truppen war ein Patent der Königin verbreitet worden, worin sie es dem König zum Verbrechen machte, daß er die Hauptverfassung des Landes umgestoßen und es namentlich durch die Einführung der Kantonverfassung (die sie jedoch später nachgeahmt hat) in eine ewige Sklaverei versetzt habe. Durch den Krieg, den er abermals angefangen, habe er sie berechtigt, das ihr Entrissene von ihm zurückzufordern; es scheine, als wolle der Herr der Heerscharen das Blatt wenden und ihre Erbherzogtümer Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glatz getreue Untertanen unter die Beherrschung zurückführen, unter die sie nach göttlichem und menschlichem Rechte gehören.

Der König hielt doch für ratsam, darauf zu antworten. Er erinnerte die Einwohner an den schlechten Haushalt der früheren Regierung, wie sie das Land an jeden, der ihr Geld vorschießen wollen, verpfändet, die Schwächeren nicht gegen die Mächtigeren geschützt, die Evangelischen gedrückt und bedrängt habe; dagegen habe er beiderlei Religionsverwandten gleichen Schutz gewährt, die Ehrenstellen und Ämter ohne Rücksicht auf das Bekenntnis verteilt und sich bemüht, den unzähligen Mißbräuchen abzuhelfen, eine gute Ordnung einzuführen, einem jeden Gehör und Recht angedeihen zu lassen. Er erwarte, daß die Untertanen den ihm geleisteten Eid halten und dem Feinde, wenn er in dem Lande vordringe, tapferen und mannhaften Widerstand leisten

würden. Er behauptete sein ursprüngliches und unleugbares Recht auf das Land und die Rechtmäßigkeit des Beistandes, den er dem Kaiser leiste. — Das Patent ward auf allen Kanzeln verlesen; auf dem Sande zu Breslau durch den schon zum Koadjutor des Bischofs bestimmten Prälaten Grafen Schafgotsch.

Es waren zwei verschiedene Ansichten von Welt und Staat, gleichsam zwei Zeitalter, die sich zum Kampfe über dieses Land anschickten, dessen ganze Zukunft, in bezug auf innere und äußere Verhältnisse, davon abhing. Zugleich war es eine Frage der allgemeinen Politik, wo Deutschland und Europa für und wider die großen Kriegsmächte Partei nahm.

Drittes Kapitel.

Politische Verhältnisse in den ersten Monaten des Jahres 1745.

Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge dürfte man schon voraussetzen, daß der widerwärtige Erfolg der Waffen, das Mißlingen des großen Unternehmens, eine der preußischen Politik ungünstige Rückwirkung hervorbringen mußte.

Während des Schwankens aller deutschen Verhältnisse, der Spannung und Aufregung, welche der Beginn und Gang und dann der Ausschlag des Krieges in Böhmen veranlaßte, konnte jener Bund deutscher Fürsten, durch welchen dem Reiche die Entscheidung der großen Streitfrage gesichert werden sollte, keinen Fortgang gewinnen.

Die fränkischen Stände, von denen bei der Union so viel die Rede gewesen war, auch die Markgrafen, beantworteten die Aufforderung des Kaisers doch nur mit allgemeinen Beteuerungen ihrer Ergebenheit, nicht ohne ihrer Schwäche und Gefahr zu gedenken. Der Herzog von Gotha sagte, er heiße den ganzen Zweck gut, aber seinen Beitritt verhindere zunächst die Notwendigkeit, sich mit seinen Stammvettern darüber zu beraten. Friedrich hatte dem jungen Herzog von Württemberg die Majorennitätserklärung und damit einen früheren Regierungsantritt verschafft, der Gedanke der Union hatte ihm eigentlich seine politische Existenz gegeben; das konnte ihn aber nicht bewegen, derselben beizutreten. Er bezog sich auf die Ratschläge, welche ihm Friedrich bei jener Gelegenheit selbst erteilt hatte, unter denen einer dahin lautete, daß er sich weder an Frankreich noch an Österreich anschließen solle, weil er bei einem erfolgenden Glückswechsel alsdann die Rache des einen oder des andern zu befürchten habe. Ein Hauptmotiv aber war, daß man dort nichts mehr als eine Erweiterung Bayerns durch Besitzungen in Schwaben fürchtete, wodurch der vornehmste Einfluß im Kreise an Bayern fallen würde. Unter anderen hatte Friedrich auch den Herzog von Holstein, Großfürsten von Rußland, zur Teilnahme an der Union eingeladen; die

Die Schlacht bei Leuthen.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde eines unbekannten Künstlers.

Antwort war, daß weder dessen jetzige Würde noch die mangelnde Volljährigkeit einen solchen Schritt gestatte.

In der unmittelbaren Nachbarschaft von Bayern fand der Kaiser den heftigsten Gegensatz. Bei dem Tode des Erzbischofs Firmian von Salzburg trug das dortige Kapitel kein Bedenken, österreichische Truppen in die Landeskasernen aufzunehmen. Wie ganz anders wäre es gegangen, wenn die Preußen Budweis behauptet, die Bayern nach Linz vorgedrungen wären, dann hätte Kardinal Sinzendorf, nunmehr Friedrichs Freund, der dort zu dem erledigten Sitz in Vorschlag gebracht war, Aussicht gehabt, dazu zu gelangen; allein, das war nun einmal nicht geschehen, und die feindlichen Truppen behielten den Platz.

Nun war darum für die Hauptsache, d. i. die Kriegsführung im Reiche, noch wenig verloren. Der Kaiser hatte doch seinen Aufenthalt von Frankfurt, wo er sich als ein Verbannter vorkam, wieder nach München verlegen können; während Friedrich die österreichischen Waffen beschäftigte, war Freiburg und der Breisgau für Karl VII. erobert worden; das französische Heer, das diese Eroberung vollzogen, hielt jene Gegenden besetzt; ein anderes nahm eine starke Stellung am Mittelrhein und an der Lahn ein. Noch hielt die Union unter dem Namen des Kaisers zusammen; die kaiserliche Armee, verstärkt von hessischen und pfälzischen Truppen, schien ansehnlich genug, um im nächsten Frühjahr nicht allein die Eroberung der noch von den Österreichern besetzten bayerischen Festungen zu unternehmen, wozu dann die Franzosen ihre Geschütze herbeischaffen wollten, sodann auch in Oberösterreich einzudringen. Wir brauchen nicht auszuführen, wie sehr für die Verteidigung von Schlesien eine Bewegung dieser Art dem König von Preußen zustatten gekommen sein würde. Marschall Belleisle, von einem der vereinten Höfe zu dem anderen gehend, hatte sich auch nach Berlin begeben sollen, um einen den veränderten Umständen angemessenen allgemeinen Feldzugsplan mit ihm zu verabreden.

Da trat nun aber eines jener Ereignisse ein, welche die menschlichen Verhältnisse am durchgreifendsten bestimmen und doch jenseits aller menschlichen Berechnung liegen. Der Kaiser Karl VII., für dessen Autorität Friedrich noch einmal die Waffen ergriffen hatte, zwar noch nicht alt an Jahren, aber schon lange mit Krankheiten heimgesucht, und durch so mannigfaltige erfolglose Anstrengungen körperlich wie geistig erschöpft, starb eines doch noch immer sehr unerwarteten Todes am 20. Januar 1745.

An seinen Namen, sein Leben, so schwach er an eigenen Streit-

kräften sein mochte, knüpfte sich die Idee des von Österreich losgerissenen Kaisertums, das Friedrich begründet und aufrechtzuerhalten entschlossen war. Wäre Karl VII. acht Monate früher gestorben, so hätte die Politik Friedrichs eine ganz andere werden müssen; er würde keinen Anlaß gehabt haben, zu den Waffen zu greifen. Daß nun aber, nachdem der Krieg begonnen und, was noch mehr ist, nicht nach Wunsch gegangen war, die Persönlichkeit verschwand, die den allezeit verehrten kaiserlichen Namen trug und auf die sich alle Pläne bezogen, zu deren Gunsten der Krieg unternommen worden, war ein empfindliches und tief eingreifendes Mißgeschick.

Der Gedanke, den Sohn des Verstorbenen an dessen Stelle zu setzen, konnte einen Augenblick die Köpfe beschäftigen, ließ sich aber doch nicht ausführen. Dieser junge Fürst, „ein frommes Kind", wie ihn Seckendorf nannte, war persönlich viel zu unbedeutend, zu unselbständig, um ernstlich in Betracht zu kommen. Auch hatten die Franzosen an und für sich keine Neigung, ihn zu befördern. Der erste Eindruck, den die Nachricht von dem Tode des Kaisers in Paris machte, war vielmehr der, daß man diesen Verlust nicht eben sehr bedauerte. Hof und Land fühlten sich von einer Verpflichtung frei, welche in den letzten Jahren sehr lästig geworden war, und wollten keine ähnliche mit dem Nachfolger eingehen.

Dabei zwar blieben sie, daß sie den jungen Kurfürsten im Besitz seiner Erblande aufrechterhalten, oder vielmehr erst recht in Besitz derselben setzen wollten; die kriegerischen Entwürfe, deren wir gedacht haben, sollten unter ihm so gut wie unter dem Vater ausgeführt werden, an Geldunterstützung ließen sie es nicht fehlen; aber Mangel an Nachdruck und mancherlei Unglück wirkten zusammen, um abermals alles unnütz zu machen.

Es war schon ein unangenehmer Zwischenfall, daß Marschall Belleisle bereits vorher auf dem Wege von Kassel nach Berlin, den er, obgleich gewarnt, auch durch hannoversches Gebiet nehmen zu können glaubte, sowie er dies betrat, in Elbingerode angehalten und als Kriegsgefangener nach Hannover gebracht worden war, von wo man ihn später nach England hinüberführte. Belleisle kannte die Absichten seines Hofes, er hatte soeben mit den verbündeten deutschen Fürsten Rücksprache genommen; noch mehr aber lag darin, daß ihm eine natürliche Empfänglichkeit für die Ideen Friedrichs innewohnte; sie würden, wäre er noch in Berlin gewesen, die Schwierigkeiten, die aus dem Tode des Kaisers entsprangen, miteinander überlegt und wahrscheinlich einen wohl

zusammengreifenden Feldzugsplan entworfen haben, welchen durchzuführen Belleisle seinen persönlichen Eifer eingesetzt hätte. Friedrich dachte einen Augenblick, Rothenburg wieder nach Versailles gehen zu lassen, aber auch dort waren die persönlichen Verhältnisse sehr verändert, so daß er schwerlich viel ausgerichtet haben würde.

Der Bevollmächtigte, welchen die Franzosen an Belleisles Stelle schickten, ein Chevalier Courten, brachte die wunderlichsten Entwürfe des französischen Ministeriums mit, unter andern die Aufforderung zu einem neuen Anfall auf Mähren, der politisch keinen Zweck hatte und militärisch unausführbar war; Courten war wenigstens der Mann nicht, etwas Haltbares an die Stelle dieser Träume zu setzen.

An ein eigentliches Zusammenwirken an bestimmten Orten, oder wenigstens zu bestimmten Zeiten, war aus diesem und manchen anderen Gründen hierauf nicht mehr zu denken. Hätten die Franzosen nur wenigstens Bayern behauptet! Aber gar bald mußte man hier eine entscheidende Katastrophe erleben.

Alles ging davon aus, daß der Anführer der an die Lahn vorgeschobenen Heeresabteilung, jener Maillebois, in dem die Deutschen nur einen aufgeblasenen und übermütigen Pariser Gecken erkennen wollten (wie oft hatte er den Kaiser schnöde behandelt!), entweder wirklich zu schwach war oder doch den Mut nicht fühlte, die aus den Niederlanden unter dem Herzog von Arenberg heranrückenden verbündeten Truppen zu erwarten. Die Stellung, die er verließ, war darum so wichtig, weil sie Hessen deckte, das jetzt den lebhaftesten Anteil an der französisch-bayerischen Sache nahm. Der Rückzug der Franzosen setzte das Land den Gewalttätigkeiten der arenbergischen Truppen aus, und der Prinz-Statthalter hielt für notwendig, für sich selber zu sorgen und mit dem Anführer eine seine Landschaft sichernde Abkunft zu treffen. Er zog in Betracht, daß die Union ohnehin durch den Tod Kaiser Karls VII. aufgelöst sei, und versprach, daß die hessischen Truppen, die sich mit dem kaiserlichen Heere in Bayern befanden, dort wenigstens an keinem Angriffe Anteil nehmen, sondern sich ruhig in ihren Quartieren halten sollten. Durch die französischen Subsidien achtete er sich nicht verpflichtet, ein System fortzusetzen, welches Verderben über sein Land bringen konnte. Aber die Wirkung dieser Abkunft ward nun für Bayern selbst entscheidend. Nicht allein, daß an keine Bewegung gegen Österreich weiter zu denken war, sondern das ganze dort versammelte Heer ward in sich selber irre. Die jetzt wieder hervorbrechenden Österreicher unter Bathiany und Bernclau

richteten ihre Anfälle gerade gegen die von den Hessen besetzten Plätze, entrissen ihnen Vilshofen (28. März) und drängten sie über die Isar zurück, wie man denken kann, ohne Mühe, da alles durch die veränderte Politik gelähmt war; der junge Kurfürst fand sich genötigt, wie zwei Jahre früher sein Vater, München zu verlassen und eine Zuflucht in Augsburg zu suchen; man sah voraus, daß er bald Frieden werde schließen müssen.

Dahin kam es in rascher Folge. Der Kaiser tot, sein Sohn aufs neue seines Erblandes beraubt; die Union entweder nicht zustande gekommen oder, soweit sie dies war, wieder zertrümmert; die Kriegführung der Franzosen so mangelhaft und für die deutschen Dinge unausträglich wie jemals. Es mag gut sein für Frankreich, sagt Friedrich, daß es Flandern erobert, für Preußen ist das ohne Bedeutung. Der König sah sich ganz auf sich selber angewiesen.

Und in diesem Moment erhoben sich nun seine Feinde energischer als je.

In Deutschland erwachten alle Abneigungen gegen den preußischen Namen und alle alten Sympathien mit dem Hause Österreich. Man wünschte das Kaisertum wieder an das Haus Österreich zurückkehren, oder vielmehr an das nun mit jenem identifizierte Haus Lothringen kommen zu sehen. Daß Friedrich sich mit den Franzosen verbündet hatte, gewährte ihm keine Erleichterung und erweckte ihm, denn allenthalben war ihre Gegenwart verhaßt, den Widerwillen der deutschen Bevölkerung. In den höheren Kreisen hatte sein unerwartetes Kriegsunternehmen, dessen Motive die meisten nicht einsahen, niemand anerkannte, das man nur einem schrankenlosen Ehrgeiz zuschrieb, der immer nach mehr trachte, einen Unwillen hervorgerufen, der sich selber höchst gerechtfertigt erschien. Der Haß der natürlichen Gegner fand allenthalben Rückhalt und Beifall und sann um so entschlossener auf sein Verderben.

Man sah das zunächst an dem Bezeigen von Sachsen.

Die Meinung der Franzosen war, der Kandidatur des Großherzogs von Toskana die Bewerbung des Kurfürsten von Sachsen entgegenzusetzen. So schwer es dem König von Preußen auch wurde, denn daß die kaiserliche Macht in den Händen eines eifersüchtigen Nachbarn ihm nicht förderlich sein werde, konnte ihm nicht entgehen, so fand er sich doch in den Vorschlag; als der französische Gesandte Valori sich nach Dresden begab, um die Sache in Gang zu setzen, hat er ihm wohl in der Aufregung eines lebendigen Gesprächs gesagt, er werde sich Altäre verdienen, wenn er dieselbe durchführe. Auch fehlte es in Dresden damals so wenig wie früher an dem Wunsche, diese Krone zu erlangen; König und Königin wie

die Minister schmeichelten sich damit. Große Schwierigkeiten machte der Besitz des polnischen Thrones, doch hielt man nicht für unmöglich, sie zu beseitigen, auch hätte sich der Dresdner Hof mit dem französischen Hof leicht verständigt; daß dies aber geschähe, solange Frankreich mit England Krieg führte, daß er sich in dem damaligen Augenblicke wieder mit Preußen vereinbaren sollte, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Schon hatte Sachsen, auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortschreitend, seine Verbindungen nach den anderen Seiten hin immer bestimmter fixiert.

Am 8. Januar 1745 ward zwischen August III., den beiden Seemächten und der Königin zu Warschau ein Bund geschlossen, der auch auf die deutschen Angelegenheiten unmittelbar Beziehung hatte. Die Königin und beide Könige, alle drei Kurfürsten versprechen einander in den geheimen Artikeln desselben, an dem Reichstage gemeinschaftliche Sache zu machen, wie das ihrem und zugleich dem Interesse von Holland am angemessensten sei. Sie wollen untereinander und zugleich mit andern Reichsständen, hauptsächlich aber mit den drei geistlichen Kurfürsten, solche Maßregeln nehmen, welche sie für die Ruhe und Sicherheit von Deutschland nötig erachten. Namentlich verspricht Sachsen, zur Verteidigung von Böhmen 30 000 Mann ins Feld zu stellen, wogegen es 150 000 Pfd. Sterling, zu einem Drittel von Holland, die beiden übrigen von England beziehen sollte. Ein Verhältnis der Truppenzahl und der Summe der Subsidien, welches man als sehr ungünstig für Sachsen bezeichnen würde, wenn man nicht wüßte, daß ihm noch ganz andere Aussichten eröffnet wurden.

Nicht auf die Verteidigung von Böhmen allein nämlich war es abgesehen, sondern auf die Eroberung von Schlesien. König August III. war darin nicht viel minder eifrig als die Königin selbst. Er riet ihr, lieber Friede mit Frankreich und Bayern zu machen und alle Kräfte anzustrengen, um zunächst seinen gefährlichen kriegsmächtigen Nachbar zu überwältigen. Überaus merkwürdig sind die Unterhandlungen, welche im Laufe des Winters zwischen den beiden Höfen gepflogen wurden.

Die Forderungen, welche Sachsen für eine Korporation gegen Schlesien aufstellte, waren besonders zwei: die eine minder bedeutend, wiewohl auch für die Königin keineswegs bequem, die Übertragung der alten böhmischen Lehnsherrlichkeit über Schwarzburg, Reuß und Schönburg auf den sächsischen Hof, die andere aber von der größten Wichtigkeit, die Abtretung der drei Herzog-

tümer Jauer, Sagan und Glogau, um die so lange gewünschte Verbindung zwischen Polen und Sachsen zu gewinnen.

Die Königin fühlte sich nicht geneigt, darauf einzugehen, denn eben auf die Durchführung der Pragmatischen Sanktion komme es an, sie wollte Schlesien ungeschmälert haben; allein sie erklärte, sie sei bereit, dem Hause Sachsen eine Vergrößerung aus dem eigentlich feindlichen Gebiete zu versichern: die Übertragung namentlich der preußischen Besitzungen in der Lausitz, sowie des Herzogtums Krossen mit Züllichau, zur unmittelbaren Verbindung mit Polen.

Der Grund, den sie anführt, ließ sich hören; es war dieser: wenn man den König von Preußen dahin bringe, daß er Schlesien aufgebe, so müsse er so weit niedergekämpft werden, daß man ihm auch noch größere Abtretungen auferlegen könne.

Ebendies war der Sinn der sächsischen Politik. Wir wollen keine moralische Anklage daraus machen, aber ein auffallender Gegensatz ist es doch, daß, indem der König von Preußen nach langem Bedenken sich überwand, dem Kurfürsten von Sachsen seine Stimme zur Kaiserwahl anzubieten, dieser dagegen sich in Plänen bewegte, die auf eine Zerstörung des preußischen Staatswesens hinzielten. Die Entwürfe wurden wieder aufgenommen, die im Jahre 1741 an allen Höfen erwogen worden waren.

Sachsen und Österreich hofften auf eine Teilnahme nicht allein von England, sondern auch von Rußland.

In St. Petersburg gab es wenigstens eine mächtige Partei, welche in Preußen bei weitem mehr einen Gegner als einen Freund sah. Der Großkanzler Bestuchef erklärte es für den größten Staatsfehler, welcher von Rußland begangen worden, daß es den Einrichtungen Friedrich Wilhelms I. nicht entgegengetreten sei, ihn nicht gehindert habe, eine Armee von ungefähr 30 000 Mann, die er gefunden, auf 80 000 Mann zu vermehren. Aber noch größer sei der Fehler der letzten Jahre, daß man die Eroberung von Schlesien zugegeben und dadurch eine Vermehrung der preußischen Armee auf 140 000 Mann habe möglich werden lassen. Was der russische Hof früher selbst gewünscht, die Vermählung einer preußischen Prinzessin nach Schweden, bezeichnete jetzt Bestuchef als einen Kunstgriff Friedrichs, der nun dort durch seine Schwester auf die Herstellung der monarchischen Gewalt arbeiten lasse, um sich derselben zum Widerstand gegen Rußland zu bedienen; auch in Polen verschaffte er sich eine Partei. Wahres und Falsches wurde vermischt, um Eindruck bei der Kaiserin Elisabeth zu machen, die nicht mehr unempfänglich dafür war. Ihre ursprünglich für Frank-

reich und Preußen günstige Stimmung war dadurch verändert, daß eine Depesche des französischen Gesandten Chetardie, worin er von ihrer Vergnügungssucht und Arbeitsscheu in abschätzigen Worten sprach und ein sehr unvorteilhaftes Bild des russischen Hofes entwarf, aufgefangen und von den Feinden der französischen Allianz der Kaiserin vorgelegt wurde. Die Verdienste, die sich Chetardie jemals um sie erworben hatte, gerieten hierauf in Vergessenheit; Elisabeth war sehr geneigt, die äußeren Bezeigungen der Unzufriedenheit, welche der Marquis Botta erhielt, für eine hinreichende Genugtuung zu nehmen, und es ist kein Zweifel, daß die Ungunst, welche die Franzosen traf, sich auch auf den Verbündeten derselben, den König von Preußen erstreckte, dem man ähnliche Äußerungen zuschrieb. Die verbündeten Höfe hofften, sie vollends auf ihre Seite zu ziehen, wenn sie mit ein paar Millionen ihre persönlichen Vergeudungen unterstützten und durch Eroberungsaussichten den von ihrem Vater auf sie vererbten Ehrgeiz befriedigen könnten.

Der Plan, den sie vorlegten, war sehr umfassend. Rußland sollte mit einer Macht von 40 000 Mann regelmäßiger und einer Anzahl undisziplinierten Truppen an einem allgemeinen Anfall auf die preußischen Lande teilnehmen und seine Waffen zunächst gegen Ostpreußen richten und es erobern. Leicht werde es dasselbe mit der Republik Polen gegen einige seinen Grenzen näher gelegene Distrikte austauschen können. Schlesien sollte an Österreich, Krossen und Züllichau nebst den lausitzischen Besitzungen an Sachsen kommen; auch das Herzogtum Magdeburg wollte man zur Teilungsmasse heranziehen. Soviel wir sehen, machte Österreich selbst einigen Anspruch darauf und wollte nur den Saalkreis an Sachsen geben; ein anderer Teil davon sollte mit Hannover verbunden werden. Da man, um den Frieden mit Bayern zustande zu bringen, die von der Pfalz an dieses Land zu machenden Abtretungen mit Kleve vergüten wollte, wie wenig wäre dem Hause Brandenburg übriggeblieben! Auch das aber, was ihm allenfalls bleiben sollte, wollte man sequestrieren, um die Seemächte für die Geldopfer, die man ihnen anmutete, zu entschädigen.

Es ist nicht deutlich, wo eigentlich dieser Plan ersonnen worden ist. Maria Theresia sagte, von ihr rühre er nicht her, doch scheine er sehr geeignet, den vorgesetzten Zweck zu erreichen.

Daß man Rußlands dabei noch nicht sicher war, ergibt sich daher, daß man, wie gesagt, darauf dachte, die Kaiserin Elisabeth durch ein Geschenk von 2 Millionen Rubel zu gewinnen.

Georg II., der jetzt für die Zurückeroberung von Schlesien war, ist in dem Gespräch mit dem österreichischen Gesandten so weit gegangen, auszusprechen, daß man den König Friedrich von Preußen in die Reichsacht erklären und den ältesten Bruder desselben an seiner Stelle zum Kurfürsten ernennen solle. Auch ihm aber kann jener Plan doch schwerlich zugeschrieben werden. Robinson erstaunte, als er den Entwurf zu Gesicht bekam; er führte dagegen das einleuchtende Argument an, daß in England niemand gemeint sein könne, das altprotestantische Preußen unter die Herrschaft des katholischen Polen zurückzubringen; er schien ihm barock und kaum mitteilbar. Wir werden der Bewegungen gedenken, durch welche Lord Carteret seine Stelle in dem englischen Ministerium verloren hatte; sein Nachfolger, Lord Harrington, war noch bei weitem weniger geneigt, auf so abenteuerliche Entwürfe einzugehen, als jener es hätte sein können: er wies diesen Plan mit der größten Entschiedenheit von sich.

Ich denke, so würde er geantwortet haben, wenn er auch nicht bereits in Unterhandlungen mit Preußen gestanden hätte. Aus den nämlichen Gründen war der ähnliche Plan des Jahres 1741 verworfen worden.

Dagegen aber, daß Sachsen und Österreich sich zu einem Angriff auf Schlesien, der in dem Traktat von Warschau vielmehr vorgesehen war, vereinigten, konnte auch er sich nicht mit Entschiedenheit setzen. Die meisten Engländer hielten dafür, daß die Behauptung Friedrichs, er habe dem Kaiser nur Auxiliarvölker zugeführt, wobei der Friede von Breslau bestehen könne, unhaltbar sei; der Friede schien ihm wirklich gebrochen und damit auch die englische Garantie desselben erledigt.

Nachdem der Plan, der auf eine allgemeine Kooperation zielte, zurückgewiesen war, blieb es doch dabei, daß Sachsen und Österreich ihren besonderen ausführten, zu dem auch die Seemächte insofern beitrugen, als der Krieg mit ihren Subsidien geführt wurde. Sie hofften, auch so dem König von Preußen die schwersten Verluste beizubringen, und waren nur über die Teilung der Beute so schwierig.

In Dresden kam man noch zuweilen mit den unerwartetsten Absichten hervor. Man erneuerte die Behauptung, daß, wenn der Großherzog von Toskana Kaiser werden wolle, er auch ein Land eigentümlich besitzen müsse, und schlug vor, zwar Schlesien für ihn zu erobern, allein alsdann jene drei Herzogtümer zugunsten Sachsens davon zu trennen. Oder man zog in Betracht, daß trotz

aller Anstrengungen Schlesien wohl auch am Ende nicht erobert werden dürfte; dann möge der Großherzog in den Besitz von Böhmen gesetzt, von diesem Königreich aber ein wohlgelegener Landstrich, etwa drei Kreise, für Sachsen abgezweigt werden.

Es läßt sich denken, daß die Königin, ihrer ganzen Gesinnung und Stellung nach, weder auf das eine noch auf das andere eingehen wollte. Ihr Gemahl schien ihr, als Korregent in den deutschen Erblanden, vollkommen befähigt, die kaiserliche Krone zu tragen. Dies und ähnliches ward zurückgewiesen. Der Vertrag, zu dem man sich endlich, am 3. Mai, wirklich vereinigt hat, ist aber noch immer überaus weitaussehend.

Man setzte darin drei verschiedene Grade des Unterliegens der preußischen Waffen und der Abtretungen fest, zu denen man den König Friedrich nötigen wollte.

In dem besten Falle hielt man es für möglich, das Herzogtum Magdeburg, in einem minder günstigen wenigstens den Saalkreis dieses Herzogtums für Sachsen zu gewinnen; in einem noch weniger den Wünschen entsprechenden wollte Sachsen sich mit Krossen, Züllichau, den lausitzischen Lehen von Böhmen, wozu auch Storkow und Beeskow gehörten, begnügen, die dann, mit Schwiebus zusammen, eine sehr ansehnliche Vergrößerung ausgemacht und jene unmittelbare Verbindung mit Polen bewirkt hätten.

Nur zu diesem e i n e n Zugeständnis, den Kreis Schwiebus abzweigen und an Sachsen kommen zu lassen, war die Königin zu bringen gewesen. Übrigens aber müsse das ganze obere und niedere Schlesien, sowie die Grafschaft Glatz unter ihre Herrschaft zurückkehren.

Eines Falles, über welchen früher immer unterhandelt worden, daß man Schlesien überhaupt nicht erobern werde, gedachte man diesmal nicht. So gewiß glaubte man sich des Sieges und des Verderbens des Königs.

Was zu dieser Sicherheit vorzüglich beitrug, war die Beruhigung Bayerns durch den Frieden zu Füssen, am 22. April.

Es ist unleugbar, daß dieser Friede von einer Partei, die sich des Kurfürsten bemächtigt hatte, befördert worden ist, und gewiß hätte sich der alte Seckendorf, der den Krieg so lange geführt, nun nicht beeifern sollen, den Frieden zu unterhandeln. Das aber muß man auch zugestehen, daß Maximilian Joseph in einer hoffnungslosen Lage war und keine Wahl hatte, als sich, wie sein Großvater, ganz und gar in die Arme von Frankreich zu werfen

oder den Frieden anzunehmen, den Österreich schon seit einiger Zeit anbot. Er gab darin die Ansprüche auf, die eine so große Bewegung in der Welt hervorgebracht hatten, aber er empfing sein Land zurück.

Daß sich Maria Theresia zu dieser Rückgabe entschloß, war auch ein Ereignis. Der junge Kurfürst versprach dagegen dem Großherzog seine Stimme, aber überdies konnte sie nun auch ihre ganze Kraft auf die Eroberung von Schlesien richten.

Viertes Kapitel.

Feldzug in Schlesien, im Frühjahr 1745.

Am 15. März ging Friedrich, nachdem er noch die beiden vorhergehenden Tage viel in Gesellschaft seiner Mutter gewesen war, aus Berlin zur Armee ab; in seinem Wagen befanden sich Rothenburg, Wartensleben und Prinz Ferdinand von Braunschweig; General Bork und ein anderer Adjutant folgten. Kardinal Sinzendorf und ein großer Teil des schlesischen Adels erwarteten ihn, als er am 17. nachmittags in Breslau ankam und im Schellenbergischen Hause abstieg.

Daß der Adel und der katholische Klerus durch die wieder erscheinende Möglichkeit einer Rückkehr unter das österreichische Zepter nicht sollten berührt worden sein, läßt sich nicht annehmen; dagegen waren Bürger und Bauern, ohne Unterschied der Religion, gut preußisch gesinnt. Ich finde nichts Näheres von dem, was ein Reisender erzählt, daß während der Anwesenheit der Österreicher in der Grafschaft Glatz der gemeine Mann freiwillig Geld unter sich ausgeschrieben habe, um es dem König von Preußen darzubieten, doch zeigt es die Ansicht, die man von der Gesinnung des Landes überhaupt hegte.

In der Armee hatte der letzte Feldzug doch einige Zweifel an dem Talent des Königs erweckt; man beschwerte sich, daß er auf niemand höre, die verdientesten Offiziere verletze, die Truppen nicht schone; viele einzelne klagten über den Verlust an Hab und Gut, den sie erlitten und der ihnen nicht erstattet werde. Friedrich versäumte nichts, um diese Verstimmung zu beseitigen: wie er denn z. B. den alten Dessauer niemals rücksichtsvoller behandelt hatte als jetzt in Neiße, wo er den Oberbefehl aus dessen Händen zurücknahm. Sein ganzes Bemühen war, die Armee vollständig und schlagfertig zu machen; vor dem Eifer und der Sorgfalt, die er hierbei in Beziehung auf Sachen und Personen entwickelte, dem Eindruck seiner Gegenwart, wich die Afterrede und der Tadel.

Noch waren, als er ins Feld ging, die Dinge nicht dahin gediehen, wohin sie, wie wir sahen, bald darauf kamen, und wir

wollen uns nicht dabei aufhalten, wo und wie sie zu seiner Kunde gelangten.

Die feindseligen Entwürfe der Höfe waren in das tiefste Geheimnis gehüllt; nur aus den Unternehmungen konnte er auf die Gedanken schließen; einen deutlichen Begriff davon hat er nie gewonnen. Schon der Gang der öffentlichen Ereignisse aber: der Rückzug von Maillebois, die Auflösung der Union, die Katastrophe von Bayern, ließ ihn die größten Widerwärtigkeiten erwarten. Die beiden Fürsten, die sich früher mit ihm gegen Österreich verbunden, Bayern und Sachsen, standen jetzt auf österreichischer Seite; der letzte mit aller möglichen Anstrengung. Friedrich hatte Unterhandlungen über einen Frieden mit England eröffnet, aber weder waren die Schritte, welche England tat, besonders nachdrücklich, noch zeigte die Königin, die damals wohl übelgenommen hat, wenn die Verwandten in ihren Briefen Friedensermahnungen einfließen ließen, sich im mindesten geneigt, darauf einzugehen. Rußland lehnte die Vermittlung ab, um welche es Friedrich ersuchte. Von Frankreich durfte er keine Unternehmung mehr erwarten, welche die seine erleichtert hätte. Von dieser Macht Subsidien zu verlangen, war Friedrich zu stolz, solange nicht die äußerste Not ihn dabei vor sich selber rechtfertigte; ein zu diesem Behuf schon verfaßtes Schreiben ließ er dann doch nicht abgehen. Er fürchtete die Pflicht, welche man ihm dagegen auferlegen werde, und lange konnte er die Hoffnung, auf andere Weise zu seinem Frieden zu gelangen, nicht aufgeben.

„Wir befinden uns“, sagt er in einem seiner Briefe am 29. März, „in einer großen Krisis; wenn wir durch die Vermittlung von England den Frieden nicht erlangen, so werden unsere Feinde von verschiedenen Seiten gegen mich hereinbrechen. Den Frieden kann ich nicht erzwingen; was den Krieg anbetrifft, so werde ich siegen, oder von uns allen wird niemand wieder nach Berlin kommen.“

Anfang April traf er Anstalt, daß wie früher eine Heeresabteilung gegen Sachsen aufgestellt wurde. „Hier“, fügte er bei der Erwähnung dieser Sache hinzu, „habe ich meine Truppen schon beisammen. Die Krankheiten hören auf, die Rekruten kommen an, in kurzer Zeit wird alles komplett sein. Das hindert nicht, daß wir nicht Frieden schließen könnten, aber niemand wird im entgegengesetzten Fall mich anklagen dürfen, meine Pflicht vernachlässigt zu haben.“

Es ist ewig denkwürdig, in welcher Stimmung und Sinnesweise der Fürst und Feldherr den Kampf, der ihm bevorstand, erwartete,

und wir mögen uns nicht versagen, noch einen Augenblick bei seinen Äußerungen zu verweilen.

Am 17. April schreibt Friedrich an Podewils: „Ich arbeite Tag und Nacht, um unsere Lage zu verbessern. Die Soldaten werden ihre Pflicht tun; es ist keiner unter uns, der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fußbreit Erde aufzugeben. Man muß uns einen guten Frieden gewähren, oder wir werden uns durch Wunder der Kühnheit übertreffen und die Feinde durch Überlegenheit zwingen, daß sie unsere Freundschaft suchen.“

Am 20. April: „Unsere Lage ist unangenehm und gewaltsam; doch ist mein Entschluß gefaßt: wenn wir schlagen müssen, so wollen wir es tun wie Verzweifelte. Niemals gab es eine größere Gefahr als die, worin ich mich befinde. Mag denn die Zeit diesen Knoten entwirren, oder das Schicksal, wenn es eins gibt, über das Ereignis entscheiden. Das Spiel, das ich spiele, ist so hoch, daß man den Ausgang nicht mit kaltem Blute ansehen kann. Tut Gelübde für die Rückkehr meines Glückssternes.“

Wie sehr erschrak Podewils, als Friedrich der Gefahren gedachte, denen Berlin wahrscheinlich ausgesetzt sein werde, und die vorläufige Anordnung traf, daß alsdann die Landesbehörden und die Kostbarkeiten der Silberkammer nach Magdeburg gebracht werden sollen; der königlichen Familie ließ er die Wahl, ob sie es vorziehe, sich eben dahin oder nach Stettin zurückzuziehen. Podewils hatte beim Beginn des Krieges den schlechtesten Ausgang gefürchtet; bei dem Abschied in Potsdam sagte er seinem Freunde Eichel, er besorge, die Periode des Falles beginne für das Haus Brandenburg, das schien sich ihm jetzt zu erfüllen; er sagt, das Haar habe sich ihm gesträubt. Er wußte am besten, daß es nicht voreilige Besorgnis war, worauf die Anordnung des Königs beruhte; soeben hatte er von ungünstigen Äußerungen des russischen Gesandten in Dresden zu melden.

„Ich begreife“, antwortet ihm Friedrich am 26. April, „daß ihr in Berlin unruhig werdet; ich habe das meiste von allen zu verlieren, doch bin ich ruhig und auf alles vorbereitet. Wenn die Sachsen am Einfalle in Schlesien teilnehmen und wir sie schlagen, so bin ich entschlossen, mich auf Sachsen zu stürzen. Für große Übel bedarf es großer Heilmittel; entweder ich will alles behaupten oder alles verlieren. Es ist wahr, daß die Abtrünnigkeit des russischen Hofes, aus so unerheblichen Gründen, nicht erwartet werden konnte, und viel Unglück kann uns begegnen; aber über zwei Jahre früher oder später sich bekümmern, verlohnt nicht der Mühe: nehmen die Sachen eine gute Wendung, so wird unsere

Lage sicherer und fester, als sie bisher gewesen ist. Haben wir uns nichts vorzuwerfen, so haben wir uns auch nicht zu grämen über unglückliche Ereignisse, welche alle Menschen treffen können.“

In diesem Augenblick traf erst die schlimmste Kunde ein: vom Frieden zu Füssen mit Ausschluß des Königs, über dessen Haupt allein sich nun die ganze Gefahr sammelte.

„Ich kann nichts darauf antworten“, sagt Friedrich, „als: es ist geschehen, was geschehen mußte. Mir bleibt nichts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Wenn alle meine Hilfsquellen und Unterhandlungen versagen, alle Konjunkturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehre, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Mein Ehrgeiz ist, daß ich mehr als ein anderer zur Vergrößerung meines Hauses getan, unter den gekrönten Häuptern von Europa eine große Rolle gespielt habe; mich dabei zu erhalten, ist gleichsam eine persönliche Pflicht, die ich erfüllen will, auf Kosten meines Glückes und meines Lebens. Ich habe keine Wahl mehr; ich will meine Macht behaupten, oder sie mag zugrunde gehen, und der preußische Name mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen zum Heil des Vaterlandes und zum Ruhme von Brandenburg. Es würde vergeblich sein, mir einen anderen Rat geben zu wollen. Welcher Schiffskapitän, der, nachdem alle seine Versuche, sich zu retten, vergeblich gewesen sind, hätte nicht den Mut, die Pulverkammer in Brand zu stecken, um den Feind so wenigstens noch in seiner Erwartung zu täuschen? Eine Frau, die Königin von Ungarn, ist nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien, ihre besten Provinzen besetzt waren; sollten wir nicht den Mut dieser Frau haben? Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann ein glücklicher Erfolg uns höher heben, als wir je gestanden.“

Podewils hatte die Besorgnisse entschuldigt, welche er hege, denn nicht für sich oder seine Habe, die nur wenig bedeute, fürchte er, sondern nur für den König. Aber er wisse, daß dessen Herz und Tapferkeit mit Hilfe der Vorsehung alles überwinden werde. Friedrich gab ihm das Zeugnis, daß er so viel tue, als überhaupt jemand von ihm erwarten könne; auf die Hilfe der Vorsehung wollte er sich nicht verweisen lassen. „Erfüllt Eure Pflicht von Eurer Seite, wie ich sie tue von der meinen; übrigens laßt die blinde Vorsehung entscheiden. Man soll weder unserer Klugheit noch unserer Tapferkeit etwas vorwerfen, sondern höchstens den Umständen, deren Gunst uns fehlt.“

„Ich bereite mich auf jedes Ereignis, das kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig sein oder ungünstig, das soll mich weder mutlos machen noch auch übermütig. Muß ich untergehen, so sei es mit Ruhm, und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglück, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden.“

Wäre Friedrich gläubig gewesen, so würde seine Hingebung einen Anflug der protestantischen Religiosität in sich getragen, sich seinem Volke leichter mitgeteilt haben. Aber er war fern davon und stand allein in seiner Gesinnung. Es gehört zur Anschauung seines Wesens, daß er keine Hilfe von irgendeiner Seite, selbst nicht vom Himmel erwartet, alle seine Kraft anstrengt, um der drohenden Gefahr zu begegnen, aber darauf gefaßt ist, vielleicht zu unterliegen. Er fürchtet nichts und hofft nichts; er lebt nur in dem Gefühl der Pflichterfüllung.

Man wird durch Friedrichs Äußerungen an die Sprüche erinnert, welche einst ein römischer Kaiser in seinem Feldlager gegen die Quaden aufgezeichnet hat. Allein was bei diesem Erinnerung aus Schule, Lektüre, Erfahrung, allgemein anwendbare Lehre ist, entspringt bei Friedrich inmitten eines großen politischen Kampfes, wo der Geist alle Kraft in sich selbst zusammennimmt; es hat weniger Methode, mehr eigentümliches Leben. Wir sehen einen germanischen Fürsten, in dem sich persönlicher und dynastischer Ehrgeiz, Heldenmut und Kriegstalent mit der Gesinnung der Stoiker verbinden. Wer wagt es, seinen Ehrgeiz zu tadeln? Es ist der großartigste, den ein Fürst haben kann, für sein Volk und seinen Staat eine vollkommene politische Unabhängigkeit zu gewinnen, eine Stelle, wo niemand in wirklicher Bedeutung über ihm ist. Seine Meinungen selbst, so tief sie in ihm wurzeln, sind doch nicht das reine Ergebnis seines Nachdenkens; sie werden zugleich von seiner allenthalben gefährdeten Lage, von dem Bedürfnis der unmittelbar notwendigen Tätigkeit herausgefordert.

Denn wenn man, sagt er, dem Geiste seine Freiheit behaupten will, so muß man den Ereignissen, die man doch nicht ändern könnte, mit Ruhe entgegensehen. „Ich habe unendlich gelitten, manchen Sieg über mich selbst gewinnen müssen, aber dem Himmel sei Dank, ich vermag es jetzt, mit kaltem Blute an den Anordnungen zu arbeiten, die ich treffen muß.“

Ganz andere Dinge als jene abenteuerliche Rettungsgeschichte

machen die Abtei Kamenz für Friedrichs Andenken unvergeßlich. Es war hier, daß er solche Betrachtungen anstellte, diese Festigkeit sich erstritt, indem doch sein ganzer Tag mit militärischen Besorgungen erfüllt war. Er hatte es für ratsam gehalten, seine Truppen zu beiden Seiten der Neiße, von wo er sie leicht gegen jede ernstlich bedrohte Stelle führen könne, in Kantonierungen zu verlegen: das Hauptquartier war einige Wochen lang in der Abtei. Man genoß des beginnenden Frühjahrs und freute sich an dem Anblick der in jeder Hinsicht wiederhergestellten mutvollen und schlachtbegierigen Armee. Prinz Ferdinand berechnet, daß an den 114 000 Mann, die der König überhaupt aufstelle, höchstens noch 1500 fehlen können. Die Kavallerie sei komplett und remontiert; die Infanterie ebenfalls vollständig, etwa die Regimenter ausgenommen, welche zur Garnison von Prag gehört haben, und auch für diese komme ein Rekrutentrupp nach dem andern an; man sehe die im vorigen Feldzug entlaufenen Deserteure zu ihren alten Fahnen zurückkehren; der Gesundheitszustand sei vortrefflich. Der König bemerkte mit Vergnügen, daß auch die Gesinnung sich wieder befestige. Die Gemüter der Offiziere seien auf den Ton gestimmt, wie er es wünsche; alles sei guten Mutes, voll Vertrauen; ein jeder werde seine Pflicht tun und mit seinem Blute bezahlen; in der Ehre des Staates sehe ein jeder auch seine besondere Ehre.

So war Fürst und Heer auf den großen Kampf vorbereitet, dessen Vorspiele nun schon an den Grenzpostierungen begannen.

In dem Oppelnschen Flecken Rosenberg ward ein preußischer Major von einer mehr als zehnfachen Übermacht feindlicher Husaren unter General Caroly angegriffen und nach tapferer Gegenwehr genötigt, zu kapitulieren. Hierauf brachen, in der bestimmten Absicht, Vergeltung auszuüben, die Preußen von Kosel und von Oppeln gegen die österreichischen Quartiere auf dem rechten Oderufer los, hoben sie auf oder sprengten die Truppen, die sie in offenem Felde fanden, auseinander. Fürs erste gewann die preußische Kavallerie das Übergewicht wieder, und gar manche eingetriebene Brandschatzung ward den Insurgenten wieder entrissen. General Caroly hatte sein Hauptquartier in einem Walde. Für ihn selber war ein Zelt da; seine Gefährten lagerten sich unter Bäumen oder unter freiem Himmel am Rand der Moräste.

Etwas besser diszipliniert waren die Scharen, welche Esterhazy gegen Jägerndorf heranführte. Was einst Marwitz auf eigene Hand beschlossen, hielt der König jetzt selbst für nötig; er befahl dem Markgrafen Karl, der mit 11 Bataillonen zu Fuß und 30 Schwadronen diesen Platz innehatte, zurückzukommen. Es gehört zu den



Friedrich der Große besichtigt in Begleitung des Prinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) und der Generale v. Ramin und v. Zieten das 1. Gardebataillon.

Nach einem Gemälde von Daniel Chodowiecki (1778).

berühmtesten Taten Ziethens, daß er sich mit einer mäßigen Begleitung durch alle die zahlreichen Feinde, welche die Defileen und engen Pässe zwischen der Armee und dem Markgrafen innehatten, seinen Weg zu diesem bahnte, um ihm den Befehl zu bringen. Manchem dieser Fremdlinge erschienen Ziethens Husaren so unerwartet, daß er sie für eine befreundete Schar hielt und leicht in ihre Gefangenschaft geriet. Aber bei weitem ernstlichere Schwierigkeiten bot nun der Rückzug des Markgrafen Karl dar. Die Österreicher hatten die waldbedeckten Höhen, zwischen denen der Weg, den er nehmen mußte, hindurchführte, mit zahlreichem Volk und an den geeignetsten Stellen mit Geschützen besetzt; sie dachten das Korps zu umringen und durch einen Angriff auf allen Seiten zu vernichten. So weit aber ließen es die Preußen nicht kommen. Sowie sich der Feind ihrer Nachhut näherte, kehrten sie um, warfen die erste und die eng daran geschlossene zweite Linie des Fußvolkes, ohne von ihrem Schießen gehindert zu werden, über den Haufen, sprengten auch die Kavallerie, die dem Fußvolk zu Hilfe kam, auseinander und zogen dann um so stolzer ihre Straße, mit allem ihrem Gepäck und Geschütz, das um einige österreichische Kanonen vermehrt worden war, ohne daß man sie weiter anzugreifen gewagt hätte. Die weißen Monturen von Ludwig Württemberg-Dragonern waren mit Blut gefärbt, denn das Handgemenge war ein starkes gewesen. Eine Waffentat, die der König hoch aufnahm; er urteilte, daß sein Vetter ein würdiger Enkel des großen Kurfürsten sei, und bezeigte den Offizieren im Angesicht der Armee seine Anerkennung ihres Verdienstes.

Noch an einer dritten Stelle, an den niederschlesischen Gebirgspässen, gab es unaufhörlich Lärmen. Die Schlesischen Bauern nahmen tätigen Anteil; wie oft haben sie gefangene Husaren eingebracht, oder, nachdem sie diese erschossen, wenigstens ihre Pferde, die man ihnen bezahlte. Endlich versuchten Nadasdys Ungarn, mit einigem Fußvolk verstärkt, einen ernstlichen Angriff auf Landshut. Sie trafen hier auf Winterfeldt, der, wie er sagt, mit Vergnügen ihre Bekanntschaft machte, obwohl sie ihrer 6000 Mann waren, er aber kaum über dritthalbtausend gebot. Sieben Stunden lang hielt er ihre mannigfaltigen und hartnäckigen Angriffe aus, mit ebensoviel Gewandtheit wie Tapferkeit und Nachdruck, bis ihm endlich ein neu ankommendes Regiment besseren Rückhalt gab, worauf die Feinde mit verdoppelter Kraft angegriffen und über die Berge zurückgejagt wurden. Die Verfolgung war auch hier sehr blutig; die Husaren wollten keinem Ungarn Quartier geben.

Nach dem ungünstigsten Eindruck, den der letzte Feldzug hinter-

lassen, gehörten diese Erfolge dazu, um in der Armee das volle Vertrauen zu sich selber zu erneuern.

Nun aber bereiteten sich diese Dinge allmählich zu der größeren Entscheidung.

Seit Anfang Mai sammelte sich die österreichische Hauptarmee bei Königingrätz unter dem Prinzen Karl. Sie wuchs nach und nach bis auf 70 000 Mann regelmäßiger und etwa 15 000 Mann unregelmäßiger Truppen zu Pferd und zu Fuß an. Bei den letzten finden wir nicht allein Grenzer von Maros und Donau, sondern auch Serben und Albanesen, Dalmatier zu Fuß, Jazygen und Cumanen und die Siebenbürger Insurrektionstruppen zu Pferd. Bei Jungbunzlau zogen sich indes die sächsischen Truppen unter dem Herzog von Weißenfels, gegen 30 000 Mann stark, zusammen. Am 21. Mai vereinigten sich die Sachsen und Österreicher bei Jaromirz, noch immer in Kantonnierungen; die österreichischen breiteten sich bis Neustadt, die sächsischen bis Königshof aus. Es waren die beiden Heere, deren Genossenschaft dem Feldzug in Böhmen eine so erwünschte Wendung gegeben hatte, jetzt um vieles stärker als früher, und ihr Plan der folgende.

Von Oberschlesien her sollte der König mit den zusammenwirkenden Heerhaufen Esterhazys und Carolys und der ihnen beigegebenen Generale angefallen werden; indem er dann seine Kräfte teile, wollte man mit der großen Armee auf ihn losgehen und ihm eine Schlacht liefern, wo man ihn finde; man rechnete darauf, ihn mit der bei weitem überlegenen Truppenzahl, die man zu haben glaubte, zu überwinden. Schon hatte man schwere Artillerie von Dresden nach Wittenberg geschafft; ein Teil der siegreichen Armee sollte durch die Lausitz nach der Mark vordringen; Ulanen waren von Warschau gegen die neumärkischen Grenzen auf dem Wege. Den Bewegungen in Schlesien sollte dergestalt ein Anfall von verschiedenen Seiten her auf die Marken zur Seite gehen, und das Schicksal von Preußen auf ewig entschieden werden.

Ohne von allen diesen Entwürfen Kunde zu haben, wünschte Friedrich nur, seine Feinde zu einem Schlachttag kommen zu sehen. Wenn er seine Lage überlegte, die Gefahr der mannigfaltigen Feindseligkeiten, die sich über ihn zu entladen drohten, so urteilte er, daß nichts ihn retten könne, als eine Schlacht. Er wußte wohl, daß man Unvorsichtigkeiten von ihm erwartete, um so mehr dachte er darauf, solche zu vermeiden. Er sagte, er wolle seinen Plan einem Condé und einem Turenne vorlegen, und sei gewiß, daß diese ihn billigen würden.

Am 25. Mai nahmen Österreicher und Sachsen eine entschiedene

Richtung nach dem Gebirgsübergang von Landshut, welches Winterfeldt, nachdem er es verteidigt, geräumt hatte; am 29. hatten Prinz Karl und der Herzog von Weißenfels daselbst ihr vereinigtes Quartier; noch immer trafen Verstärkungen bei ihnen ein; hie und da drangen ihre leichten Truppen schon hinüber.

Der König, der sich solange ruhig gehalten, bis er die Richtung der großen feindlichen Armee mit Sicherheit erkannte, verließ am 27. seine Kantonnierungen und schlug ein Lager bei Frankenstein auf; am 30. bezog er ein anderes, näher bei Reichenbach; am 1. Juni setzte er sich nach Schweidnitz hin in Bewegung: sein Lager nahm er in der Gegend von Jauernik, wo man das ganze Gebirge vor sich hat, über das der Feind herbeizuziehen im Begriff war.

Friedrich kümmerte sich in diesem Augenblick wenig um das Schicksal von Oberschlesien; er mußte erleben, daß eine der Festungen, auf deren Bau er soviel Wert legte, Kosel, noch ehe sie vollendet war, in feindliche Hände fiel, doch machte ihn dies nicht unruhig; er faßte ausschließend die vornehmste Macht der Verbündeten in das Auge, die sich nun über das Gebirge bewegte. Am 2. Juni hatte der Prinz sein Hauptquartier in Baumgarten, der Herzog in Bolkenhain; ihre Schlachtbegier ward durch die Nachricht von der Eroberung von Kosel und ein Gerücht, dem sie gern glaubten, daß der König im Begriff sei, sich zurückzuziehen, aufs neue angereizt; sie meinten ihre neuen Fahnen durch den Einzug in Breslau einzuweihen und sich in dieser Stadt für alle ihre Entbehrungen zu entschädigen.

Am Morgen des 3. versammelten sich die österreichischen und sächsischen Generale auf den Anhöhen von Hohenfriedberg und bestimmten die Gebirgsöffnungen, durch welche man hervorrücken wollte: gegen Mittag setzte sich das ganze Heer in acht Kolonnen in Marsch; die beiden Heerführer nahmen ihr Mittagsmahl auf einer jener Höhen ein und machten sich das Vergnügen, die verschiedenen Züge aus dem Gebirge hervorrücken zu sehen, alle zu gleicher Zeit, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, wie zu einem Feste.

Indem sie sich in Bewegung setzten, befand sich König Friedrich auf einer diesen Gebirgsausgängen gegenüberliegenden Anhöhe, bei Striegau; schon die beiden Tage vorher war er dahin gekommen, um die Feinde mit eigenen Augen zu beobachten. Endlich sah er sie, wie er wünschte, aus ihrem Lager anrücken; der aufsteigende Staub gab zu erkennen, welche Richtung sie nahmen; man konnte ihre Kolonnen, ihre Kavallerie und Infanterie unterscheiden und abnehmen, wohin ihr Weg sie führen werde. Er eilte nach seinem

Lager bei Jauernik, welchem für den nächsten Tag angesagt war, stehenzubleiben. Jetzt aber, sagte er, indem er vom Pferde stieg, sind sie, wo wir sie haben wollten; er befahl, daß die ganze Armee, Reiter, Fußvolk und Geschütz noch an dem nämlichen Tage, abends um 8 Uhr aufbrechen solle, um am andern Morgen dem Feind am Fuße der Gebirge zu begegnen.

Die Stunde war gekommen, die darüber entscheiden sollte, ob er Herr und Meister von Schlesien bleiben und die Stellung behaupten würde, die er mit diesem seinem Staate und Heere in Europa eingenommen hatte.

An jenem Abend war nun dies auf beiden Seiten die Gestalt der Dinge.

Zuerst kamen die Sachsen aus den Schluchten der Gebirge hervor und nahmen die linke Seite der bestimmten Stellungen ein, — von Rhonstock her bis an die waldbewachsenen Kuppen hin, die sich über die Ebene erheben; eine Höhe vor der Front, wahrscheinlich den sogenannten breiten Berg, besetzten sie noch in der beginnenden Nacht mit einigen Geschützen und ein paar Grenadierbataillonen. Auf der rechten Seite schlugen, etwas langsamer die Gebirge herabsteigend, die Österreicher ihr Lager in der Gegend von Hausdorf auf; die niedere Landschaft ist dort überall von Gräben durchschnitten oder von stehenden Gewässern erfüllt; sie brachten die Nacht beim Gewehr zu. Sie dachten am anderen Morgen Striegau zu nehmen und dem nach ihrer Meinung zurückweichenden König weiter nachzugehen.

Indem dies am Fuß des Gebirges geschah, schlug in dem Lager Friedrichs zur bestimmten Stunde der dumpfe Wirbel des Grenadierbattaillons Buddenbrock, und die Armee setzte sich in zwei Kolonnen gegen Striegau hin in Marsch. Die erste kam um 12 Uhr daselbst an, die zweite, die einen ziemlich unbequemen Übergang über das Freiburger Wasser zu machen hatte, um 2 Uhr; sowie der Morgen graute, versammelten sich die Generale und Generalleutnants um den König, der, in seinen Mantel gehüllt, ein wenig geruht hatte, um seine Anweisungen zu empfangen. Ein künstlich zusammengesetzter Plan ward hier nicht verabredet; jeder kannte seine Stelle in der Schlachtordnung; der König sagte nur, daß der Angriff zunächst gegen den linken Flügel des Feindes gerichtet werden solle, und zwar sukzessiv durch Brigaden, die einander gegenseitig zu unterstützen hätten. Die Sachsen und Österreicher waren gekommen, um den König durch das Gewicht ihrer vereinigten Übermacht zu erdrücken; dessen Gedanke war, ehe sie es erwarteten, sie in ihrem Feldlager aufzusuchen, zuerst die Sachsen

zu schlagen, dann auf die Österreicher loszugehen. Man hat in der Armee gesagt, seine Absicht sei gewesen, sie voneinander zu trennen; das heißt jedoch nichts weiter, als daß er erst den einen, dann den anderen Teil anzugreifen gedachte.

Am Morgen um 4 Uhr erschallten die ersten Kanonenschüsse. Dumoulin, der in der Nacht mit der Avantgarde in unmittelbarster Nähe der Sachsen eine Stellung genommen hatte, warf dieselben von der Anhöhe vor ihrer Front bei Pilgramshain herab und pflanzte seine Kanonen an der Stelle der ihren auf. Indem sich die Sachsen zum Widerstand anschickten, wurden sie von der mit der Avantgarde vereinigten ersten Brigade des rechten Flügels ernstlich angegriffen. Sie begegneten den Preußen mit Nachdruck und ein paarmal mit Erfolg. Aber diese waren ihnen an Zucht und Übung bei weitem überlegen; an ihrer Spitze fochten der feurige Rothenburg, der gedankenvolle Stille, der mit Besonnenheit kühne Winterfeldt. „Wären Sie dabei gewesen“, schreibt Stille einem Freunde, „so würden Sie die Vereinigung von Mut und Tapferkeit in unseren Truppen bewundert haben. Die Reiterei kam dem Fußvolk mehr als einmal in den Weg, aber sie wußten sich auf das geschwindeste wieder auseinander zu wickeln; in wenig Minuten sahen wir die Reiter in zwei Linien aufgestellt und die Infanterie der zweiten Linie, welche der ersten zuvorgekommen, bereits im Gefecht begriffen. Die Sachsen wurden aus ihren Stellungen bei Pilgramshain und aus dem Orte selbst verjagt.“

Indessen hatten die folgenden Regimenter der Linie eine andere Schwierigkeit zu überwinden, welche daher rührte, daß die Armee, durch die Wachtfeuer verführt, ihre Richtung ursprünglich zu weit nach links genommen hatte; da nun der rechte Flügel, weiter nach rechts gewendet, mit Ungestüm vordrang, konnte die Linie nur mit großer Schwierigkeit sich bilden. Es mußte in vollem Laufe geschehen, auf unebenem Boden, so daß zuweilen große Zwischenräume entstanden und die Bataillone, indem sie sich den im Fortrücken begriffenen anschlossen, nicht selten eine ihrer Flanken entblößt sahen, im Angesicht des nun in der ganzen Breite seiner Aufstellung in Bewegung kommenden Feindes. Der französische Gesandte, ein alter Kriegsmann, erstaunte über die Unverdrossenheit, Raschheit und Ordnung, welche die Infanterie an den Tag legte. Friedrich mußte eins der gefährlichsten Manöver ausführen, vor dem jeder methodische Heerführer erschrecken würde; diesmal unvermeidlich, eher um einen begangenen Irrtum gutzumachen, als aus freier Wahl. Die Selbstbeherrschung, die er gewonnen hatte, war nicht bloß theoretischer Art: man sah ihn nur mit den

Mitteln des Sieges beschäftigt, nicht mit den möglichen Folgen; er erkannte die Gefahr seiner Lage und bestand sie mit kaltblütiger Gelassenheit.

Kaum aber war man einigermaßen in Ordnung, so entzündete sich auch schon der Kampf in aller Form, besonders in der Mitte der Aufstellung, wo einige österreichische Regimenter an der Seite der Sachsen fochten. Zuweilen, wo sie stärker waren, drangen sie vor, bis sie in den Bereich der preußischen Geschütze gerieten, welche sie dann mit dem größten Verluste zurücktrieben. Meistens aber bewegten sich die Preußen vorwärts, auch da, wo ihre Feinde Zäune und Hecken, Gebüsch und Moräste vor sich hatten. Hie und da haben die Reiterregimenter erst große Feldzäune wegräumen müssen, ehe sie an den Feind kommen konnten. Als die Infanteriebrigade des Prinzen Moritz bei einer Waldlücke, welche die Wiesen in den Gebüschen machten, vorüberkam, empfing sie die volle Ladung einer Batterie, die jenseit derselben aufgestellt war. Der Kommandeur Bonin ließ die Brigade schwenken und geradezu über die Wiese auf die Sachsen losrücken. Da sie ihre Kanonen über die Gräben nicht mit fortbringen konnte, so stutzte sie einen Augenblick, und der Erfolg konnte zweifelhaft scheinen, als der Prinz von Preußen ankam, dessen „Marsch“ mit freudigem Zuruf erwidert wurde. Ohne lange zu schießen, drangen die Regimenter auf den Feind ein und warfen ihn über den Haufen; ein sächsischer Offizier ward, indem er eben eine Kanone abfeuern wollte, mit dem Bajonett in den Leib gestoßen und getötet. — Ein so lebhaftes Feuer aus Kanonen und kleinem Gewehr war weder bei Mollwitz noch bei Chotusitz gehört worden. Der Morgen war windstill, und nur langsam zerteilte sich der Rauch über dem Schlachtfelde. Die Berge schienen zu zittern. In Pilgramshain versöhnten unter den Bäumen eines Gartens die Einwohner ihre kleinen Zwistigkeiten bei dem Donner der Geschütze und dem Sausen der über sie weggehenden Kugeln. — Gegen 7 Uhr war der linke Flügel bis nach dem Zentrum allenthalben geschlagen. Dichte Leichenhaufen bezeugten von Stelle zu Stelle die Heftigkeit des Widerstandes, den die Sachsen geleistet hatten.

Noch aber stand die Hauptmacht der Österreicher unbesiegt im Felde; Prinz Karl hegte die Hoffnung, die Schlacht wiederherzustellen, wenn es ihm gelinge, den Preußen in ihre Flanke zu fallen. Mit Fußvolk und Reiterei setzte er sich gegen das Dorf Thomaswaldau in Bewegung, das diese indes besetzt hatten. Der Anlauf seiner Reiterei war nicht sehr glücklich: sie wurde von den Geschützen des Dorfes begrüßt und geriet an einer anderen Stelle in

ein morastiges Bruchland; wo es zu einem Zusammentreffen zwischen den beiderseitigen Kürassieren kam, gewann Nassau an der Spitze der preußischen ein entschiedenes Übergewicht. Das österreichische Fußvolk dagegen, von Leopold Daun angeführt, bei welchem auch eine Anzahl nicht zurückgegangener preußischer Deserteure diente, war in der Tat eine Zeitlang im Vorteil. Die Grenadiere waren in den Gräben postiert; die vorrückenden Preußen, die nur eben erst ihre Linie so weit ausgedehnt hatten, wurden mit einem wohlunterhaltenen Kleingewehrfeuer und einem Hagel von Kartätschen empfangen. Die Regimenter Braunschweig-Bevern, Hacke, Schlichting und ein Bataillon Einsiedel litten ungeheure Verluste. „Wir haben", sagt ein Offizier des ersten, „500 Blessirte, 200 Todte vom Regiment bekommen, der Oberst, ein Major, fünf Capitäns, elf Subalternen sind verwundet; es ist eine Gnade Gottes, daß unsere Bursche Stand gehalten und ungeachtet des unbeschreiblichen Feuerns nicht haben können zum Weichen gebracht werden." Doch hätte dies geschehen müssen, oder sie wären vernichtet worden, wäre ihnen nicht endlich Hilfe gekommen. Es war das Dragonerregiment Baireuth, vom General Geßler geführt, das sich hier einen unvergänglichen Namen machte. Die Dragoner nahmen ihren Anlauf mitten durch die Lücken des Fußvolkes; der Zustand ihrer Kameraden, die so oft neben ihnen gefochten, setzte sie in verdoppelte Wut; sie fielen auf die österreichische Infanterie, die nun schon, durch den Widerstand, den sie gefunden, ermüdet und durch die Niederlage der Sachsen erschreckt war, und warfen sie sofort über den Haufen. Einige österreichische Reitergeschwader wollten den Geworfenen zu Hilfe kommen, aber die Generalsalve, die sie den ansprengenden Preußen gaben, hatte auf diese keine Wirkung, und vor der blanken Waffe wichen sie selber zurück. So übel zugerichtet die Regimenter Hacke und Bevern waren, so setzten sie sich jetzt doch nochmals herzhaft in Bewegung, um den Verlust, den sie erlitten, an den Österreichern zu rächen; sie hatten weder Kugeln noch Patronen mehr; vor ihrem gefällten Bajonett aber wichen die letzten Reste der feindlichen Schlachtreihe zurück. Gegen 8 Uhr des Morgens waren die Preußen allenthalben Meister des Schlachtfeldes. Um nicht den Rückzug in eine Flucht ausarten zu lassen, besetzte der Herzog von Lothringen, der sich hiebei persönlich nicht schonte und beinahe gefangen worden wäre, die Höhen von Hohenfriedberg; es entspann sich eine Kanonade, die bis nach Mittag dauerte, um welche Zeit alles sich nach den Gebirgen hinaufzog. Der König hatte Erfrischungen zur Stelle bringen lassen, die den Ermüdeten ausgeteilt wurden. Die Ver-

wundeten auf dem Schlachtfelde befahl er ohne Unterschied mit Getränk zu laben. An die Regimenter, die sich, man kann nicht sagen am tapfersten gezeigt, denn alle hatten gewetteifert, aber die größten Verluste erlitten, ritt er selber heran und sprach ihnen seinen Dank aus.

Eine sehr eifrige Verfolgung war auch deshalb nicht möglich, weil der nächtliche Marsch und die blutige Anstrengung des Morgens die Kräfte bereits erschöpft hatte; alles fühlte sich zufrieden, daß dem stolzen, seines Sieges im voraus sichern Feinde eine unzweifelhafte Niederlage beigebracht und Schlesien gegen ihn behauptet war.

Das ganze Land empfand es, daß dies eine Entscheidung auf immer sei. Noch einmal hatte sich in der großen Krisis der Zwiespalt zwischen den beiden Religionsparteien geregt. Die Katholischen wußten viel von einem Kruzifix zu sagen, welches sich plötzlich umgewandt habe, der ankommenden österreichischen Armee entgegen; die Evangelischen hingegen sahen in einem Regenbogen, der gerade an ihrem Bußtage, im Mai, sich wohlfarbig und mit seinem Gegenschein am Himmel ausspannte und mit beiden Spitzen die Erde berührte, ein Zeichen der göttlichen Gnade. Soweit man den Kanonendonner der Schlacht in den evangelischen Ortschaften hörte, fielen die Einwohner in Scharen auf die Knie, um den Sieg der gereinigten Religion von Gott zu erflehen. In Breslau schlossen sich die Juden den Evangelischen mit ihren Wünschen an; welch ein Jubel, als noch am späten Abend desselben Tages sechzehn blasende Postillione mit der Kunde, der schon ein Gerücht vorangegangen, in der Stadt anlangten. Drei Tage darauf brachte man die eroberten Fahnen, noch meistens neu und schön, darunter die Hauptfahne mit dem Namenszug der Königin. Unter denen, die sich zu sehen herbeidrängten, war auch ein katholischer Bürgersmann, der den Namenszug noch einmal betrachtete, dann kniend den mit Blut bespritzten Zipfel küßte; hierauf ging er nach Hause zu seinem Tagewerk.

In dem Kabinettsrat Eichel, der den Gang der Dinge in der unmittelbaren Nähe des Königs beobachtet hatte, bildete sich die Meinung aus, als sei der Sieg ein Werk der Vorsehung selbst. Bei einem so heftigen Angriffe sei nicht eine Standarte, nicht eine Pauke verlorengegangen. Von allen Vermißten könne man nur von wenigen nicht angeben, was aus ihnen geworden; er zählt deren 71. So etwas sei nie geschehen: der Schutz Gottes habe ganz augenscheinlich gewaltet.

Der König meldete seinen Sieg noch am Abend eigenhändig an Podewils: „Unsere Kavallerie“, sagt er, „hat Wunder getan; alle Korps haben geschlagen, alle vortrefflich; auch meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten.“ In einem anderen Briefe sagt er, die Schlacht sei das Beste, was er noch je gesehen; seit der Bataille von Höchstädt sei nichts Entscheidenderes vorgefallen.

So erstarrt aber war Friedrich doch nicht in seinen stoischen Ansichten, daß er nicht wahrgenommen hätte, daß diese Entscheidung noch von etwas anderem herrührte, als bloß von Schlagfertigkeit und tapferem Mut. Die Überzeugung seiner Umgebung gewann auch auf ihn Einfluß. „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar geschützt“, sagte er dem französischen Gesandten mit einer Mischung von Freude und Dankbarkeit.

Die Österreicher waren mit so wenigem Eifer verfolgt worden, daß sie sich am 6. Juni einen Rasttag zu Landshut gönnten; der Prinz und der Herzog gingen eben auf den Wällen spazieren, als die Meldung eintraf, daß ein preußisches Korps das Gebirge heraufrücke und sich nähere. Auf der Stelle ward die Rast unterbrochen und der weitere Rückzug angetreten. Am 11. Juni stand die verbündete Armee wieder, wie früher, bei Jaromirz, zwischen der oberen Aupa und Metau; der König erschien auf dem hohen Gebirge an den Quellen dieser Flüsse.

Podewils schrieb ihm, der Sieg, der die gleichwohl furchtsamen Erwartungen vieler tausend Seelen befriedigt habe, werde um so größeren Eindruck auf die Politik ausüben, je mehr man sich desselben mit Mäßigung bediene. „Fürchtet nicht“, erwidert Friedrich, „daß ich mich in meinen Beschlüssen übereile, die Heftigkeit der Empfindung in Dingen walten lasse, von denen das Wohl des Landes abhängt; ich setze den Krieg fort, aber nur um mir den Frieden zu verschaffen.“

Wenn er nach Böhmen ging, so geschah es, um sich durch eine einstweilige Besetzung der Grenzbezirke und Zerstörung der Magazine vor einem neuen Einfall zu sichern. Als Prinz Karl eine feste Stellung bei Königingrätz nahm, dachte er nicht daran, ihn selbst anzugreifen. Schon genug, wenn General Nassau, den er von einem seiner ersten Lager in Böhmen nach Oberschlesien schickte, diese Provinz wieder eroberte. Nur mit dem bisherigen Besitz wünschte er wieder Friede zu haben.

Diesen zu erlangen, sollte ihm jedoch noch schwerer werden, als er dachte.

Einen großen Anfall hatte er tapfer und glücklich abgeschlagen; konnte aber damit wohl jene Bewegung gedämpft sein, die sich in halb Europa gegen ihn erhoben hatte?

In der Tat gründete er seine Hoffnungen nicht allein auf den erfochtenen Sieg, sondern zugleich auf eine politische Veränderung, die indes in England erfolgt war, auf die wir schon einmal hingedeutet haben, deren Ursache und Wirkung wir nun aber näher ins Auge fassen müssen.

Fünftes Kapitel.

Umwandlung in der englischen Politik.

Wenn man die Politik Friedrichs II. nach den Erfolgen, die sie hatte, beurteilt, so fühlt man sich versucht, seinen Bund mit Frankreich unbedingt zu verwerfen. Auf diesen sich stützend, entschloß er sich zu der Unternehmung gegen Böhmen, die so verderblich wurde; zugleich machte er dadurch seine Stellung in Deutschland schwierig, setzte seine an sich wohlgemeinten Pläne dem Verdacht und dem Tadel der Nation aus; die Verstimmung von Rußland selbst hatte diesen Ursprung, und Hilfe ward ihm von französischer Seite nicht die mindeste zuteil. Aber es ist schwer, den Genius zu tadeln. Wenn man weiter um sich sieht, so hatte die kühne Schilderhebung im Bunde mit Frankreich doch auch eine Folge, die sehr zu seinen Gunsten ausschlug.

Wir haben oben erwähnt, wie Lord Carteret, der den König Georg II. nach Deutschland begleitete und sich den Gesichtspunkten desselben soviel wie möglich anschloß, eben hiedurch mit den alten Mitgliedern des englischen Ministeriums, die ihn bei dem Falle Walpoles in ihre Mitte aufgenommen hatten, in Zwiespalt geriet. Als er nach England zurückkam, hatte er einen schweren Stand. Man warf ihm vor, daß er den Wiener Hof in seinen unausführbaren Absichten bestärkt oder diese sogar hervorgerufen habe, ohne auf den Vorteil von England Rücksicht zu nehmen; daß er sehr kriegerische Neigungen hege und doch vollkommen unfähig sei, den Krieg zu leiten; seine Mitteilungen nach Hause seien unzusammenhängend und ungenügend gewesen; er wolle England in alle Verwicklungen des Kontinents zugunsten der österreichischen und hannoverschen Interessen verwickeln.

Da trat nun die Waffenerhebung des Königs von Preußen ein. So wenig man sie in bezug auf den Wortlaut der Verträge für gerechtfertigt hielt, so machte doch die Tatsache den größten Eindruck, daß infolge der falschen Politik des Lords der kriegsgewaltige König aufs neue auf die Seite der Bourbonen trat und

eine Armee von mehr als 100 000 Mann in die entgegengesetzte Waagschale warf.

Und dieser Eindruck wurde durch den Rückzug des Prinzen Karl verstärkt. Georg II. und Lord Carteret waren damit zufrieden, aber nicht die Nation und die übrigen Mitglieder des Ministeriums. Deshalb, sagten sie, habe man noch zuletzt 150 000 Pfund Subsidien bewilligt, damit ein großer Angriff vom Elsaß her auf Frankreich gemacht werde; kaum sei das Geld bezahlt, so ziehe die Königin ihre ganze Armee aus dieser Provinz heraus. Das möge gut für sie selbst sein, um der preußischen Kriegsmacht zu widerstehen, aber der König von Frankreich bekomme dadurch um so mehr freie Hand gegen die Verbündeten; sie sehe nur auf ihren besonderen Vorteil; auf diese Weise könne man den Krieg nicht weiter fortführen.

In diesem Sinne ist eine Denkschrift verfaßt, welche der Herzog von Newcastle im November 1744 dem König einreichte.

Carteret hatte gemeint, wer die Krone auf seiner Seite habe, könne jedem anderweiten Widerstand Trotz bieten; das wies sich jedoch als ein Irrtum aus. Georg II., der es empfand, daß man die von ihm beliebte Politik angriff, machte wohl einen Versuch, Lord Carteret zu halten, allein die entgegengesetzte Bewegung war ihm auch diesmal zu stark; er mußte den begünstigten vertrauten Minister fallen lassen.

Und auf der Stelle zeigten sich nun einige nicht sehr auffallende, aber, näher betrachtet, überaus bedeutende Veränderungen in den öffentlichen Erklärungen.

In der Thronrede, mit der das Parlament am 27. November eröffnet wurde, sprach sich der König nochmals über die Notwendigkeit des Krieges entschieden aus; aber er durfte nicht sagen, wie er beabsichtigt hatte, er denke den Krieg fortzusetzen, bis allen seinen Verbündeten Genugtuung zuteil geworden sei; er sagte nur, er wolle seine Verbündeten nicht verlassen.

In den Adressen der beiden Häuser wiederholte man die Worte des Königs: wenn aber die Lords eine ungünstige Anspielung auf Friedrich II. daraus herübernahmen und eher noch hervorhoben, so hielten die Gemeinen für besser, eine solche wegzulassen; sie wollten den König von Preußen nicht beleidigen.

So wenig sonst der Austritt eines einzelnen Ministers auf sich zu haben pflegt, so war es doch diesmal für die ganze europäische Politik von Wichtigkeit, daß der Mann ausschied, in welchem Friedrich fast einen persönlichen Feind sah, und ein anderer an

seine Stelle kam, Lord Harrington, der von jeher immer die preußischen und die englischen Interessen zu vereinigen gesucht hatte.

Diese nicht einmal bemerkte, aber unendlich wichtige Wirkung, von der man nicht sieht, wie sie auf eine andere Weise zu erreichen gewesen wäre, hatte die sonst fruchtlose Unternehmung gegen Böhmen. Denn nur Tatsachen wirken im Widerstreit der allgemeinen Kräfte. England und Preußen konnten sich einander nun wieder nähern.

Friedrich erklärte, es seien hauptsächlich die Maßregeln Carterets gewesen, durch die er zur Wiedererhebung der Waffen bewogen worden sei. Harrington hatte dafür ein vollkommenes Verständnis und wünschte nur zu wissen, ob er nicht solche Verpflichtungen mit Frankreich eingegangen sei, die ihn hindern würden, ein gutes Vernehmen mit England zu erneuern. Der König antwortete, daß dies nicht der Fall sei.

Hierauf, bald im Anfang des Jahres 1745, teilte König Friedrich seine Gedanken sowohl über den Abschluß des allgemeinen als eines Friedens in Deutschland mit. In dem letzteren dachte er besonders für den Kurfürsten von Bayern, den er als seinen natürlichen Verbündeten betrachtete, einige Vorteile zu bedingen. Harrington erklärte, daß es ihm unmöglich sei, diese zu verschaffen; auch lehnte er ab, einen provisionellen Traktat zu schließen, denn nur als Vermittler zur Herstellung des alten Zustandes, auf den Fuß des Friedens von Breslau, könne der König von England auftreten; da man preußischerseits damit übereinstimmte, so wurden einige vorläufige Artikel entworfen, die man am Hofe zu Wien vorzulegen gedachte. Demzufolge sollte der Friede von Breslau bestätigt, das Haus Bayern hergestellt werden und der König dem Herzog von Lothringen seine Stimme zur Kaiserwahl versprechen. Noch im Monat März hat das englische Ministerium dem Wiener Hofe eine Eröffnung hierüber zugehen lassen.

Wenn nun aber der gefährlichste Gegner von dem Staatsruder in England entfernt worden war, so folgte daraus noch nicht, daß das System desselben in den öffentlichen Handlungen sofort geändert worden wäre.

Im Parlament machte sich die Meinung geltend, daß es gleichgültig sei, wie der Krieg entsprungen, ob er bisher richtig geführt worden, genug, man sei darin und müsse ihn ausfechten.

So viel ward beschlossen, die Hannoveraner, gegen die sich eine allgemeine Eifersucht regte, aus britischem Sold ausscheiden zu lassen. Aber dagegen wurden die englischen Truppen, die in den

Niederlanden standen, ansehnlich verstärkt; weit entfernt, der Königin von Ungarn die von ihr bisher genossene Unterstützung zu entziehen, vergrößerte man sie vielmehr. Auch Subsidien für Sardinien, Mainz, Köln wurden bewilligt; der Warschauer Vertrag, der neue Verpflichtungen enthielt, und den man vielleicht nicht in der Weise abgeschlossen haben würde, wären nicht die Unterhandlungen zu weit gediehen gewesen, ward angenommen und ratifiziert.

Denn die Geschäfte haben ihre natürliche Konsequenz in sich selbst; unmöglich durfte man doch die Nation und ihren König bundesbrüchig erscheinen lassen. Einige dachten daran, die Königin zu verpflichten, ihr Heer bloß gegen Frankreich zu brauchen, aber auch das ließ sich nicht ausführen; man konnte die österreichischen Truppen nicht wie Mietsvölker behandeln.

Indem die englischen Minister dem König von Preußen alles Gute wünschten, ließen sie doch geschehen, daß die Unternehmung auf Schlesien vollzogen wurde. Kein Zweifel, daß die Rüstungen des Prinzen Karl und des Herzogs von Weißenfels großenteils mit englischem Gelde bestritten worden sind, während die englische Politik bereits ein Gelingen derselben nicht mehr ernstlich wünschen konnte.

Einer der schroffsten Widersprüche, welche in einer Staatsverwaltung vorkommen können. Vielleicht sind solche in einer parlamentarischen Regierung bei dem Wechsel der aus innerem Kampfe emporsteigenden Ministerien, wo die Nachfolger andere Gesinnungen hegen als die Vorgänger, aber sich durch die Schritte derselben gebunden fühlen, nicht zu vermeiden; dem König Friedrich erschienen sie entweder als Schwäche oder als Zweizüngigkeit.

Und verhält es sich nicht auch in der Tat so, daß, welche Gesinnung auch das eine oder das andere Ministerium hegen mochte, der König von England selbst fortwährend eine der preußischen entgegengesetzte Politik verfolgte?

An Georg II. nahm man auf den ersten Blick nur Regelmäßigkeit und Strenge wahr; nie hätte er die gesetzte Stunde versäumt; man sagt, mitten im Getümmel der Schlacht habe er eine Position genau nach der Anweisung der Fechtschule eingehalten; er liebte selbst seine Kinder in ehrfurchtsvoller Entfernung zu sehen, gefiel sich in einer gewissen stolzen Einsamkeit; er schien kalt und teilnahmslos; man weiß aber wohl, daß er nicht ohne Sinnlichkeit war, wie er denn immer ein oder das andere ungesetzliche Verhältnis unterhielt; vor allem nährte er einen sehr leben-

digen politischen Ehrgeiz. Wenn er sich dachte, daß er an der Spitze einer großen Nation stehe und als deutscher Kurfürst durch den Besitz eines Reichslandes vom ersten Range einen durchgreifenden Einfluß im Reiche ausüben könne, daß er das Prinzip des Protestantismus verfechte und zugleich die Geldquellen der englischen Nation zu öffnen vermöge, so glaubte er sich persönlich zu einer großen europäischen Rolle bestimmt. Er hat dieselbe wohl niemals rein aufgefaßt, nie ohne kleine dynastische Vorteile in seiner Nachbarschaft, mecklenburgische und ostfriesische Ansprüche oder die Erwerbung eines und des anderen Bistums im Auge zu haben; bald Verbindung mit der kaiserlichen Macht, bald Opposition gegen dieselbe sollte ihm helfen, sie durchzusetzen. Dabei fand er nun aber einen zwiefachen Widerstand. Der eine kam ihm aus dem selbständigen Aufstreben der preußischen Macht, die er einst durch jene Vermählungen ganz an sich zu knüpfen gesucht hatte. Wir kennen die schroffe Haltung Friedrich Wilhelms I., die nicht weniger feste, aber mehr entscheidende Sinnesweise Friedrichs II.; Königin Sophie Dorothea, durch erbschaftliche Streitigkeiten persönlich verletzt, war in den späteren Zeiten weit entfernt, für ihren Bruder Partei zu nehmen. Wenn Georg II. einmal, wie oben berührt, in einem diplomatischen Gespräch hat verlauten lassen, die Reichsacht müsse über denselben ausgesprochen und sein ältester Bruder an seine Stelle gesetzt werden, so lassen wir dahingestellt, ob dies ein ernstlich gefaßter Gedanke war oder nur die Wirkung einer momentanen Aufwallung. Aber die größte Genugtuung hätte es ihm gewährt, Friedrich zu demütigen, ihn zur Nachgiebigkeit in den territorialen Irrungen zu nötigen und, mochte er wollen oder nicht, doch in die Kreise der englisch-hannoverschen Politik zu ziehen. Da trat ihm aber noch ein anderer Widerstand, der in der unabänderlichen Beschaffenheit eines populären und parlamentarischen Regimentes lag, entgegen. Wir haben berührt, wie er in seinen ersten Regierungsjahren gegen Österreich und Spanien anzugehen, bald darauf, während der polnischen Unruhen, für Österreich Partei zu nehmen geneigt war, aber es nicht vermochte. „In diesem Lande“, rief er einst voll Unmut aus, „sind die Minister König.“ Um dieselben her gab es aber noch eine unabhängige Bewegung, in welcher der Gegensatz der Fraktionen des Parlaments und die Stimme der Nation zusammenwirkten, welche die Minister ein- und absetzte. Der König Georg II. war noch nicht so konstitutionell, daß er sich das ruhig hätte gefallen lassen; nicht ohne Gemütsbewegung sah er Carteret scheiden: dessen Nach-

folger, die Partei Pelhams überhaupt, die das Ruder führte, erhielten offenbare Zeichen der Ungunst. Das konnte sie nicht irre machen, aber da die persönliche Meinung eines englischen Königs doch immer ihr Gewicht hat, so durften sie auch nicht in offenen Widerspruch mit ihm treten; selbst Männer von Bedachtsamkeit und Ruhe, konnten sie dem jetzt ergriffenen System nicht so rasche Folge geben, als sie wohl sonst getan hätten.

Nun aber traten im Sommer 1745 Ereignisse ein, welche dem König, den Ministern und der Nation die Gefahren des Weges zeigten, auf welchem sie sich bisher befunden hatten.

In Flandern gewannen die Franzosen entschieden die Oberhand; schon am 11. Mai, bei Fontenai, warf der Marschall von Sachsen die englischen Anfälle mit großem Verluste zurück. Es ist merkwürdig, daß man anfangs selbst in Paris den glücklichen Erfolg nicht allein den trefflichen Anstalten des Marschalls, sondern am meisten den irländischen Regimentern in französischen Diensten zuschrieb. Den Engländern gereichte es zu tiefem Verdruß, daß sie, sonst in den offenen Feldschlachten, wie man in der Geschichte las, in der Regel die Sieger, jetzt sich geschlagen bekennen mußten. Nachdem den Franzosen Tournay infolge der Schlacht in die Hand gefallen, verließen die Verbündeten die Stellung, die sie an den Grenzen von Hennegau und Flandern genommen hatten, um wenigstens Brabant zu schützen. Aber dadurch geschah, daß die Franzosen gegen Flandern freie Hand behielten. Sie nahmen am 11. Juli Gent, mit sehr ansehnlichen Vorräten, am 21. Brügge; jeden Tag machten sie Fortschritte.

Wie war Lord Stair, der den Feldzug mitmachte, so höchlich erstaunt, daß die Franzosen gegen eine Armee, wie sie einst König Wilhelm ins Feld geführt hatte, jetzt so rasche und glänzende Vorteile erfochten.

Dazu kam nun aber, daß die Franzosen mit dem Gedanken, den sie schon lange hegten, den Erben der Stuarts, Karl Eduard, Sohn des Prätendenten, geborener Gegner der hannoverschen Dynastie, ihr ins Land zu schicken, Ernst machten.

Man hat es in den neueren Zeiten bestritten, daß die französische Regierung an dem Unternehmen Karl Eduards teilgenommen habe, und fast scheint es, als habe derselbe sich wirklich überreden lassen, daß es hauptsächlich Privatpersonen seien, von denen er unterstützt werde; aber darüber kann kein Zweifel obwalten, daß die französischen Minister die Sache leiteten. Schon im Anfang Juli hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Argenson, dem preußischen Gesandten eine unumwundene Er-



Feldmarschall-Leutnant Gideon von Laudon.
(Im Hintergrund das Gefecht bei Domstadtl (Olmütz).
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

öffnung darüber gemacht; und sehr bezeichnend ist, welchen Zweck er dabei angab. Es war nicht der, die Stuarts auf den englischen Thron zurückzuführen, sondern nur innere Unordnung in England zu erregen, die öffentlichen Fonds fallen zu machen, den Wunsch nach Frieden zu erwecken.

Der König von Preußen war mit den Franzosen keineswegs einverstanden. Es erweckte ihm Widerwillen, daß sie sich mit abenteuerlichen Plänen trügen und indessen wichtigeren Angelegenheiten keine Aufmerksamkeit schenkten; er meinte, das Unternehmen werde scheitern und die Partei Georgs II. in England nur verstärken.

Zusammentreffend aber mit allem Vorangegangenen hatte diese Sache fürs erste eine unermeßliche Wirkung; schon im Juli, als das Gerücht von den Zurüstungen verlautete, noch vielmehr, als Karl Eduard im Anfang des August an den Küsten der schottischen Hochlande erschien. Das französische Kriegsschiff, das ihn begleiten sollte, war unterwegs mit einem englischen zusammengetroffen und im Kampfe mit demselben in einen Zustand geraten, in welchem es sich genötigt sah, in den Hafen zurückzugehen. Als Karl Eduard nun ohne dasselbe in Schottland ankam, wurden die Anhänger, die ihn erwarteten, über die Mangelhaftigkeit seiner Ausstattung einen Augenblick bedenklich. „Wieviel Vorrat an Waffen und Geld hat er bei sich“, fragte einer den anderen: „Nur einen sehr geringen.“ „Sind Generale und Offiziere bei ihm, um uns zu führen?“ „Kein einziger.“ Das hinderte sie aber nicht, ihm zu folgen. Im schottischen Gebirge bestand, trotz alles dessen, was von den Whigregierungen dagegen geschehen war, die Clanverfassung noch in ihrer uralten, durch originale Triebe zusammenhaltenden Kraft. Um völlig zum Leben zu kommen, bedurfte es nur eines Oberhauptes, das sich den Ideen des Landes hingab, wie dies seine Rechte anerkannte. Als am 30. August Karl Eduard auf einem Hügel im Tale Glenfinnan sein Banner feierlich entfaltete, war er von ungefähr 700 Anhängern umgeben, die sich am nächsten Tage auf mehr als 1600 vermehrten; das ganze Hochland fiel ihm bei. Da die geringe englische Mannschaft, die zugegen war, durch falsche Nachrichten getäuscht, sich nach Inverneß zog, so stand ihm auch das niedere Schottland offen. Am 15. September war er zu Perth; am 28. drangen bei dem ersten Eröffnen der Tore Lochiel und Murray mit 500 Kamerons in Edinburg ein; in der Hauptstadt des Landes ward noch einmal ein Stuart, Jakob VIII., feierlich zum König von Schottland ausgerufen. Die Herolde in ihrer Pracht, der Ton der Sackpfeife, die

Hochländer in strenger Ordnung allen Branntwein verschmähend, die Gemahlin eines ihrer Anführer hoch zu Roß, mit dem Schwert in der Hand, weiße Bänder verteilend, das Abzeichen der Stuarts, die Teilnahme, welche die übrigens keineswegs heißblütige Bevölkerung an den Tag legte, die Stadträte in ihrer Amtstracht, unter ihnen Karl Eduard, ein wohlaussehender, wohlerzogener, schwächlicher junger Mann, in welchem sie jedoch einen Helden wie Robert Bruce sahen. — während man von dem Kastell, das sich behauptete, mit einer Bombe diese Zeremonie auseinanderzusprengen Lust hatte —, alles dies bildete das wunderlichste Gemisch von Kontrasten, das sich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts denken ließ. Die Sache Eduards war in diesem Augenblick nicht ohne Hoffnung. Die königlichen Truppen wurden wenige Tage darauf durch einen kühnen Anlauf der Hochländer bei Preston-Pans aus dem Felde geschlagen. Schon griff in England heftige Bestürzung um sich; angesehene Männer erinnerten sich des alten Ausspruchs, daß England dem gehöre, der zuerst komme, und achteten das Schicksal des Landes davon abhängig, ob zuerst Karl Eduard von den Bourbonen oder König Georg II. von den Holländern, und hauptsächlich durch die Rückkehr der eigenen Truppen nach England Hilfe erlange.

Es geschieht wohl, daß in dem Gedränge der Begebenheiten, die sich Tag für Tag ergeben, die Prinzipien in Vergessenheit geraten, auf welchen Macht und Weltstellung beruhen, bis dann plötzlich ein großes und gefahrvolles Ereignis wieder an dieselbe erinnert.

Eine solche Wirkung hatte die Ankunft des Prätendenten. England fühlte, daß, indem es sich in tausend entlegene Verwicklungen einlasse, das eigene Dasein gefährdet werde, daß es sich seinen natürlichen Verbündeten, namentlich der norddeutschen protestantischen Macht, wieder anzunähern habe.

Der Gedanke, daß vor allem der Friede zwischen Österreich und Preußen hergestellt werden müsse, der schon ohnehin in den Gemütern war, trat mit verstärkter Kraft hervor, und auch König Georg II. konnte sich ihm nicht länger widersetzen.

In diesen Tagen kam ein angesehener preußischer Diplomat, Graf Podewils, Neffe des Ministers, auf der Reise vom Haag nach Berlin durch Hannover; Harrington erwartete von ihm eine Erneuerung der Unterhandlung: Podewils mag den Moment als günstig für die Erneuerung der Verhandlungen bezeichnet haben, sie aber zu eröffnen, davon war er weit entfernt. Denn die Preußen waren es müde, eine Verhandlung immer von neuem anzufangen,

von der sich so wenig Erfolg zeigte, und wünschten, die Engländer kommen zu sehen; auch der regelmäßige Geschäftsträger Andrié zeigte sich schweigsam und verschlossen. Hierauf, noch in den letzten Tagen des Juli, sprach Lord Harrington selbst. Er forderte Andrié auf, einen Kurier an seinen Herrn zu schicken, um denselben mit der ernstlichen Absicht des Königs von England bekannt zu machen, den Frieden zustande zu bringen. Wie aufrichtig es dieser meine, ergebe sich daraus, daß er sich in einem Augenblick erkläre, wo die Kaiserwahl bereits gesichert sei und nahe bevorstehe. Wolle sich Preußen an die Artikel halten, welche schon vor einigen Monaten zwischen Andrié und Harrington verabredet worden, so werde auch England dabei stehenbleiben und alles tun, den Wiener Hof zur Annahme derselben zu bestimmen.

Diese Artikel enthielten besonders zweierlei: Bestätigung des Breslauer Friedens und Versicherung der preußischen Stimme für den Großherzog von Toskana.

Wir wissen, daß der König von Preußen den Frieden für notwendig hielt; noch mehr als er selbst waren die Minister und der Kabinettsrat von dieser Notwendigkeit durchdrungen, indem die Aussicht, mit Sachsen brechen zu müssen, sie mit Schrecken wegen der Folgen erfüllte. Andrié wurde beauftragt, noch einen Versuch zu machen, ob sich nicht wenigstens das gesamte Oberschlesien, oder die mährischen Enklaven, oder eine Geldentschädigung erlangen lasse; wenn dies aber nicht möglich sei, alsdann die einfache Erneuerung des Friedens zu Breslau anzunehmen.

Eine lange Unterhandlung war nicht möglich. Schon war die Jacht, die Georg II. nach England zurückführen sollte, um durch seine persönliche Gegenwart den Eifer gegen den Sohn des Prätendenten zu beleben, in Helvoetsluis angelangt, und noch vor der Abreise mußte der Grund zu dem Frieden in Deutschland gelegt werden. Da Harrington darauf bestand, über den Frieden von Breslau nicht hinausgehen zu können, so eröffnete ihm Andrié, daß er ebenfalls ermächtigt sei, es dabei bewenden zu lassen, vorausgesetzt, daß die Sache ohne allen weiteren Verzug festgesetzt werde; dann könne er sofort die Hand an die Vollendung des Werkes legen.

Hierauf ward, sowohl von dem preußischen Gesandten als dem englischen Minister, auf den Grund dessen, was sie früher verabredet hatten, der Text zu einer Konvention entworfen, und es war nicht schwer, beide Entwürfe zu einem einzigen zu verschmelzen. Dieser fiel nicht so aus, daß er nicht noch manches im einzelnen hätte vermissen lassen, aber er enthielt die Hauptsache,

daß der König von Preußen Schlesien nach Maßgabe der Breslauer Präliminarien, unter Garantie aller europäischen Mächte behalten und dagegen seine Kurstimme dem Großherzog von Toskana geben solle. Pfalz und Hessen sollten in den Frieden mit aufgenommen sein.

Man kann freilich fragen, welches Recht England hatte, für die Königin von Ungarn sowohl wie für Sachsen Stipulationen einzugehen, und ob diese das anerkennen würden; aber schon darin lag ein unschätzbarer Gewinn für Preußen, daß die Macht, welche die vornehmsten Geldmittel gewährte, sich von den Absichten der beiden anderen lossagte.

Es war die Intention des neuen englischen Ministeriums von Anfang an gewesen; jetzt erst war Zeit und Gelegenheit gekommen, damit durchzudringen.

Ehe Harrington unterzeichnete, hielt er für notwendig, seinen König zu fragen, ob er keinen Widerwillen dagegen empfinde, auf dieses Abkommen einzugehen, ob er es mit willigem Herzen tue und es auch in Ausführung bringen wolle. „Ja, Mylord", sagte Georg II., „das ist meine aufrichtige Absicht." Hierauf ward die Konvention am 26. August von Harrington und Andrié unterzeichnet.

Der König von Preußen war damit in hohem Grade zufrieden: er trug seinen Ministern auf, nach dem Inhalt der Konvention einen definitiven Vertrag zu entwerfen, wobei alles, was noch dunkel und zweideutig laute, zu einer festen Bestimmtheit gebracht werden müsse.

Hatte die Sache aber nicht auch noch eine andere Seite? Liegt es nicht am Tage, daß, wenn England genötigt war, auf Frieden zu denken, es dadurch auch an seinem Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten verlor?

So wichtig die Übereinkunft war, so werden wir doch sehen, daß die Ereignisse nicht von derselben abhingen, sondern bei weitem mehr von der Entscheidung des Schwertes.

Sechstes Kapitel.

Die Armeen in Böhmen. Kaiserwahl. Schlacht bei Soor.

Aus dem Munde Friedrichs wissen wir, daß er, als er in Böhmen eindrang, an keine Eroberungen dachte; er glaubte, durch seinen Sieg, wie er sagt, das Herz Pharaonis erweicht zu haben und auf Frieden rechnen zu dürfen.

Ohne Zweifel trug die starke Stellung des Prinzen von Lothringen bei Königingrätz, wo der Adler, in den sich die Gewässer des Glatzer Gebirges sammeln, eine gute Deckung darbietet, dazu bei, ihn am weiteren Vordringen zu hindern; aber, wie der Herzog von Weißenfels einst im österreichischen Kriegsrat entwickelte, gegen einen ernstlichen Angriff war diese Stellung so sicher doch nicht, wie es schien: Friedrich selbst behauptet, Königingrätz würde er haben einnehmen können; wenn er es nicht angriff, so war das zugleich sein wohlbedachter Entschluß. Wozu, sagt er, hätte es ihm nützen können: es würde ihn mehr in Schwierigkeiten verwickelt als Vorteil gebracht haben, den Platz gegen das vereinte Böhmen behaupten zu müssen.

Es wäre eine unnütze Mühe, die Vorfälle des kleinen Krieges erwähnen zu wollen, der sich zwischen den Truppen der beiden Teile entspann.

Die Ungarn machten meistenteils den Angriff, oft aber auch die preußischen Husaren; bald waren die einen, bald die anderen im Vorteil und ritten mit den Pferden ihrer Gegner oder einigen Gefangenen davon. Die Preußen trachteten, ihren leichten Feind nur immer aus den Gebüschen und Wäldern ins freie Feld zu locken; man versuchte sich in mancherlei derben Kriegslisten, und die beiderseitigen Lager erfüllten sich mit Erzählungen tapferer Taten, wo ein jeder das Beste getan zu haben meinte. Wir schlagen uns, sagt ein preußischer Bericht nicht übel, um Heu und um Lorbeern. Zwischen den großen Heeren ging es ziemlich ruhig her. Eine Zeitlang galt als stillschweigendes Abkommen, wenn sich einzelne Truppen ohne feindselige Absicht außerhalb der Lager zeigten, nicht auf sie zu schießen, oder es wurde im

ältesten Kriegsstil Waffenstillstand geschlossen, um einige Tote zu beerdigen; einen solchen Stillstand benutzten eines Tages die beiden braunschweigischen Brüder Ernst Ludwig, der bei den Österreichern, und Ferdinand, der bei den Preußen diente, um nach langjähriger Trennung am Ufer des Adler eine Zusammenkunft zu halten. Die Ereignisse waren, daß Friedrich am 20. Juli auf das rechte Ufer der Elbe ging, das ihm ausgedehntere Ebenen zum Fouragieren und leichtere Zufuhr darbot, und sein Hauptquartier zu Chulm aufschlug, daß einen Monat später, mehr um ein Lebenszeichen zu geben als aus einem strategischen Grunde, Prinz Karl sein Lager veränderte und über den Adler kam; was dann wieder die Folge hatte, daß der König das seine nach Semonitz, ebenfalls auf dem rechten Elbufer, verlegte, wo er bis in die zweite Hälfte des September blieb.

Von größerer Bedeutung war der Zug des Generals Nassau nach Oberschlesien. Von der großen Armee in Oberschlesien sich trennend, nahm er seinen Weg durch das Glatzische, nicht nach Wartha, wo man auf ihn gefaßt war, sondern über Reichenstein, worauf die ungarischen Insurrektionstruppen, die das Land zu beiden Seiten der Neiße mit Raub und Gewalt erfüllten, da sie einen Feind in ihrem Rücken erscheinen sahen, sich nach Neustadt zusammenzogen. In der Nähe dieses Ortes griff sie Nassau am Morgen des 11. Juli an; in dem Tagebuch über das Unternehmen ist verzeichnet, wie ein Teil seiner Dragoner, Karabiner und Ammunition auf die Köpfe nehmend, ein ansehnliches Gewässer durchsetzte und so auf den Feind losging, zuerst die Infanterie, welche die Insurgenten begleitete, in die Flucht jagte, dann auch diese selbst. Von Neustadt aus beschäftigte man sich eine Zeitlang, die gefährlichsten Pässe gegen einen Einbruch zu sichern, die Insurgenten überhaupt aus den wichtigsten Ortschaften zu entfernen, bis man sich gegen Kosel wandte, welches doch erst am 5. Oktober wiedererobert ward.

Der Krieg also ging fort; durch die Niederlage von Hohenfriedberg war die Königin von Ungarn noch nicht auf friedliche Gedanken gebracht. Bald nach derselben stellte sie in einem Zirkularschreiben an die mit ihr verbündeten Mächte vor, daß man nicht meinen dürfe, als sei das Unternehmen auf Schlesien dadurch unmöglich geworden; in kurzem werde sie ihr Heer wieder vollzählig gemacht und instand gesetzt haben, den Feind aufs neue zu bestehen. Da sie aufgegeben habe, eine Schadloshaltung durch Bayern zu suchen, so sei die Wiedereroberung von Schlesien eine politische Notwendigkeit. Zum Bestehen von Österreich, zur

Erhaltung der Ruhe von Deutschland und Europa, zum Heile der Seemächte selbst sei dies unerläßlich. Preußen habe sich in die engste Verbindung mit Frankreich eingelassen; müsse man zwischen beiden wählen, so ziehe sie den Frieden mit Frankreich vor.

In England war man, wie wir wissen, anderer Gesinnung. Nach dem Umschwung der Dinge in Flandern, in der zweiten Hälfte des Juli, schon unter dem Einfluß der Besorgnisse vor dem Prätendenten, beauftragte das englische Ministerium den Gesandten Robinson mit den dringendsten Vorstellungen. Auf die früheren Ratschläge habe man englischerseits nicht bestanden, weil Sachsen und Österreich die Wiedereinnahme von Schlesien für unfehlbar gehalten hätten; nun aber, nachdem diese Hoffnung gescheitert sei, müsse man sich mit der Erneuerung des Breslauer Friedens begnügen. Der Zustand der Dinge sei melancholisch und hoffnungslos: die Abwesenheit der nationalen Militärmacht könne England ohnehin nicht länger ertragen.

Am 2. August zu Schönbrunn machte Robinson der Königin diese Eröffnungen. Sie hörte ihn aufmerksam an, nie aber hatte sie der Gesandte zurückhaltender gesehen, nie weniger Eindruck auf sie hervorgebracht.

Sie meinte, es sei ein so großes Unglück nicht, wenn Holland die französische Neutralität annehmen müsse, und warf ihm förmlich die Frage auf, ob es nicht leichter sei, Frankreich zu gewinnen als Preußen. Robinson sagte, das letztere wolle nur behalten, was es habe, jenes mache Eroberungen, die man ihm nicht lassen dürfe. Die Königin blieb dabei, daß sie Schlesien wiederhaben müsse, sonst wäre selbst das Kaisertum, das ihr Gemahl zu erlangen hoffe, eine leere Würde. Oder wolle man, daß er es unter der Vormundschaft des Königs von Preußen verwalte? Keiner ihrer Generale würde sich jetzt dazu hergeben, ihre Armee von Böhmen nach dem Rhein zu führen. Robinson bemerkte, daß es in Böhmen doch nicht so ganz nach Wunsch gehe, daß namentlich zwischen ihren Truppen und den sächsischen nicht das beste Einverständnis herrsche. Die Königin erwiderte, Prinz Karl sei auch allein fähig, noch einmal mit dem König von Preußen zu schlagen; ehe dies geschehen, wolle sie keinen Frieden eingehen. Nur bis in den Oktober möge man ihr Zeit lassen. „Wenn ich wüßte, daß ich morgen mit ihm Friede machen müßte, so würde ich doch noch diesen Abend ihm eine Schlacht liefern."

In dieser Meinung blieb sie unerschütterlich. Es kümmerte sie wenig, daß die Bourbonen wie in Flandern so auch in Italien die

Oberhand behielten. Denn schon ließen sich die Dinge zu einem Umschwung dieser Art an. Das Unternehmen des Fürsten Lobkowitz gegen Neapel war an dem Widerstande einer neapolitanisch-spanischen Armee bei Velletri gescheitert. Und da nun Genua, durch den Vertrag von Worms bedroht, den Truppen der Bourbonen sein Gebiet öffnete, so sah man diese von allen Seiten dahin strömen. Spanier, Franzosen, Neapolitaner und Genueser vereinigten sich im Juli 1745 am Scrivia, bei 70 000 Mann stark, den Österreichern und den Sardiniern bei weitem überlegen, unter geschickten Anführern, und bedrohten den ganzen Zustand der Lombardei. Maria Theresia ließ sich dadurch nicht abhalten, alle Verstärkungen, über die sie verfügen konnte, nach Königingrätz zu dirigieren; sie behauptete, es müsse dem König von Sardinien genügen, wenn man vor allem den gefährlichsten Feind des gesamten Bundes, zu dem er gehöre, unschädlich mache.

Doch war ihr Sinn nicht allein um Schlesiens willen gegen den König von Preußen gerichtet: während sie mit ihm schlug und ihn beschäftigte, suchte sie zugleich noch ein anderes, in diesem Augenblick ihr vornehmstes Interesse, durchzuführen.

Endlich war die Zeit gekommen, wo ihr Gemahl die kaiserliche Würde wieder mit dem Hause Österreich, das er aufs neue begründete, vereinigen konnte.

Es leuchtet von selbst ein, daß dies nicht durch eine freiwillige friedliche Übereinstimmung der deutschen Fürsten und der Nation bewirkt worden ist, wie man bei einer Wahl vorauszusetzen liebt.

Der Zustand des Reiches war doch in Wahrheit noch beinahe so, wie man ihn vom 13. Jahrhundert an kennt, wie er im 16. bei der Wahl Karls V., im 17. bei der Wahl Leopolds I. erscheint; unendlich viel hing von der Einwirkung der auswärtigen Mächte ab. Die Kaiserwahl war zugleich ein Kampfpreis für die in Europa einander entgegenstehenden Parteien. Maria Theresia hatte die beiden Seemächte erinnert: wie durch ihre Teilnahme im Jahre 1711 ihr Vater gewählt worden sei, so müsse eine solche jetzt ihrem Gemahl zustatten kommen. Die kurhannoversche Stimme, sagte sie, hänge von England ab; die rheinischen Kurfürsten würden sich nach der Anleitung der Seemächte richten; Sachsen, das von ihnen Subsidien ziehe, werde ihren Wünschen auf die Länge nicht widerstehen können.

In der Tat konnte sie hierin auf die volle Mitwirkung der Seemächte rechnen. Wenn auch England nicht in allem und jedem ihre Ansichten teilte, so hielt es doch an dem Grundsatze fest, ein deut-

sches Kaisertum, das von Frankreich abhängig ist, nicht dulden zu können. Und da nun durch den Frieden zu Füssen auch der Kurfürst von Bayern zur Einwilligung gebracht, das französische Heer am Rhein durch eine ansehnliche Absonderung, deren König Ludwig XV. für die Niederlande zu bedürfen glaubte, in einem Grade geschwächt war, daß es dem Großherzog, der jetzt selbst an die Spitze der österreichischen Truppen trat, so wenig widerstehen konnte, wie einst Maillebois dem Herzog von Arenberg, so ließ sich an dem erwünschten Ausgang dieser Sache nicht zweifeln. Der Großherzog erschien eben darum persönlich im Felde, um die Ehre zu erwerben, die Franzosen vom deutschen Gebiet verjagt zu haben; und in kurzem mußte sich Conti über den Rhein zurückziehen. Man begann in Frankfurt unter dem Schutze des österreichischen Heeres zu deliberieren.

Wenn man weiß, weshalb vornehmlich Friedrich den Krieg unternommen hatte, so fühlt man, wie schmerzlich ihn diese Wendung der Dinge berühren, wie gefährlich sie ihm erscheinen mußte.

Eben um die Reichsgewalt kämpfte er mit Österreich; diese sollte nun in die Hand des Gegners übergehen.

Einen Versuch machte er noch von Böhmen aus, den Kurfürsten von Sachsen dahin zu bringen, sich dem Großherzog entgegenzusetzen; wie denn der sächsische Gesandte am Reichstage sich noch immer keineswegs für denselben erklärt hatte. Allein, wie man auch in Dresden gesinnt sein mochte, wenigstens mit Preußen wollte man in den Reichsangelegenheiten nicht mehr Hand in Hand gehen. Der König empfing eine Antwort, die er anzüglich und verletzend fand, gleich als halte ihn der sächsische Hof der Berücksichtigung nicht mehr für würdig.

Man muß, sagte er, den Sachsen und anderen Nachbarn zeigen, daß sie uns nicht ungestraft beleidigen, sich nicht leichtsinnig mit unseren Feinden vereinigen dürfen. Was sein ursprünglicher Gedanke gewesen war, den Anteil der Sachsen an dem Angriff auf Schlesien durch einen Einfall in ihr Land zu rächen, dazu entschloß er sich jetzt zu schreiten. Den Krieg mit der bisherigen Mäßigung fortzusetzen, die ihn nur immer mehr in Nachteil brachte, die ganze Kombination seiner Feinde sich erfüllen zu lassen, ohne sie da anzugreifen, wo sie am meisten verwundbar waren, hielt er am Ende für eine falsche Politik. In der Mitte des Monats August erließ er ein Kriegsmanifest gegen Sachsen, das sehr bitter und drohend lautete; dem Fürsten von Anhalt war bereits der Befehl gegeben, in Sachsen einzudringen, und wenn er von Böhmen her, wie Friedrich versprach, nur einigermaßen

unterstützt wurde, so würde er dieses Land ohne Zweifel erobert haben.

Eben damals aber ward die Konvention von Hannover geschlossen, und Friedrich trug kein Bedenken, dem Fürsten von Anhalt auf der Stelle Gegenbefehl zu erteilen; er war überzeugt, daß eine mit England getroffene Übereinkunft von Österreich und Sachsen angenommen werden würde.

Dennoch geschah dies nicht.

Die Subsidien waren nun einmal gezahlt; die Unruhen des Prätendenten schwächten, wie gesagt, den Einfluß von England; weder der eine noch der andere dieser Höfe war zum Frieden zu bewegen.

Sachsen, wider seine Erwartung mit einem Einfall bedroht, eilte nun erst, da derselbe nicht mehr zu fürchten war, sich in Verteidigungszustand zu setzen. Vier Wochen später hätte der Fürst von Dessau wahrscheinlich einen ganz anderen Widerstand gefunden, als in dem Augenblicke, wo er hatte innehalten müssen. Erst in diesen Tagen wurden alle Punkte, über die man mit dem Wiener Hofe noch nicht abgeschlossen hatte, vollends ins reine gebracht und ein neuer engerer Bund verabredet.

Noch weniger war man in Wien zur Nachgiebigkeit geneigt. Um die Zeit, als die Konvention von Hannover in Wien angekommen, daselbst ein Beschluß darüber gefaßt und dieser dem Heere mitgeteilt sein konnte, ließ Friedrich bei Prinz Karl anfragen, ob er nicht Befehl habe, die Feindseligkeiten einzustellen; dieser antwortete sehr trocken und gemessen: an ihn sei nichts gelangt, was ihn hindern könnte, dieselben fortzusetzen.

Mochte der Wiener Hof die Konvention annehmen oder nicht, die wichtigste Angelegenheit, die ihm vorlag, die Kaiserwahl, ward davon nicht berührt. Auf diese übten nur die hannoverschen Minister des Königs von England, mit welchen die englischen über jene Abkunft keinerlei Rücksprache genommen hatten, Einfluß aus.

Sowie die Wahlhandlungen begannen, war auch ihr Ausgang entschieden. Hannover, Bayern, die drei geistlichen Kurfürsten, die jetzt wieder anerkannte und aufgerufene böhmische Stimme, zu denen sich endlich auch Sachsen gesellte, bildeten eine so ansehnliche Mehrheit, daß man auf den Widerspruch von Brandenburg und Pfalz keine Rücksicht nahm. Am 13. September 1745 ward der Großherzog Franz in den gewohnten Formen zu Frankfurt gewählt; die dissentierenden Gesandten begaben sich nach Hanau. So war der Gedanke durchgeführt, welchen Maria Theresia

einst bei der ersten Nachricht von der Erwählung Karls VII. faßte; sie hatte sich niemals bewegen lassen, ihn anzuerkennen, und sah jetzt wirklich ihren Gemahl als Kaiser begrüßt. Sie war selber bei der Krönung, die am 3. Oktober in Frankfurt stattfand, und nahm den lebhaftesten Anteil. Sie war dabei, als ihr Gemahl nach der Kirche zog, und eilte noch vor ihm dahin, um ihn bei allen Zeremonien der Krönung zu sehen; als er auf den Römer zurückgekommen am Fenster erschien, war sie es, die auf dem Platze mit ihrem Schnupftuch das Zeichen zum Vivatrufen gab; bei dem Krönungsmahle ließ sie nicht ab, was des Zeremoniells wegen einige Schwierigkeit hatte, bis sie seiner im kaiserlichen Schmuck ansichtig wurde. Wer könnte verkennen, wieviel Hingebung der Gemahlin, naive Frauenliebe in diesem Bezeigen waltet? Aber es war auch noch etwas anderes dabei: der Genuß eines politischen Sieges, das Gefühl, ein großes und glänzendes Ziel erreicht zu haben.

Kaiser Franz I. hatte einige gute Eigenschaften: gesunden Menschenverstand, Urteil, Gedächtnis; die Ratschläge, die er gab, sind nach der Hand oft treffend erschienen; aber es fehlte ihm an Wärme und dem Eifer einer angeborenen Tatkraft; er wünschte nur, das Leben auf seine Weise zu genießen, seine Reichtümer, die er in den Banken von Venedig und Amsterdam angelegt hatte, wachsen zu sehen; ein Mann, der das deutsche Kaisertum hätte wieder erneuern können, war er nicht. Wie seine Korregentschaft nur ein Schatten und Name war, so fielen auch die kaiserlichen Geschäfte, denn er selbst hatte keine Selbständigkeit im Reiche, den Ministern und Behörden seiner Gemahlin anheim und wurden nach den Gesichtspunkten der österreichischen Politik geleitet. Man kann sagen: Maria Theresia, wie sie das Königtum von Ungarn behauptete, so hatte sie jetzt das Kaisertum von Deutschland erobert; mit Recht nannte man sie Kaiserin-Königin.

Es kümmerte sie wenig, daß zwei kurfürstliche Gesandte gegen das Wahlverfahren als übereilt, tumultuarisch und unförmlich protestierten; es wäre ja nur auf sie angekommen, den Frieden anzunehmen, den ihr Brandenburg darbot und in welchen Pfalz eingeschlossen zu sein wünschte. Ganz im Gegenteil aber: sie hielt den Gedanken fest, wie sie dem König zum Trotz ihren Gemahl zum Kaiser gemacht, so demselben nun auch noch die an ihn verlorene Provinz abzuringen. Den Prinzen Karl ließ sie wissen, er könne die Wahl seines Bruders nicht besser feiern als durch einen Sieg über den König von Preußen.

Der sah sich indessen durch die Erschöpfung des Landes, wo

zwei ansehnliche Heere ein paar Monate lang einander gegenübergestanden, und nun nicht einmal Futter für die Pferde zu finden war, geschweige denn das für das Leben der Menschen Erforderliche — auf weiten Umwegen ward es herbeigebracht, so daß schon der Transport die Bauern ruinierte — gezwungen, auf seinen Rückzug aus Böhmen zu denken.

Seine Lage ward noch einmal sehr bedenklich und gefahrvoll. Weder die gewonnene Schlacht noch die Konvention von Hannover hatte ihm Sicherheit verschafft. Er fürchtete, daß England nicht ganz ehrlich mit ihm umgehe, denn noch ließ die Ratifikation der Abkunft auf sich warten. Er fühlte es als ein großes Mißgeschick, daß der neue Kaiser den Thron bestieg, ohne Frieden mit ihm zu machen; sehr möglich schien es ihm, daß derselbe das Reich gegen Frankreich, und alsdann auch gegen ihn, als einen Verbündeten von Frankreich, in die Waffen bringe.

Zu diesen Sorgen gesellte sich aber noch eine andere, unendlich dringende: es war die Erschöpfung seiner Geldmittel.

Das ganze Finanzsystem des preußischen Staates beruhte darauf, daß schon im Frieden alle Kräfte zusammengenommen wurden und ein jeder so viel leistete, als er vermochte; alle außerordentlichen Bedürfnisse, namentlich die Kriegskosten, sollten aus den angesammelten Überschüssen bestritten werden. Hätte man, zumal wenn die Armee nicht im Lande war, daran denken wollen, Kriegssteuern auszuschreiben, so würde der gesamte Staatshaushalt in Verwirrung geraten sein. Diese Überschüsse aber, der kleine und der große Tresor, waren beinahe erschöpft; an die Mittel zu einer neuen Kampagne war nicht zu denken; man sah eine Epoche voraus, vielleicht schon in dem laufenden Jahre, wo man mit allen Hilfsquellen am Ende sein würde.

Schon früher, als ihm einmal die bevorstehende Erschöpfung seines Schatzes besonders einleuchtete, hatte Friedrich, wie berührt, ein Schreiben an den König von Frankreich abgefaßt, worin er denselben an den in der Tat unschätzbaren Dienst erinnerte, den er ihm vor dem Jahr geleistet hatte, und ihn um Geldbeihilfe ersuchte. Zum Teil aus Rücksicht auf die schwebenden Unterhandlungen, hauptsächlich aber aus dem persönlichen Stolz, gegen niemand Verpflichtungen auf sich zu nehmen, hatte er den Brief eine Zeitlang zurückgehalten, endlich aber, als jene sich zu zerschlagen schienen und das Bedürfnis täglich dringender wurde, abgehen lassen.

Besonders charakteristisch ist die Art und Weise, wie er einst mit dem französischen Gesandten in seinem Kriegslager darüber

sprach. Er erinnerte ihn an seine Grundsätze in dieser Beziehung, aus denen sich ergebe, wie weit es mit seiner Not gekommen sein müsse, um Subsidien zu fordern. Aber trotz seines letzten Sieges könne er sie nicht entbehren. Aus Oberschlesien komme nichts ein, aus Niederschlesien nur wenig; er habe kein Geld, um die Kavallerie zu remontieren, was von der höchsten Notwendigkeit sei, woran er beizeiten denken müsse, um sich nicht später aller Möglichkeit dazu abgeschnitten zu sehen. „Von den Einwohnern meiner verschiedenen Provinzen habe ich keine Beisteuer zu erwarten; so peinlich es mir ist, nachdem ich immer über diese Dinge erhaben zu erscheinen gesucht habe, so muß ich meinen Mangel bekennen. Nur Spanien und Frankreich, England und Holland haben die Kräfte, einen längeren Krieg auszuhalten; für uns andere ist dies unmöglich.“ Dem Selbstgefühl, das er in sich selber erst beugen mußte, ehe er etwas fordern konnte, entsprach es, daß seine Forderung in dem Tone eines gerechten Anspruchs ausgedrückt wurde und in der Tat nicht gering ausfiel: sie betrug 4 Millionen Taler.

Er mochte darauf rechnen, daß die Franzosen auf eine Mehrausgabe von diesem Belange eingerichtet sein würden, da sie nicht mehr Zahlungen an den Kaiser zu leisten brauchten, über deren überschwenglichen Betrag sie so oft Klage geführt hatten; aufs neue konnten sie dem König Friedrich einen Dienst leisten, den er ihnen nie vergessen haben würde.

Aber allerdings hatten sie auch großen Aufwand für ihren Krieg zu machen, und nicht leicht wurde es dem Kontrolleur der Finanzen, die nötigen Gelder aufzutreiben; die Forderung von Preußen war groß und unerwartet: sie gaben ihm eine nichtssagende, alles ins Weite schiebende Antwort; endlich boten sie eine bei weitem geringere Summe an, in monatlichen Raten.

König Friedrich hielt nicht für gut, zu handeln; da man ihm nicht geben wollte, was er verlangte, so lehnte er auch das ab, was man ihm anbot.

Glücklicherweise sah sich die märkische Ritterschaft, die ihr eigenes Geldwesen mit Ordnung und Sparsamkeit führte, imstande, dem König mit einer für die Zeit ansehnlichen Summe zu Hilfe zu kommen. Er empfing dieselbe als Anlehen; aber daß ihm die Landschaft ein solches gern und reichlich gewährte, sah er als ein Zeichen ihrer Ergebenheit an, und er hat ihr oft und lebhaft seinen Dank dafür ausgesprochen.

Eben aber, daß er dessen bedurfte, zeigte am besten, in welche Bedrängnis eine längere Fortsetzung des Krieges, vielleicht unter

schwereren Verhältnissen, wofern das Reich oder Rußland sich gegen ihn erkläre, ihn bringen müsse. Wenn er um sich sah, schien er sich oft von der ganzen Welt bedroht, und es war ihm zweifelhaft, wie lange er in dieser Stellung aushalten könne. Rothenburg erzählt, er habe ihn, in tiefe Gedanken versunken, in seinem Lehnstuhl sitzen gefunden. „Er leidet furchtbar“, ruft Eichel einmal aus, „ich besorge, er wird unterliegen.“

Doch waren dies bloß vorübergehende Stimmungen, welche die Tätigkeit des Herrschers keinen Augenblick unterbrachen.

Friedrich hatte am 13. September sein Lager bei Semonitz verlassen und seinen Rückzug durch die Vorgebirge der Sudeten genommen, nicht ohne mannigfaltige Schwierigkeiten, die hauptsächlich aus dem Mangel an Lebensmitteln entsprangen. „Ich bin es nicht“, sagte er einmal, „der hier kommandiert; Mehl und Fourage beherrschen uns.“ Dumoulin war nach Schatzlar, Lehwald nach Trautenau vorausgeschickt; er selbst hatte, jedoch in der Absicht, jenen bald zu folgen, sein Lager bei Staudenz genommen; das Heer, das um ihn war, betrug nicht mehr als 19 000 Mann; er glaubte, wie bisher so auch ferner nur mit den leichten Truppen „des ewigen Nadasdy“, wie er ihn bezeichnet, zu tun zu haben.

Schon waren aber die Befehle der Königin bei dem Prinzen eingelaufen; um dessen Bedachtsamkeit zu beflügeln, war der feurige Lobkowitz in dem Lager angelangt; sie wollten eine Schlacht liefern, und eben Nadasdy faßte dazu einen Gedanken, der den König in die äußerste Gefahr brachte.

Friedrich befand sich in der Mitte zwischen dem oberen Lauf der Elbe und der Aupa, unfern Soor, wo die ansteigenden waldbewachsenen Gebirge durch mannigfaltige Täler eingeschnitten sind, auf einer Ebene, die auf mehreren Seiten von Höhen beherrscht wird. Nadasdy war es, der von einer nahen Koppe die Unsicherheit des preußischen Lagers wahrnahm; er führte den Prinzen Karl, der mit seiner Armee nur einen Marsch von demselben entfernt war, selbst dahin, um ihn zu überzeugen. Der Prinz, dem man überhaupt ein gutes Auge für Terrainverhältnisse zuschreibt, erkannte, daß die Preußen von der Höhe aus in ihrem rechten Flügel mit Vorteil anzugreifen seien, und da seine Königin es forderte, die Armee dem Feind überlegen war und das Gedächtnis von Hohenfriedberg wieder auszulöschen wünschte, so beschloß er, den Angriff zu wagen.

Auf das glücklichste gelang es ihm, sein Vorhaben so einzuleiten, daß es den Preußen nicht bekannt wurde. Friedrich hatte

einige starke Rekognoszierungen angeordnet, die aber in den Waldungen nicht weit vordrangen und kein Resultat gaben. Während er sich ganz sicher glaubte — für den anderen Tag war der Abmarsch nach Trautenau festgesetzt — zogen die Österreicher am Abend des 29. September in sechs Kolonnen in die unmittelbarste Nähe seines Lagers heran; die Grenadierbataillone nahmen die bezeichneten Höhen in der Nähe von Burkersdorf ein und besetzten sie mit Kanonen und Haubitzen. Ohne daß die Preußen etwas davon bemerkten, wurden über ihrem Haupte den verschiedenen österreichischen Abteilungen die Posten ausgeteilt, wo sie den anderen Morgen angreifen sollten. Lobkowitz, welcher an allen Anordnungen lebendigen Anteil nahm, soll gesagt haben, er werde zeigen, wie man ein feindliches Lager erobern müsse; Widerstand hielt er für unmöglich.

Am Morgen des 30. September beschäftigte sich König Friedrich in seinem Zelt, den Tagesbefehl zu diktieren — wo die Fouriere sich noch vor dem Abmarsch zusammenfinden, wo am Tage den Regimentern das Brot ausgeteilt werden sollte —, als die Meldung geschah, daß man an der Seite des rechten Flügels eine starke feindliche Heeresmacht erblicke. Friedrich trat eilend heraus; er sah die Österreicher bereits in voller Schlachtordnung hinter Burkersdorf stehen und sich jeden Augenblick verstärken. Bei diesem Anblick befahl er dem nächsten Tambour, Generalmarsch zu schlagen; indem die Zelte weggenommen wurden und jedermann zu den Waffen griff, durchritt er selbst das Gefild, um zu sehen, wie er dem Feinde begegnen könne.

Dreierlei war hier möglich: entweder das Lager regelmäßig zu verteidigen, denn schon war auch der Rücken und die linke Flanke bedroht, oder den Weg nach Trautenau fortzusetzen, um Lehwald zu erreichen, oder der Hauptmasse des Feindes unverzüglich zu Leibe zu gehen. Das Kühnste ist das Beste; der König beschloß, die Verteidigung in einen Angriff zu verwandeln; der Befehl ward gegeben, aus dem Lager hervorrückend mit Zügen rechts zu schwenken, den Feind geradezu ins Gesicht zu fassen.

Es stand nicht ein Kampf bevor, wie in den früheren Schlachten, dessen Ausgang über ein großes politisches Interesse, wie den Besitz von Schlesien oder von Böhmen, entschieden hätte. Friedrich war bereits genötigt, Böhmen zu verlassen, er mußte seinen Rückzug fortsetzen, mochte er siegen oder nicht. Es war nur eine militärische Handlung: von seiten der Österreicher der Versuch, an dem verhaßten Feinde, ehe er noch abzog, alles was man bisher von ihm gelitten hatte, zu rächen und ihm einen empfind-

lichen Schlag beizubringen; von seiten der Preußen, auch in der ungünstigen Lage, in der sie waren, den Überfall der Mehrzahl abzuwehren und den Ruf ihrer Unüberwindlichkeit aufrechtzuerhalten.

Es hatte schon große Schwierigkeit, sich unter dem Feuer des Feindes zu formieren; die Granaten, die in die Kavallerie fielen, rissen zuweilen zehn Pferde auf einmal weg.

Als dies aber gelungen und die ganze Schlachtordnung jene große Schwenkung vollzogen, sah sie den Feind in einer überaus starken und furchtbaren Stellung vor sich. Die Höhen, die das Lager beherrschten, hatte er weit und breit eingenommen und mit zahlreichem Geschütz besetzt, vornehmlich an geeigneter Stelle eine große Batterie aufgerichtet, von der sich eine entscheidende Wirkung erwarten ließ. Sie war von einer enggeschlossenen Infanterie bedeckt, die eine feste und stolze Haltung zeigte; eine Anzahl Grenadierbataillone zu Pferde und Karabinierkompanien, die für die besten Leute in der Armee galten, waren zu ihrer Linken aufgestellt; vor sich hatten sie einen tiefen Grund.

Diese Höhen nun mußten die Preußen attackieren und ihren Feind von denselben hinunterwerfen.

Es ist wohl eine der größten militärischen Taten, die in der Geschichte vorgekommen sind, daß die preußische Kavallerie und Infanterie des rechten Flügels sich mit wetteifernder Bravour dazu anschickten. Die Kavallerie mußte erst in die Tiefe hinunter und dann die vom Feind für unersteiglich geachtete Höhe hinauf, und zwar unter einem Kanonen- und Bombenfeuer, dessengleichen, wie einer ihrer Anführer, General Buddenbrock, sagte, die Reiterei noch in keiner Aktion ausgestanden hatte; sie übertraf hierbei alles, was sie jemals geleistet hatte. General Goltz, der den Feind zuerst wahrgenommen und dem König jene Meldung hatte machen lassen, war auch der erste, mit verwegenem Anlauf auf ihn loszugehen. Die Kühnheit seiner Bewegung, der Anblick der mit verhängtem Zügel aufwärts dringenden Schwadronen setzte die Österreicher außer Fassung, und sie wurden auf der Stelle über den Haufen geworfen. Noch ein furchtbares Feuer hatten die Infanteriebataillone auszuhalten, welche gegen die Batterien in der Front angingen. Ihre Reihen wurden entsetzlich gelichtet; hie und da ist die Hälfte der Mannschaften weggerissen worden; hier fiel jener Wedel, der sich im vorigen Jahre beim Übergang über die Elbe so hervorgetan, und es war wirklich unmöglich, mit der ersten Linie in diesem lückenhaften Zustande



Feldmarschall Graf Franz von Nádasdy.
Nach dem Kupferstich von Joh. Gottfried Haid (1759).

dem Feinde beizukommen; die Kommandeure hielten für das beste, sich zurückzuziehen. In diesem Augenblicke glaubten die Österreicher, den Sieg noch zu erfechten; die Grenadiere stiegen unter dem Geschrei Maria Theresia die Höhen herunter. Aber schon erschien an der Stelle der ersten die zweite preußische Linie unter La Motte und Bonin — sie hatte die Bataillone der ersten durch ihre Zwischenräume zurückziehen lassen, um sich in ihrem Rücken zu formieren —; bald waren beide Linien wieder miteinander vereinigt; so stiegen sie die Höhen empor; es war wieder, als wollten sie mit klingendem Spiel in den Tod gehen; vor ihrem Andringen wichen die österreichischen Grenadiere; mit ihrem Feind zugleich erreichten die Preußen die Anhöhe, in einem Augenblick war die Batterie in ihren Händen. Währenddessen hatte auch das Zentrum seinen Anlauf auf die bewaldeten, mit österreichischem Fußvolk erfüllten Anhöhen genommen; an der Spitze des zweiten Gardebataillons erstieg sie Prinz Ferdinand. Hierdurch war die Schlacht in der Hauptsache bereits entschieden. Die österreichischen Truppen zogen sich von den verlorenen Höhen auf benachbarte zurück, aber sie teilten dadurch denen, die daselbst aufgestellt waren, nur ihre Unordnung mit; schon ihr Feuer verriet eine gewisse Bangigkeit, bald wichen sie allenthalben. Indem machte auch der preußische linke Flügel, durch die siegreichen Regimenter, welche Goltz von dem rechten herbeiführte, verstärkt, einen Angriff auf den ihm gegenüberstehenden Feind, warf ihn ohne Mühe und machte beinahe ein ganzes Regiment zu Gefangenen. Die Österreicher haben 8000 Mann auf dem Schlachtfelde gelassen.

Inzwischen bedienten sich die Ungarn ihres Vorteils, das preußische Gepäck zu erobern. Ausschließend mit der Hauptsache beschäftigt, hatte der König hier so wenig Rücksicht darauf genommen wie bei Mollwitz und Chotusitz. —

„Ich bin nahe daran gewesen, überrascht zu werden", schreibt Friedrich noch am Abend des 30. an Podewils; „aber Gott sei gelobt, alles ist gut. Die Schlacht war furchtbar, aber glorreich."

„Von den vier Schlachten, die ich nun gesehen habe", fügt er den anderen Tag hinzu, „war dies die heißeste — wir haben nie eine ähnliche Kanonade ausgehalten —; unsere Rechte war siegreich, doch haben wir dann noch zwei Gehölze und zwei Anhöhen nehmen müssen, so daß wir dem Feinde, dem das Terrain erlaubte, sich immer wieder zu sammeln, gleichsam fünf Bataillen geliefert haben. Der Feind war einige 30 000 Mann stark, wir hatten nur 19 000; weder Dumoulin, noch Lehwaldt, noch Retzow,

noch Winterfeldt mit ihren Abteilungen waren dabei. Wir wollen der Vorsehung danken, welche die Dinge so glücklich für uns geleitet hat.“ Im Augenblicke des Sieges eröffnete sich sein Herz auch diesmal den allgemeinen Überzeugungen des menschlichen Geschlechtes. „Ihr“, ruft er aus, „denkt ein wenig an die, welche sich alle drei Monat einmal für Eure Ruhe und Sicherheit schlagen!“

Eichel war am Tage der Schlacht nach Trautenau voraufgegangen, hierbei aber gefangen worden. Einige Papiere hatte er schon vorher zerstört; die übrigen zu vernichten, hinderte ihn der Husarenrittmeister nicht, in dessen Hände er gefallen war. Der König, der an seiner Stelle niemand hatte, mußte ein paar Tage lang, wie sein General und Minister, so auch sein Sekretär sein. Die Relation von der Schlacht, die in den Zeitungen erschien, ist ganz von des Königs eigener Hand. Er habe sie, sagt er, absichtlich so trocken, farblos und platt abgefaßt, damit sie von den Herren Zeitungsschreibern, die ihm nicht wohlwollten, der Ehre des Druckes würdig gehalten werde. Den Offizieren kam sie zu bescheiden vor.

Nach der Schlacht zog sich Prinz Karl erst in sein altes Lager, dann die Elbe abwärts zurück. Der König setzte seinen Weg über Trautenau nach Schlesien fort.

In der allgemeinen Lage der Dinge ward durch den Sieg von Soor nichts weiter geändert, als daß die Überlegenheit der preußischen Taktik und Mannszucht aufs neue bewährt war. Soeben zeigte sich, daß die englische Konvention Bestand haben werde. In Trautenau empfing Friedrich die Ratifikation der mit Hannover geschlossenen Abkunft; da er an dem Ernst der Engländer oft gezweifelt hatte, so gereichte sie ihm zu um so größerer Genugtuung; er sagt, es sei die erste gute Nachricht gewesen, die er seit 15 Monaten erhalten habe; er knüpfte die Hoffnung daran, daß nun auch der Friede nicht mehr lange werde auf sich warten lassen.

Wenn es überhaupt Ereignisse in der Weltgeschichte gibt, welche eine große Frage entscheiden, so waren die Feldzüge von 1744 und von 1745 von solcher Art. Friedrich hatte Böhmen angegriffen, die Österreicher Schlesien, beide waren zurückgeschlagen worden. Wie nun Friedrich alle Gedanken gegen Böhmen aufgegeben hatte, so hoffte er, daß auch Österreich seine Pläne gegen Schlesien fahren lassen werde, zumal da England wieder für ihn war und sich jetzt die Armeen noch einmal miteinander gemessen, abermals zum Nachteil von Österreich.

Freilich aber war es für den König von Preußen leichter, diese Entscheidung anzuerkennen, als für den Hof zu Wien, der nur in einen alten Besitz wieder einzutreten wünschte.

Wer den Zug der Dinge beobachtete, wie er im Reiche in Gang gesetzt war, von dem Inhalt der schon getroffenen Verabredungen etwas wußte, hätte die Erwartung des Königs doch nicht teilen können. Die Stimmung der vorherrschenden Persönlichkeiten, namentlich die der mächtigsten von allen, der Kaiserin-Königin, war noch durchaus kriegerisch.

Siebentes Kapitel.

Feldzug in Sachsen, November und Dezember 1745.

Maria Theresia hatte nicht mehr den Jugendreiz, der, vom Unglück gehoben, solange sie nur angefeindet, gütig, unschuldig und standhaft erschien, sie unwiderstehlich machte; ihre Züge waren stärker, ihre Haltung stolzer, majestätischer, ihr ganzes Wesen selbstbewußter geworden. Früher hatte sie viel Neigung zu Festlichkeiten des Hofes, Maskenbällen, musikalischen Übungen gezeigt; jetzt gefiel sie sich vor allem zu Pferde; sie ritt mit einer Raschheit daher, welche ihre Freunde in Schrecken setzte. Die Sorge für die Erhaltung ihrer Schönheit lag ihr ferne; sie setzte sich jeder Witterung aus; eine natürliche kräftige Konstitution ließ sie alles ertragen, was anderen unerträglich war. In der Stadt erschien sie so einfach wie möglich; man sah sie, bürgerlich gekleidet, nach damaliger englischer Sitte, ihre Freundinnen auch zu Fuß besuchen; dem entspricht es sehr wohl, daß sie sich ihren Regierungspflichten mit dem größten Eifer unterzog. Alle Morgen von sechs bis zehn las sie die eingegangenen Depeschen und Gesuche und gab ihre Resolution; sie ward dabei, wie der König von Preußen, nur von einem Kabinettssekretär unterstützt. Ihre Hauptgesichtspunkte waren: Abschaffung der Mißbräuche der Verwaltung und Erhebung des Soldatenstandes. Sie hatte auch hier das System des Königs von Preußen, den sie bekämpfte, unaufhörlich im Auge, in kleinen Dingen und in der Hauptsache. Nicht eben zur Zufriedenheit des hohen Adels zog sie einfache Offiziere an ihre Tafel; sie sagte laut, unter ihr werde niemand sein Glück machen, wer den Degen nicht tapfer führe; sie suchte selbst die Generale aus, denen sie das Kommando anvertraute: mit gutem Bedacht pflegte sie die Anhänglichkeit des gemeinen Soldaten. Von dem Geiste des Jahrhunderts, der von dem Apparat und der Äußerlichkeit der höchsten Gewalt auf den wesentlichen Besitz derselben und die Ausübung der Macht drang, ward auch diese Frau auf dem Thron, so sehr sie Gattin und Mutter blieb, vollkommen ergriffen. Man konnte nicht sagen, daß

die Untertanen sie deshalb mehr geliebt hätten, sie fanden die Fortsetzung des Krieges hoffnungslos und drückend; ihre Teilnahme brach nicht mehr in so lebhaften Enthusiasmus aus wie bisher, aber die Kaiserin in ihrem stolzen Gange bemerkte das kaum, sie traute auf ihren Genius und den unmittelbaren Schutz der Vorsehung. Ihre ganze Seele war damit beschäftigt, Österreich so stark und groß zu machen, wie es jemals gewesen war, und da sie nun Kaiserin geworden, ihm seine Übermacht im Deutschen Reiche, sein altes Ansehen in Europa wieder zu verschaffen.

In ihrem Ministerium fand sie wenig Einwendung. Weder Uhlefeld noch Colloredo, von denen der eine die auswärtigen Angelegenheiten, der andere die Reichssachen bearbeitete, waren recht für ihre Ämter geeignet. Uhlefeld zeigte in der geringsten Sache Bedenklichkeiten und Mangel an Verständnis; er drückte sich entweder dunkel oder doch unbestimmt aus. Colloredo war ein Mann der vornehmen Welt, genußliebend, kleinlich besorgt für sein Äußeres; an den Geschäften fand er wenig Geschmack: oft schickte er die ihm zugehenden Akten ungelesen, nur mit seinem Siegel versehen, weiter. Beide hingen in den wichtigsten Dingen von dem Gutachten Bartensteins ab, der, nachdem er die Schwierigkeiten der letzten Jahre überwunden, wieder den größten Einfluß ausübte. Er war von sich eingenommener als jemals, ergriff in jedem Gespräche das Wort, und führte es in durchdringendem Tone; er schien sich für den größten Geist in Europa zu halten; vom Kriege meinte er mehr zu verstehen als alle Generale, und in den äußeren Geschäften führte er nicht allein die Feder, sondern gab die Ratschläge, die den meisten Eingang fanden. Einen einzigen Mann gab es in der Konferenz, der ihm nicht beistimmte, sondern seinen eigenen Weg ging, den Kanzler von Böhmen, Graf Harrach. Dagegen unterstützte dessen Vorgänger in Böhmen, Graf Kinsky, damals mit der Verwaltung der Finanzen beauftragt, die kriegerischen Tendenzen gegen Preußen mit aller Kraft. Er hatte es schon immer getan, und daß er in den Kriegen ansehnliche Verluste erlitten, die er selbst auf ein paarmal hunderttausend Gulden anschlug, bestärkte ihn in seinen Ideen.

So erhielt sich an dem Hofe die Stimmung, in der man alle bisherigen Unfälle bloß momentanen Fehlern der Anführer zuschrieb und sich überredete, doch noch zum Ziel kommen zu können, wofern man nur festhalte und sich der Bundesgenossenschaft mit Sachsen bediene, die noch einen Angriff von entscheidendem Erfolge möglich mache.

Gegen Ende Oktober war Robinson mit neuen Friedensanmahnungen beauftragt worden; um nicht durch ein plötzliches, von der Lebhaftigkeit der Kaiserin hervorgetriebenes Nein alle Hoffnung zu verlieren, suchte er sie durch ihren Gemahl, dem er eine Zusammenstellung der für den Frieden sprechenden Gründe übergab, vorzubereiten, und dann erst, am 31. Oktober, nahm er seine Audienz bei ihr selbst. Er teilte ihr den Entwurf zu einem definitiven Frieden mit, der indessen in Berlin ausgearbeitet worden war, und brachte ihr in Erinnerung, daß sie sich einst nur bis zum Oktober freie Zeit zu weiteren Unternehmungen ausbedungen habe, die nunmehr verlaufen sei. Sie erwiderte, sie habe nur gemeint, man werde alsdann sehen, was sich tun lasse; aber mit ihm zu unterhandeln, sei ihr überhaupt nicht heilbringend; wie vieles erweise sich unnütz, wovon man gesprochen; jetzt sehe sie sich von den Engländern mit einer Katastrophe bedroht, wie der Utrechter Friede für ihren Vater gewesen; es sei ein armseliger, gefährdeter Zustand, worin sie lebe. Was Maria Theresia nur mit schmerzlichen Ergießungen andeutete, das erklärten ihr Gemahl und Graf Uhlefeld mit größerer Bestimmtheit; sie blieben dabei, daß sich keine Ruhe im Reiche erwarten lasse, wenn man den König von Preußen nicht schwäche, und kündigten an, daß Österreich dazu auch ferner alle möglichen Anstrengungen machen werde.

Zu demselben Zwecke stand es soeben mit Sachsen in der lebhaftesten Unterhandlung.

In der Zeit, daß König Friedrich jene Kriegsdrohungen gegen Sachsen erließ, die er dann sogleich wieder zurücknahm, hatte der Dresdener Hof eine neue Vereinbarung, noch enger als die frühere, mit dem Wiener getroffen.

Sehr merkwürdig ist dieser Vertrag, der am 25. August 1745 abgeschlossen worden ist. Die beiden Mächte verbinden sich darin „innig und unauflöslich“, so daß keine sich jemals ohne freie Beistimmung der anderen mit dem gemeinschaftlichen Feinde versöhnen werde. Die Königin macht sich anheischig, von ihrem am Rhein stehenden Heere 10 000 bis 12 000 Mann abzusondern und zu der verbündeten Armee stoßen zu lassen, die Kriegsunternehmungen während des Winters fortzusetzen und sie dahin zu richten, wo sie dem Feinde am empfindlichsten werden können. Der König von Polen verspricht, nicht allein die durch die Traktate bestimmte Anzahl von Truppen, sondern seine ganze Macht gegen Preußen ins Feld zu führen, die kräftigsten

Operationen auch seinerseits dahin zu richten, wo der Feind davon am meisten betroffen werde.

Diese Übereinkunft auszuführen, ohne Rücksicht auf Friedensanträge jeder Art, dahin waren alle Gedanken und die eifrigsten Vorbereitungen gerichtet.

Der König von Preußen hielt den Feldzug für beendigt und befand sich wieder in Berlin; man überredete sich, die Armee, die er in Schlesien zurückließ, habe so viel gelitten, daß sie vor dem nächsten Frühjahr schwerlich imstande sein würde, im Felde zu erscheinen. Auch die Regimenter, welche bisher unter dem Fürsten von Anhalt bei Halle gestanden hatten, gingen auseinander, und man hörte in Dresden mit Vergnügen, daß einige sich in ihre entfernteren Quartiere bis nach Pommern zurückgezogen hätten. Dagegen war die sächsische Armee so nahe beisammen, daß sie in zweimal vierundzwanzig Stunden vereinigt werden konnte. Vom Rheine her war ein Truppenkorps, nach der Beseitigung der französischen Gefahr, noch während des Aufenthaltes Maria Theresias in Frankfurt, nach den sächsisch-böhmischen Grenzen in Bewegung gesetzt worden und schon im Bayreuthischen angekommen. Prinz Karl von Lothringen fühlte sich auch nach der Niederlage von Soor keineswegs außerstande, zu agieren.

Auf diese Lage der Dinge und die Sicherheit, in welcher sich der König von Preußen befand, gründete man den Gedanken, ihn noch in dem laufenden Jahre zu überfallen und ihm einen Schlag beizubringen, der ihn verderben sollte.

Über die Pläne, die hierzu gemacht worden, können wir mit Sicherheit reden, da wir sie aus den Aufzeichnungen eines Adjutanten des sächsischen Generals Rutowsky kennenlernen.

Den ersten entwarf Rutowsky selbst. Nach diesem sollte Prinz Karl in die Lausitz einrücken, weniger um ernstlich anzugreifen, als um die preußische Armee, die in Schlesien stand, zu beschäftigen und Sachsen gegen einen Einfall derselben zu decken. General Grüne sollte sich dagegen mit der sächsischen Armee vereinigen, und diese so verstärkt den vornehmsten Angriff unternehmen. Rutowsky hoffte, die nächsten preußischen Regimenter in ihren Quartieren zu überraschen und zu zerstreuen, den Fürsten von Anhalt, wenn er es wage, im Felde zu erscheinen, zu schlagen oder nach Magdeburg zu drängen und indessen in das Brandenburgische, welches ihm offen stehen werde, einzudringen.

Dieser Plan war vom Prinzen Karl noch nicht in seinem ganzen Umfange angenommen, und man verhandelte noch darüber, als sich ein unerwarteter Widerspruch von seiten Rußlands erhob.

Kaiserin Elisabeth war mit den beiden kriegsbereiten Höfen insofern einverstanden, als deren Absichten auf Schlesien gingen, das sie dem König von Preußen niemals in aller Form garantiert hatte. Sie hielt sich sogar für berechtigt, eine solche Unternehmung dadurch zu unterstützen, daß sie Sachsen gegen jede deshalb erfolgende Feindseligkeit in Schutz zu nehmen versprach; sie ließ das den König von Preußen wissen, und zwar in Ausdrücken, die noch weiter gedeutet werden konnten. Dabei aber war sie doch nicht der Meinung, diese Linie zu überschreiten, einen Angriff auf die altpreußischen Lande, wie er jetzt im Plane war, zu billigen. Den Traktat von Warschau wolle sie ausführen lassen; sie wiederholte, wenn das sächsische Heer dem österreichischen bei der Eroberung von Schlesien zu Hilfe komme, dann werde sie Sachsen unterstützen, wofern es deshalb von Preußen mit Krieg überzogen werde, nicht aber, wenn Sachsen seine Waffen gegen alte brandenburgisch-preußische Provinzen richte.

Eine Erklärung, die um so größeren Eindruck machte, als der ganze Kriegsmut der Sachsen auf dem Rückhalt beruhte, den ihnen Rußland gewährte. Sie glaubten, diese Macht vollends zu gewinnen, wenn sie ihrer Einrede Gehör gäben, worauf denn auch der Wiener Hof mit Vergnügen einging.

Aus dieser Rücksicht beschloß man jetzt, gegen den Fürsten von Anhalt nur ein Observationskorps aufzustellen und die sächsische Hauptmacht mit dem Prinzen Karl in der Lausitz zu vereinigen, um an die brandenburgisch-schlesischen Grenzen vorzurücken, die Kommunikation mit Berlin zu unterbrechen und die Waffen mit aller Kraft gegen die alsdann abgeschnittene Armee in Schlesien zu wenden. Zugleich aber sollte General Grüne sich in der Gegend von Guben aufstellen und von da aus in die Mark eindringen. Man urteilte, daß auch das russische Kabinett hiergegen nichts einwenden und wenigstens seine Hilfe darum den Sachsen nicht entziehen könne, da dies ein österreichisches Armeekorps sei.

Alle diese Beratungen wurden gepflogen, diese Pläne gefaßt, während man in Preußen am Hofe sowie im Heere überzeugt war, daß man einen ruhigen Winter haben werde.

Im Anfang des November erregten zuerst die fortdauernden Bewegungen der österreichischen Armee in Böhmen, von denen, allen Vorkehrungen zum Trotz, doch einige Kunde durchdrang, Bedenklichkeiten. Die meisten glaubten, Mangel an Lebensmitteln im Innern der Provinz oder die Absicht, im nächsten Frühjahr



General Hans Joachim von Zieten (1699—1786).
Gemälde von Cunningham.
Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

sogleich bei der Hand zu sein, werde sie dazu veranlaßt haben; der Prinz von Anhalt hielt aber doch für gut, das ihm anvertraute schlesische Heer nicht in die Winterquartiere auseinandergehen zu lassen.

Weitere Vermutungen erweckte das Vorrücken des Generals Grüne nicht nach Böhmen, sondern nach dem Vogtlande.

Recht eigentlich aufmerksam aber ward Friedrich erst bei der erwähnten Erklärung des russischen Hofes. Gehe nicht der Gedanke seiner beiden Nachbarn vielleicht dahin, ihn von der Lausitz her in Schlesien anzufallen, um ihn, wenn sie geschlagen und durch die Lausitz verfolgt würden, in Feindseligkeiten mit Rußland zu verwickeln? „Der Gedanke", ruft er aus, „wäre nicht so übel, allein, bei Gott, ich werde berechtigt sein, meine Feinde überall zu verfolgen, wo ich sie finde." Podewils erklärte dem Fürsten Woronzow, der in jenen Tagen in Berlin anwesend war, daß, wofern der König von der Lausitz her angegriffen werde, niemand etwas dagegen haben könne, wenn man einen Feind, der ihm Schlesien entreißen wolle, daselbst aufsuche.

Von einem staatsrechtlichen Unterschied zwischen seinen alten und seinen neuen Provinzen wollte Friedrich nichts hören.

Noch war aber alles ein mehr oder minder unbestimmtes Vermuten. Die Augen gingen dem König erst auf, als ein paar schwedische Diplomaten, die sich seit jener Heirat seiner Schwester mit besonderer Vorliebe ihm angeschlossen, ihm von den umfassenden Plänen, die ihnen zufällig, aber sicher, aus Brühls eigenen Andeutungen zur Kunde gekommen, Nachricht gaben.

Auf den ersten Blick hätte niemand daran glauben sollen. Es ließ sich kaum denken, daß ein sächsischer Minister die Unbesonnenheit haben sollte, sein eigenes Land der Gefahr auszusetzen, der Schauplatz eines heftigen Krieges und seiner Verwüstungen zu werden. Weder Podewils noch selbst der alte Fürst von Dessau, der sonst gegen Sachsen so leicht in Feuer geriet, waren davon zu überreden. Auf Friedrich aber machte das Zusammentreffen so vieler heterogener Bewegungen, die durch eine Annahme wie jene plötzlich Licht bekamen, den Eindruck der Gewißheit. Er empfand in die Seele des sächsischen Ministers die ganze Verantwortung, die derselbe auf sich nahm; sein Verfahren schien ihm wie die verzweifelte Handlung eines Rasenden, der sich dem Tode widme, um seinen Bruder zu ermorden; aber wie er ihn kannte, besonders seine durch einige Stellen im letzten Manifest verletzte Eigenliebe und sein blindes Vertrauen auf Rußland und Österreich, so zweifelte er nicht, daß es dennoch in der Tat sich so verhalte.

Eine Klage entschlüpfte ihm, indem er diese Entdeckung machte, über die unaufhörliche Unruhe, zu der er verurteilt sei; so leben, sagte er, heiße gar nicht leben; aber in demselben Augenblick war er auch schon mit sich im reinen: die Gefahr nicht zu erwarten, sondern, wie man sie von fern kommen sah, ihr mit kühnem Mute entgegenzugehen. Die gefaßte Entschlossenheit, die er sich zu eigen gemacht hatte, mußte sich nochmals erproben. Norden und Süden, sagt er, scheinen sich zu unserem Verderben verschworen zu haben, aber in dieser Stunde muß man seine Kräfte anstrengen, den Mut der Gefahr, dem Betrug behende Geschicklichkeit entgegensetzen und für alle zukünftigen Ereignisse sich mit stoischem Gleichmut rüsten. Einen höheren Schwung gab es ihm diesmal, daß er alles mögliche für den Frieden getan hatte und dieser ihm versagt worden war. Er fühlte sich, da der Krieg eine Wendung gegen die Marken nahm, in gerechter Verteidigung begriffen, in einem Streit für sein Vaterland, seine Verwandten und Untertanen.

Da man die Absichten und Bewegungen des Feindes nicht ermessen konnte, so unterließ man nicht, einige Sicherheitsmaßregeln für Berlin zu treffen; — die Bürgerwachen wurden verdoppelt, auf den Hauptplätzen Kanonen aufgefahren und was dem mehr ist; die Hauptsache aber war, daß zwei Heere sich fertig machten, bei der ersten feindlichen Regung in Sachsen einzufallen, das eine 25 Bataillone, 70 Eskadronen stark, das sich unter dem Fürsten von Dessau bei Halle sammelte, das andere, das dessen Sohn soeben in der Gegend von Goldberg wieder zusammengezogen, von 40 000 Mann, bei welchem der König am 18. November in Person eintraf.

Er hatte sich selbst vorgenommen und dem Fürsten ausdrücklich befohlen, keinen Schritt zu tun, ehe nicht die Österreicher in das sächsische Gebiet eingerückt seien; nicht ohne volle Rechtfertigung wollte er diesmal zum Werk der Waffen schreiten.

Am 20. November geschah der Einmarsch von Lobkowitz, am 21. der des Prinzen Karl; hierauf trug Friedrich kein Bedenken, auch seinerseits sich in Bewegung zu setzen und den Krieg nochmals zu eröffnen.

„Ich empfehle euch alle“, schreibt er am 22., „dem Schutze der Vorsehung, dem Genius, der über die Erhaltung der großen Staaten wacht; wenn es uns glücklich geht, so wird es die Mühseligkeit nicht sein, worüber wir uns beklagen.“

Um seinen Entschluß zu dem Unternehmen zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß er sich dabei einem Bruch mit Rußland

aussetzte; wovon eben seine Gegner nicht glaubten, daß er es wagen würde.

Am 23. November überschritt er die Queis bei Naumburg in vier Kolonnen. Er hatte nicht lange gewählt, doch traf er den rechten Augenblick. Eben war General Grüne von der anderen Seite bis nach Königsbrück gekommen; ehe noch ein gemeinschaftlicher Plan zwischen ihm und dem Prinzen Karl verabredet war, erschien der König in ihrer Mitte. Und niemals ist wohl ein drohendes Ungewitter rascher auseinandergetrieben worden. Noch am Nachmittag des 23. wurde das plötzlich aus seiner Sicherheit aufgeschreckte sächsische Quartier zu Hennersdorf zersprengt, nicht ohne einen tapferen, aber fruchtlosen Widerstand; die preußische Armee breitete sich bis nach Görlitz aus. In seinen Bewegungen auf das unerwartetste gestört und an sich nicht ganz einverstanden, entschloß sich Prinz Karl, mit der ganzen Macht, die er vor kurzem aus Böhmen herbeigeführt hatte, wieder dahin zurückzukehren, was nicht ohne Unordnung und Verlust geschah. Wo er abends sein Quartier aufschlug, erschienen wenige Stunden nachher auch die Preußen, so daß er in der Nacht aufbrechen und seinen Weg weiter fortsetzen mußte. Die Preußen machten die angestrengtesten Märsche, kampierten die Nacht meist unter freiem Himmel; nur mit dem Wunsch, den Feind im offenen Felde zu finden. Nachdem dieser in der Frühe des 28. vollends seinen Rückzug genommen, hielten sie ihren ersten Rasttag. Sie waren um so erfreuter, da durch die Aussagen der Gefangenen und die Briefschaften, die man fand, die weitaussehendsten Pläne, welche die beiden Höfe gehabt, jetzt zu jedermanns Kunde gelangten.

Sogleich war auch Grüne von den brandenburgischen Grenzen zurückgescheucht, nach der Elbe hin, und bald über dieselbe gewichen.

Wie Friedrich gesinnt war, so würde es seinen Ehrgeiz verletzt und ihm Herzeleid verursacht haben, wenn seine Kriegsunternehmungen einen Rückschlag auf seine alten Lande hervorgebracht hätten. Um so glücklicher machte ihn dieser rasche Erfolg. Er schwört in seinen Briefen mit naivem Selbstgefühl, daß er sich in Wachsamkeit und Raschheit übertroffen habe. „Ich hoffe“, sagt er ein andermal, „ihr werdet zufrieden mit mir sein, ich habe mein Vaterland vor dem entsetzlichen Unglück sichergestellt, von dem es bedroht war; und diese ganze Unternehmung hat mich nicht mehr als dreißig Tote und sechzig Verwundete gekostet. Gott sei gelobt. Unsere Feinde sind geschlagen, ehe ich sie habe erreichen

können; vor Gott und meinem Lande habe ich mir keinen Vorwurf zu machen.“

Doch hatte er sich damit nicht allein verteidigt, sondern zugleich eine agressive Stellung gewonnen.

Eine Abteilung des von ihm befehligten Heeres nahm ohne Hindernis von Bautzen Besitz. Indessen hatte sich nach langsamer, umsichtiger Vorbereitung mit den ihm anvertrauten Truppen auch der alte Fürst von Halle her gegen Leipzig erhoben, die Verschanzungen, welche er beinahe verlassen fand, und die Stadt selbst eingenommen, und breitete sich nun nach der Elbe hin aus.

Auch die angreifende Bewegung war jedoch dem Wesen der Sache nach nur auf Verteidigung berechnet: der sächsische Hof sollte gezwungen werden, den Frieden einzugehen, den er bisher verschmäht hatte, die in Hannover getroffene Konvention endlich anzunehmen.

Unmittelbar, und nach den ersten Erfolgen bei Hennersdorf und Görlitz, am 28. November, und auf den Grund derselben, benachrichtigte Podewils den englischen Gesandten in Dresden, Villiers, daß der König bereit sei, seine Truppen zurückzuziehen und Friede zu machen, wofern der König von Polen die Österreicher aus seinem Lande entferne, das Versprechen gebe, denselben niemals wieder den Durchzug zu gestatten, weder gegen Schlesien noch gegen eine andere seiner Provinzen, und hauptsächlich jener Konvention einfach beitrete.

Der Kurier kam am Abend des 29. an, und noch an demselben Tage gab Villiers dem sächsischen Hofe Nachricht. Dieser war jedoch noch sehr ungünstig gestimmt. König August glaubte an die Hilfe der mächtigen Verbündeten und hielt für gut, um nicht einem plötzlichen Anfall in seiner Hauptstadt ausgesetzt zu sein, sich ohne Zeitverlust nach Prag zu begeben. Seine Antwort an Villiers war, die österreichischen Hilfsvölker werde er nur dann entfernen können, wenn der König von Preußen seine Truppen aus den sächsischen Provinzen zurückziehe; die Hannoversche Konvention nur dann annehmen, wenn mit Österreich darüber Verabredung getroffen worden sei.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Friedrich sich darauf nicht einlassen konnte. Er hätte fürchten müssen, daß er mit nichts bedeutenden Worten hingehalten und indessen alles zu einem großen Angriff im nächsten Frühjahr vorbereitet werde.

Von alle den auf mannigfaltige Weise gewendeten Erklärungen, die man wechselte, ist die Summe, daß der König von Preußen sich weigert, die Feindseligkeiten einzustellen und Sachsen zu räumen,

bevor der Friede auf den Grund der Hannoverschen Konvention nicht allein geschlossen, sondern auch ratifiziert sei; der polnisch-sächsische Hof aber nicht dahin zu bringen ist.

Und so mußte der Krieg gegen denselben fortgesetzt werden.

Friedrich beklagt den König von Polen, daß er sich von seinem Minister, über den er die härteste Verwerfung ausspricht, so ganz gegen sein offenbares Interesse mißleiten lasse. Er seinerseits fühle sich unschuldig an allem Übel, das er zu tun gezwungen sei; Gott werde die Reinheit seiner Absichten erkennen und die Sache zu einem guten Ausgang führen. „Ich bin glücklich, daß mein Vaterland mit mir zufrieden ist. Aber auch hier ist das Land für uns; wir behandeln es so schonend als möglich; wo nicht, so würde alles zugrunde gehen. Das Herz blutet mir, wenn ich das Übel sehe, das ich wider meinen Willen tue; ein vernünftiger Friede hätte alles verhütet.“

Das preußische Heer rückte von verschiedenen Seiten in Sachsen vor; die Absicht des Königs war, durch die Besetzung der Elbbrücke bei Meißen, welche Anhalt vollziehen sollte, zunächst die Verbindung beider Abteilungen herzustellen, wenn dies geschehen, seinen Frieden auf dem Glacis zu Dresden zu schließen.

Noch war der sächsische Hof nicht ohne Kräfte des Widerstandes. Das eigene Heer, unter Führern von angesehenem Namen, zurückgedrängt, aber bei weitem nicht überwunden, zählte 25 000 Mann und ward jetzt durch das Grünesche Korps mächtig verstärkt. Nachdem Prinz Karl in der Lausitz das sächsische Gebiet verlassen, hatte er sein Heer durch Böhmen an die andere Seite der sächsischen Grenzen herangeführt, die er, von Aussig und Leitmeritz kommend, überschritt. Die Macht, die sich sammelte, schien nicht allein den Sachsen selbst, sondern auch manchem andern stark genug, um die beabsichtigten Angriffe auf die brandenburgischen Lande auch jetzt noch durchzuführen. Hat doch sogar einer der namhaftesten und tapfersten preußischen Generale, Goltz, in Übereinstimmung mit dem Erbprinzen von Dessau einmal die Meinung ausgesprochen, es möchte noch viel zu fürchten sein, und den Frieden selbst mit einigem Verlust zu erkaufen geraten.

König Friedrich dagegen meinte, daß man auf diesen Feind, womöglich noch ehe er alle seine Kräfte vereinigt habe, losgehen und „die Sachsen aus Sachsen herausjagen“ müsse; er war nur ungeduldig, daß der Fürst von Anhalt sich erst mit Ortschaften wie Wurzen, Grimma und Torgau beschäftigte und überaus langsam vorrückte.

Ein merkwürdiger Gegensatz erscheint zwischen diesen beiden

Naturen, die jetzt einmal zusammenwirken mußten. Auf der einen Seite der junge König, der nur Feuer und Leben ist, die ganze Lage der Dinge, die Gefahr des Verzuges übersieht, die Tage zählt, wo das eine und das andere geschehen und alles vollendet sein könne. Auf der anderen der alte Anhalt, der die methodische Langsamkeit und Vorsicht, die man an ihm kannte, diesmal noch überbot, sich nur in den gemessensten Schritten vorwärts bewegte, gleich als wollte er ein Lehrexempel geben, wie ein Land wie Sachsen methodisch zu erobern sei, ohne nur den geringsten festen Platz im Rücken zu lassen. Der König, schon durch die Art wie Fürst Leopold seinen ersten Vermutungen über die Absichten der Feinde widersprochen hatte, beleidigt, hielt fast dafür, als wolle ihn dieser durch geflissentlichen Gegensatz der Welt als einen übereilten jungen Menschen vorstellen. Wären es ein paar einander gleichstehende Führer gewesen, so dürfte ihr Mißverständnis schlechte Folgen gehabt haben; diesmal aber war bei der Raschheit auch die Autorität, und Friedrich zögerte nicht, sie geltend zu machen. Er klagte den Fürsten einer Saumseligkeit an, die alles zugrunde richten könne, und forderte ihn in nicht sehr rücksichtsvollen Ausdrücken zu lebhafteren Anstrengungen auf; er würde sonst zu dem Äußersten schreiten müssen; in Sachen, wo es auf die Ehre seines Hauses und die Wohlfahrt von Land und Leuten ankomme, könne er niemand schonen. Der Fürst beschleunigte wirklich seine Bewegungen: sie hatten sofort, als er bei Meißen erschien, den erwünschten Erfolg.

Der daselbst aufgestellte sächsische General wollte keinen Angriff erwarten und zog sich, während man noch unterhandelte, auf Rutowsky zurück. Es hatte keine Schwierigkeit, die Brücke, von der man nur die Straßenhölzer weggenommen, kein Joch zerstört hatte, wiederherzustellen. General Lehwald, der mit einem ansehnlichen Truppenkorps der preußischen Armee schon vor ein paar Tagen angekommen und zum Verdruß des Königs, in der Tat nicht ohne eigene Gefahr, hatte warten müssen, vereinigte sich unverweilt mit dem alten Dessauer, und sie konnten nun zu einer Unternehmung schreiten, welche entscheidend werden mußte.

Dazu trieb Friedrich den alten Fürsten in jedem seiner Briefe auf das dringendste an; er wiederholte ihm den positiven Befehl, den Sachsen auf den Hals zu gehen; er machte sich mit seinem Kopfe verantwortlich, daß es ihm gelingen werde.

In dem Fürsten kam noch ein anderer Beweggrund hinzu, keine Zögerung eintreten zu lassen: er wollte zeigen, was er vermöge. Zu einer männlichen Genossenschaft gehört nicht allein Anerkennung,

sondern auch Eifersucht, die aber auf das Wesentliche der Dinge gerichtet ist, die Aufmerksamkeit des einen auf den anderen, der Ehrgeiz eines jeden, seine Sache gut zu machen und sich die verdiente Anerkennung zu erobern. In Leopold von Dessau hatten die Anmahnungen des Königs einen Stachel zurückgelassen; einen anderen Antrieb gab ihm ein kleiner Verlust seiner Arrieregarde, wo er, der systematisch Bedächtige, sich eines Mangels an Vorsicht angeklagt sah. Er brannte vor Begier, so nahe am Ziel seiner Jahre, durch eine große Tat seinen Ruhm herzustellen.

Der erste Gedanke der Sachsen war gewesen, dem Fürsten von Anhalt entgegenzugehen; aber der geheime Rat hatte in Betracht gezogen, daß alsdann Dresden, dessen Festungswerke zum Teil in Gärten verwandelt waren, von anderen Seiten her angegriffen und erobert werden könne; Rutowsky hatte sich entschlossen, zur Verteidigung der Hauptstadt auf der großen Straße, die von Meißen über Wilsdruff nach Dresden führt, eine feste Position zu nehmen.

Soeben langte Prinz Karl mit den Österreichern in der Gegend von Dresden an; sei es nun, daß er die Stellung Rutowskys nicht so fest fand wie dieser selbst, oder daß es ihm in der Tat unmöglich war: er glaubte sich mit demselben nicht vereinigen zu können und forderte ihn vielmehr auf, sich zu ihm in die unmittelbare Nachbarschaft der Hauptstadt zurückzuziehen. Rutowsky, welcher auch ohne den Prinzen der anrückenden preußischen Armee an Truppenzahl überlegen war, zog es vor, die einmal eingenommene Stellung zu behaupten.

Unfern der Hügel, an deren Fuße Kesselsdorf liegt, bildet die Tzschone einen jener Gründe, die hier von dem hohen Lande nach der Elbe hin laufen; immer tiefer und schwerer zu passieren, je mehr man sich diesem Strome nähert. Rutowsky besetzte den Hügel und befestigte das Dorf mit starken Batterien; von da erstreckte sich seine Aufstellung längs des Grundes bis nach Zöllmen und Benerich, wo sich die Österreicher unter Grüne an ihn anschlossen. Sie war auch hier durch einige Batterien gedeckt, welche den Übergang über den Grund unmöglich zu machen schienen.

Aus dieser Stellung nun hatte der Fürst von Anhalt die Sachsen zu verjagen, nicht um das Land zu erobern, sondern um den Frieden zu erzwingen, — wie der König sagte, um ihnen das Schwert zu entwinden, das sie nur zu ihrem eigenen Verderben brauchten.

Rutowsky war ehrgeizig, voll von weitausgreifenden Plänen, hartnäckig in seinem Sinn; der Ruhm seines Halbbruders, des Marschalls von Sachsen, spornte ihn an, aber dessen Kriegstalent

besaß er bei weitem nicht; er galt für vergnügungssüchtig und nachlässig; die Memoiren, die sein Adjutant nach seiner Anweisung niedergeschrieben, zeigen wenig Voraussicht und Klarheit.

Die Preußen erstaunten selbst, als sie Meißen genommen und den wichtigen Paß von Neustadt unbesetzt fanden. In vollem Galopp ließ der Fürst von Anhalt seine Kavallerie heransprengen, ihn in Besitz zu nehmen. Am 14. Dezember hielt er dort sein Nachtquartier, am 15. setzte er sich in vier Kolonnen, wie er von Halle ausgezogen, gegen Kesselsdorf in Bewegung; seine Husaren trieben die leichte Reiterei des Feindes vor sich her; gegen Mittag stand er ihm gegenüber und stellte seine Mannschaft zu ihrem schweren Tagewerk in Ordnung. Bei der Aufstellung der beiden Linien trug er Sorge, daß, wenn durch die Schwierigkeit des Terrains eine Lücke in der vorrückenden ersten entstand, diese leicht durch die zweite ausgefüllt werden konnte.

Es kam hier vor allem darauf an, das Dorf mit seinen Batterien zu erobern, in welchem die Stärke der ganzen sächsischen Linken bestand, und unverzüglich schickte sich der Fürst selbst dazu an.

Er nahm zwei Bataillone Grenadiere aus dem zweiten und eins aus dem ersten Treffen, die den Angriff eröffnen sollten; hinter diesen stellte er drei Bataillone Altanhalt auf; hinter diesen die Dragoner Bonins, denen sich Stilles Kürassiere anschlossen. So bewegte er sich gegen den Feind.

Die Grenadiere rückten an, mit entblößter Brust, scharf geschultertem Gewehr, ohne einen Schuß zu tun; aber das Feuer aus Kanonen, Haubitzen, kleinem Gewehr, das sie empfing, war so mörderisch, daß sie sich genötigt sahen, nach rechts hin rückwärts auszuweichen. Dem Regiment Altanhalt ging es nicht besser. Beide zusammen, die Grenadiere und das Regiment, rückten nochmals an, aber sie wurden aufs neue geworfen, und nicht ganz unerschütterlich hielt ihre Ordnung diesmal zusammen. Schon glaubten die österreichischen und sächsischen Grenadiere, die neun Bataillone stark in Kesselsdorf standen, den Sieg in den Händen zu haben; auf den Zuruf eines sächsischen Generals drangen sie aus dem Dorfe vor, wo sie bisher hinter guter Deckung gestanden; es scheint, als seien einige preußische Geschütze in ihre Hand geraten. Mitten in dem Feuer und Getümmel der Vordringenden und Zurückweichenden erblickte man den alten Fürsten: man sagt, daß er den Tod gesucht habe, er scheute ihn wenigstens nicht, und würde ihn gesucht haben, wenn er geschlagen worden wäre. Indem aber nahm er wahr, daß die feindlichen Grenadiere in ihrer Verfolgung sich auflösten, die sächsi-



Feldmarschall Graf Leopold von Daun.
Nach dem Kupferstich von Joh. Gottfried Haid (1758).

schen noch mehr als die österreichischen; diesen Augenblick ergriff er, und ließ die Dragoner Bonins auf sie losgehen. Sie warfen die Grenadiere ganz auseinander; nur wenige kamen unverwundet zurück, und da Rutowsky es versäumt hatte, eine zweite Linie Infanterie zum Rückhalt für die erste aufzustellen, so konnte das Dorf nicht behauptet werden. Die sächsische Reiterei, welche in der Nähe stand, ward von der preußischen gefangen oder zurückgeworfen und zersprengt; das Dorf geriet in Brand und die Batterien wurden genommen.

Währenddem begann nun aber auch, den Schwierigkeiten zum Trotz, die der Tzschonengrund an vielen Stellen entgegensetzte, die Generalattacke auf die Mitte der sächsischen Aufstellung. Der jüngste Sohn des alten Dessauers, Moritz, von ihm methodisch zu einem Soldaten nach seinem Sinn erzogen und mit ihm wetteifernd wie in Bedachtsamkeit so in Bravour, sprang selber zugleich mit zwei Musketieren, die ihm dann weiter durchhalfen, in das morastige Gewässer. Wer hätte da zurückbleiben sollen! Die Regimenter Leopold und Polenz mußten, im Bereich der feindlichen Kugeln, auf der einen Seite die von Schnee und Eis schlüpfrig gewordenen Abhänge hinabrutschen, auf der anderen einer den anderen unterstützend hinaufklimmen; in einzelnen Rotten, nur immer etwa dreißig bis vierzig zusammen, erschienen sie den Sachsen gegenüber. Ein sächsischer Oberst hielt für möglich, sie den Berg wieder hinabzutreiben, und ging mit seiner Kavallerie auf sie los. Als er aber in ihre Nähe kam, so daß sie sich gegenseitig ins Auge fassen konnten, waren die Preußen schon formiert und empfingen ihn mit einem kräftigen Feuer, das unter anderen den Obersten selber tötete, und vor dem sein Regiment zurückwich. Das sächsische Fußvolk bildete hierauf ein Karee, und einige Reiter stellten sich zur Unterstützung desselben auf, aber auch sie wichen vor dem Feuer der nunmehr herandringenden preußischen Bataillone, und bald sah sich das Fußvolk genötigt, ihnen zu folgen. Hätten nicht die weiterhin wachsenden Schwierigkeiten des Terrains den linken Flügel der preußischen Reiterei wirklich zurückgehalten, so würde die sächsische Armee wahrscheinlich vernichtet worden sein.

Ungefähr um 2 Uhr hatte die Schlacht begonnen; um 3 Uhr war das Feuer am heftigsten; um 5 Uhr war alles entschieden und der alte Dessauer Meister des Schlachtfeldes.

Die Sachsen, die sich auf die Unüberwindlichkeit ihrer Position und ihre Feuerschlünde verlassen, auch an einigen Stellen tapfer geschlagen hatten, glaubten nicht anders, als daß der alte Fürst,

den sie in seinem durchlöcherten Mantel das Schlachtfeld durchreiten sahen, die Künste der Hölle gegen sie aufgeboten habe; noch einige Tage nach der Schlacht sei es wie Kanonendonner aus dem Innern der Erde erschollen, ein Zeichen der Nähe dämonischer Gewalten.

Am 16. erwartete man in den beiden preußischen Lagern, denn auch der König war jetzt nach Meißen gekommen, eine vordringende Bewegung des Feindes, wie denn Prinz Karl eine solche vorgeschlagen, Rutowsky aber abgelehnt haben soll; noch an demselben Tage aber nahmen die Sachsen ihren Rückzug nach Pirna, dann sah man die Feuer auch im österreichischen Lager verlöschen. Hierdurch war das Geschick des Feldzuges entschieden.

Am 17. besuchte der König sein siegreiches Heer auf der Walstatt. In der Gegend, wo die Schlachtordnung zuerst formiert worden, kam ihm der Fürst mit seinem Generalstabe entgegen. Der König stieg vom Pferde, ging auf den alten Helden mit entblößtem Haupte zu, umarmte ihn, sagte ihm das Schmeichelhafteste, was er zu finden wußte, und erwies ihm die Ehre, sich von ihm selbst auf dem Schauplatz seiner Taten herumführen zu lassen. An der Haltung und dem Angesicht des Fürsten will man bemerkt haben, wie unendlich glücklich er sich fühlte: er hatte die letzte Handlung eines langen Soldatenlebens vollbracht, glorreich und von dem größten Erfolg, und seinen alten Ruf für immer bestätigt. Aus den Schriften des Königs sieht man, daß er, wenn er die Tapferkeit und das Talent des Fürsten anerkannte, sich im übrigen doch einer gewissen Schonung und Rücksicht bewußt blieb.

Was ihm bei dem Besuch des Schlachtfeldes besonders auffiel, war die Anwesenheit vieler Einwohner von Dresden, welche die heiterste Stimmung verrieten. Sie hatten längst die Handlungen der sächsischen Regierung gemißbilligt, zuletzt von den Österreichern nicht wenig gelitten; es war ihnen ganz recht, daß die Preußen gesiegt hatten; mit dem Ausdruck des Vertrauens gingen sie ihnen entgegen.

Den Tag darauf nahm Friedrich von Dresden Besitz und ließ sich angelegen sein, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Während der Fürst von Dessau sich nicht anders ausdrückte, als befinde er sich in einem eroberten Lande, gewann der König durch Anmut des Betragens, auch durch die Rücksicht, welche er den zurückgebliebenen Kindern des Königs von Polen erwies, alle Herzen. Er machte sich das Vergnügen, einigen armen Leuten die Freiheit

zu schenken, die wegen geringer Verbrechen schon lange Zeit büßten und nun wohl abgebüßt haben konnten. Ein anderes, sehr Eigentümliches war, daß er die Oper Arminio geben ließ, in der sich ursprünglich einige Stellen fanden, die gegen ihn selbst gerichtet waren; man ließ sie jetzt weg, gedachte ihrer aber um so mehr.

„Ich sitze oft", schreibt einer seiner Begleiter, „und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben! Heute in die Lausitz einmarschiert, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen; morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Österreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den Tag darauf Leipzig okkupiert und die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Österreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Kapitulation gezwungen, und alles das zu einer Zeit, wo die hochmütigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee auseinanderjagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten! Der Herr hat Großes an uns getan, lasset uns dessen froh sein!"

Der Krieg war geführt: in wenigen Tagen folgte der Friede.

Friede zu Dresden.

Die Franzosen hätten gewünscht, daß der König von Preußen entweder nur mit Sachsen abschließen oder in der glücklichen Lage, in der er sei, die allgemeine Pazifizierung übernehmen möge. Auf das eine drang der Gesandte Valori; das zweite hat man später in Paris gesagt. So sei im Jahre 1706 auch Karl XII. gesinnt gewesen und nur durch den Herzog von Marlborough, der einen seiner Vertrauten gewonnen, davon zurückgebracht worden; aber der König von Preußen hänge von keinem Minister und Vertrauten ab und werde nach eigenem Ermessen das Wohl von Europa befördern.

Friedrich war jedoch in diesem Augenblick seines Bundes mit den Franzosen von Herzen müde; er glaubte, nichts als Undank und Vernachlässigung von ihnen erfahren zu haben. Noch bei dem letzten Ausbruch der sächsischen Feindseligkeiten hatte er an Ludwig den XV. geschrieben und ihm die Gefahr, worin er war, geschildert, seine Freundschaft, Güte und Weisheit in Anspruch genommen, als der letzte Verbündete, den er in Deutschland habe. Die Antwort, die er darauf empfing, war jedoch nicht

allein ablehnend, sondern ironisch. Die französischen Minister, durch jene Übereinkunft mit England, in welcher Preußen damals seine Rettung sah, aufs neue verletzt, machten sich ein Vergnügen daraus, dem König Friedrich anzügliche Dinge zu sagen; später verlautete, daß ein jeder dazu eine kleine Beisteuer gegeben hat. Darin erscheinen die preußischen Kriegstaten als eine Nebensache, aller Nachdruck liegt auf den französischen; den Gefahren, in denen Friedrich zu sein glaube, wird nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, guten Rat, heißt es, möge er von sich selber nehmen. Friedrich empfing das Schreiben, als der Feldzug sich bereits zu seinem Vorteil gewendet. Er erwiderte, das Glück seiner Waffen müsse er doppelt schätzen, da er wohl sehe, daß er ohne dasselbe verloren wäre; sein Geist, an dessen Hilfsquellen man ihn verweise, sage ihm, daß er von allen Seiten bedroht, auf keiner unterstützt, dem Kriege unverzüglich ein Ende machen müsse.

Zweierlei bewog den König von Preußen noch besonders, weit aussehende Unterhandlungen zu vermeiden: die fortwährend drohende Haltung von Rußland, das sich jeden Augenblick auf seine östlichen Provinzen stürzen konnte, und das Nachgefühl der bestandenen Gefahren. Der französische Gesandte Darget, der bald darauf in seine persönlichen Dienste trat, sagte ihm damals in Dresden, es würde herrlich sein, nachdem er der Held von Deutschland geworden, wenn er nun auch der Pazifikator von Europa werden wolle. Der König antwortete: die Rolle sei schön, aber zu gefährlich. Allzu lebhaft sei ihm der Gemütszustand in Erinnerung, in welchem er Berlin zuletzt verlassen habe; er wolle einen solchen nicht wieder erleben. Es sei ein ewiges „Schach dem Könige“, das man ihm biete. Wäre das Glück ihm zuwider gewesen — und er müsse sich wundern, daß es ihm so treu geblieben sei —, so würde er ein Fürst ohne Thron sein, und sein Land wäre vielleicht der grausamsten Unterdrückung verfallen. Wenn man ihm sage, daß Österreich immer gegen ihn sein werde, so liege das doch so ferne, daß er jetzt wenig darauf achten könne; es genüge ihm, daß er mit dem Kurfürsten von Sachsen in dessen eigener Hauptstadt abschließe und daß der Kanzler von Böhmen daselbst erscheine, um den Frieden nachzusuchen.

Denn dahin war es nun sofort gekommen.

Die ersten eingehenden Anträge empfing Friedrich in dem Augenblick, als er den Kanonendonner von Kesselsdorf hörte. Nach dem Ausgang dieser Schlacht, der Besitznahme von Dresden, konnte man nicht zweifeln, ob Sachsen den Frieden wünsche, der ihm unbedingt notwendig war, sondern nur, ob Friedrich noch die

Bedingungen gewähren würde, die er bisher angeboten hatte. Seine Umgebung fürchtete wohl, er werde es nicht tun, nach drei Wochen von so großem und ununterbrochenem Erfolge, im Besitz des gesamten feindlichen Landes; aber Friedrich übertraf ihre Erwartungen. Schon am 18. Dezember gab er dem Vermittler Nachricht, daß er bei seinem ersten Worte stehenbleiben, sich mit der Annahme der Konvention begnügen wolle. Es ist gewiß, daß er dabei die Hoffnung hegte, den sächsischen Hof auf seine Seite zu ziehen, und wir mögen die Lobeserhebungen nicht wiederholen, welche die Zeitgenossen seiner Mäßigung im Siege machten; ein merkwürdiges Motiv für den Fortgang der moralischen Weltentwicklung liegt jedoch in der Abwesenheit jeder Art von Rachsucht und Vergeltung.

Auch Österreich aber konnte jetzt nicht zögern, seine Hand zum Frieden zu bieten.

Auf einer anderen Seite geriet es soeben in den größten Nachteil. Die spanischen Truppen rückten im Mailändischen vor, wo sie hie und da verletzte städtische Interessen in Schutz nahmen, z. B. in Pavia, und dafür mit Jubel empfangen wurden. Am 16. Dezember zog der spanische General in die Hauptstadt der Lombardei ein; bald folgte ihm Don Philipp nach; die Bevölkerung nahm einen Prinzen, in welchem sie den künftigen eigenen Fürsten sah, mit Freuden auf. Die Kuriere mit den Nachrichten von Mailand und von Dresden müssen einander in Wien beinahe begegnet sein. Indem der Hof den König von Preußen erbittert und energisch, aber fruchtlos bekämpfte, ließ er die alten italienischen Herrschaften verlorengehen.

Und dazu kam nun die bestimmte Erklärung von England, daß sich weder Österreich noch Sachsen im nächsten Jahr auf die hauptsächlich zum Kriege mit Frankreich gewährten Subsidien Rechnung machen dürfte, wenn sie nicht die Grundbedingung alles Erfolges gegen die Franzosen, die Pazifikation mit Preußen, annehmen würden.

Der englischen Subsidien zu entbehren, war in diesem Augenblick für Österreich noch unmöglich.

Das dringendste Motiv von allen aber lag in dem Verhältnis zu Sachsen selbst. Friedrich hatte immer vorausgesetzt, daß ein Angriff auf Sachsen das wahre Mittel sein werde, ihm den Frieden zu verschaffen. Nur durch die Vorstellungen seiner Minister, die Rücksicht auf die Allianz Rußlands mit Sachsen, die Überzeugung, daß die hannoversche Abkunft ganz von selbst dahin wirken werde, war er bewogen worden, davon abzustehen. Die unerwartetste Ge-

fahr hatte ihn endlich dazu vermocht, und Sachsen befand sich in seiner Hand. Unter keiner Bedingung durfte man in Wien diesen Zustand dauern oder Sachsen auch nur seinen besonderen Frieden schließen lassen; es würde dann in Abhängigkeit von Preußen geraten sein.

Alles dies bewirkte endlich, daß Graf Harrach, der sich unter den österreichischen Ministern am wenigsten von dem vorherrschenden antipreußischen Eifer hatte ergreifen lassen, überhaupt ein einfacher Mann, der das Landleben dem städtischen Aufwand vorzog, mild und ruhig, mehr Gehör fand als bisher; er selbst war mit der Unterhandlung beauftragt.

Sein Auftrag ging ursprünglich dahin, in den hannoverschen Festsetzungen noch einige Modifikationen, von denen jedoch nicht erhellt, welcher Art sie gewesen sind, auszuwirken. Der König von Preußen erklärte hierauf, er biete den Vertrag nochmals an, aber ganz so, wie er sei: nicht einen Buchstaben wolle er davon nachlassen. Als Graf Harrach in Dresden ankam, zeigte er sich bereit, die Grundlagen anzunehmen, wie sie waren.

Bei der Ausarbeitung eines förmlichen Vertrages mit Sachsen kamen noch einige Nebendinge in Betracht, z. B. die Abtretung von Fürstenberg und Schiedlo, wo Sachsen einen für Preußen sehr unbequemen Oderzoll erhob, gegen eine Entschädigung an Land und Leuten, über die man sich denn doch nicht definitiv vereinigt hat, so wenig wie über andere Gebietsausgleichungen, von denen die Rede war; die Hauptsache ist, daß die Bestimmungen von Hannover von dem König von Polen einfach angenommen wurden. Die Königin, seine Gemahlin, sollte auf die Ansprüche Verzicht leisten, die sie als geborene österreichische Prinzessin für sich oder ihre Erben jemals auf die im Frieden von Breslau an Preußen abgetretenen Gebiete erheben könnte; der König von Polen versprach, Preußen im Besitz dieser Länder unter keinem Vorwand irgendeiner Art jemals zu stören. Die Feindseligkeiten sollten aufhören, die Kontributionen, in deren Beitreibung man begriffen war, gegen die Verpflichtung, in kurzer Frist eine Million Taler zu zahlen, sistiert und dagegen die preußischen Truppen unverzüglich aus dem Lande geführt werden. Von Entschädigungen wegen der gegenseitig zugefügten Verluste sollte man nicht mehr sprechen. Allen Anlaß zu künftigen Entzweiungen, die aus dem Verhältnis zwischen Sachsen und Preußen entspringen konnten, suchte man auf das sorgfältigste abzuschneiden.

Hierauf wurden endlich auch jene Artikel eines definitiven Vertrages mit Österreich, wie sie Podewils schon vor einigen Monaten

ausgearbeitet hatte, von den Bevollmächtigten dieser Macht angenommen. König Friedrich tritt als Kurfürst der auf den Großherzog von Toskana gefallenen Wahl zum Kaiser bei; dessen Gemahlin, die nun als Kaiserin-Königin anerkannt wird, nimmt dagegen auch ihrerseits die Konvention von Hannover an und bestätigt die Präliminarien von Breslau, den definitiven Frieden von Berlin und die darauf vollzogene Grenzteilung; sie leistet nochmals feierlich auf alle ihre Ansprüche an die durch diese Verträge abgetretenen Lande Verzicht. Sie garantiert dem König alle seine Länder und Staaten ohne Ausnahme; der König versichert ihr das, was sie in Deutschland besitze.

Sir Thomas Villiers, der sich die größte Mühe gegeben, die letzten Schwierigkeiten zu heben, war bei der Unterzeichnung; am 25. Dezember wurde in seiner Gegenwart zuerst der österreichische Traktat gelesen, dann, zugleich in Harrachs Anwesenheit, auch der sächsische; so wurden sie beide unterzeichnet. Villiers, sonst ein Mann von kosmopolitischen und literarischen Tendenzen, dem Podewils im Namen des Königs dankte, war tief gerührt, daß er zum Werkzeug dieser großen Aussöhnung gedient hatte; Podewils versichert, man habe Tränen in seinen Augen gesehen.

„Ich danke dem Himmel“, antwortet Friedrich seinem Minister, „für diese gute Nachricht; ich hoffe, daß das Werk fest und dauernd sein soll.“ Endlich sah er sich wieder im anerkannten Besitz der großen Provinz, deren Erwerbung seinen Ruhm und seine Weltstellung begründete.

Ich finde nicht, daß der französische Hof über diesen Frieden sich ernstlich beklagt hätte. Erklärungen, wie wenn Friedrich sagen ließ, daß er nicht auch das Schicksal so vieler anderer Verbündeten von Frankreich habe über sich ergehen lassen wollen, ohne alle Hilfe zugrunde gerichtet zu werden, ertrugen keine Replik.

In England war man mit dem zweiten Frieden so einverstanden wie mit dem ersten; jedermann kam, den preußischen Gesandten zu beglückwünschen; der Prinz von Wales zeigte die lebendigste persönliche Teilnahme.

Die größte Genugtuung aber erweckte der Friedensschluß, wie sich denken läßt, in Berlin.

Die Stimmung der Hauptstadt war nicht sehr günstig gewesen, als Friedrich seinen ersten Feldzug unternahm; die Schlacht von Mollwitz, das verwegene Vordringen und rasche Zurückgehen in Mähren hatte, trotz der großen Erfolge, das persönliche Verdienst des Fürsten zweifelhaft gelassen. Die Unternehmung des zweiten Krieges fand um so mehr Widerspruch, da man zu Berlin für den

vornehmsten Beweggrund, die Angelegenheiten des Kaisers und des Reiches, wenig Mitgefühl hegte. Dagegen hatte der Feldzug von 1745, die umsichtige, zurückhaltende Vorbereitung, die kühne und glückliche Ausführung einer Schlacht wie die von Hohenfriedberg, die allgemeine Bewunderung erweckt. Sie ward durch die großartige Haltung der folgenden Monate und die heldenmütige Abwehr des Anfalls von Soor gesteigert. Als Friedrich im Oktober zurückkam, ward er ganz anders gefeiert als früher jemals, und es machte ihn glücklich, es zu bemerken. „Ich sehe", hörte man ihn sagen, „daß meine Bürger mich lieben; so haben sie bei meiner Thronbesteigung sich nicht gezeigt." Daß nun aber ein umfassender Plan, auf das Verderben des Staates, namentlich aber der Hauptstadt, berechnet, durch die Raschheit, den Entschluß und das Glück des Fürsten vernichtet worden, daß er den Frieden, den man ihm verweigert, sich mit dem Schwerte erobert hatte, fügte der Verehrung die Dankbarkeit hinzu; nie ward ein brandenburgischer Fürst mit größerem Enthusiasmus empfangen als Friedrich bei seiner Rückkehr von Dresden; ist es wohl hier zum erstenmal gewesen, daß er mit allgemeiner Beistimmung und feierlich als der Große begrüßt wurde. Das kritische Urteil der Hauptstadt, das in ernsten Dingen schwer zu gewinnen ist, erkannte ihn endlich ohne Bedingung und Rückhalt an; man setzte Friedrichs Triumphe den römischen und mazedonischen zur Seite.

Bei den Zeremonien der Friedensverkündigung war eine der vornehmsten das Schließen eines symbolischen Janustempels. Denn Frieden vor allem hatte man gewünscht und glaubte, ihn auf lange Zeit zu haben, der König wie das Volk.

In jenem Gespräch mit Darget äußerte Friedrich, er sehe mehr wahren Ruhm darin, für das Glück und die Wohlfahrt seiner Untertanen zu sorgen, als sich mit der Beruhigung von Europa zu beschäftigen. So schrieb ihm Maupertuis, er habe in wenig Wochen so viel getan, als der glücklichste, geübteste Heerführer nur immer vermöge: größer als er sei, könne er nur werden im Frieden.

ZWÖLFTES BUCH

JAHRE DES FRIEDENS

Wenn wir dem Kampfe der Waffen und der Politik mit möglichster Aufmerksamkeit bis in das einzelne gefolgt sind, so liegt doch das Ereignis nicht allein in den momentanen Erfolgen, noch auch allein in dem Gegensatz der beiden deutschen Mächte als solcher, sondern noch andere Momente nehmen wir wahr, welche dabei entscheidend mitwirkten. Alles beruht auf den großen Bewegungen der europäischen Mächte, die weit in die vergangenen Zeiten zurückgreifen[1]. Was war es, was der Monarchie von Österreich in dem Moment, als alle ihre Gegner sich erhoben und ihre Auflösung unvermeidlich erschien, am meisten zustatten kam? Es war der alte Gegensatz des Hauses Österreich gegen das Haus Bourbon. Die österreichische Macht war notwendig, um dem Übergewicht der Bourbonen, das durch den Kardinal Fleury auf dem Kontinent gewaltig erneuert wurde, Widerstand zu leisten. Aus diesem Grunde hielt die englische Nation das österreichische Hausgesetz aufrecht. Die Unterstützung des Parlaments gab der Königin zuerst einen gewissen Rückhalt, welcher den Anfang ihres wiederkehrenden Glückes bezeichnet.

Aber nicht auf politischer Kombination allein beruhen die großen Staaten. Österreich entwickelte eine, die an sich so verschiedenen Provinzen zusammenhaltende innere Lebenskraft. Die Bedingung alles Fortbestehens beruhte auf der Auseinandersetzung mit Ungarn, welche Maria Theresia in dem Moment ihrer größten Gefahr durchführte, so daß ihr der Beistand der kriegerischen Magyaren in der Form ihrer altgewohnten Kämpfe mit den Osmanen zuteil wurde. Aber auch in Österreich gab sich — wir bemerkten es — eine spontane Hingebung für die Königin kund. Adel und Bürger billigten die Fortsetzung des Krieges gegen den Fürsten, der nicht ohne einigen Grund Anspruch darauf machte, ihr Erbherr zu sein; sie stellten sich der Tochter Karls VI. freudig zur Seite. Es konnten Heere ins Feld gestellt werden, welche den österreichischen Namen wieder gefürchtet machten. Dieselben Gefühle wirkten bei dem letzten Einbruch Friedrichs auch in Böhmen. Nicht allein die Strategie seines Gegners, sondern die zugleich aus politischen und

[1] Vgl. Band I, Seite 10.

religiösen Gründen wiederhergestellte Sympathie mit dem alten Herrschergeschlecht hat den König genötigt, Böhmen zu verlassen. Auf diesen Verständigungen der Dynastie und der Bevölkerungen von Ungarn, Böhmen und Österreich beruht die spätere österreichische Monarchie. An der Politik Maria Theresias läßt sich mancherlei aussetzen; aber ihre Persönlichkeit, die eine Art von weiblichem Heroismus atmete, und die unerschütterliche Überzeugung von ihrem Rechte gaben dem monarchischen Gefühl neuen Impuls und lebendigen Rückhalt. Weiter aber führte das noch nicht. Obgleich Bayern sehr katholisch war, obgleich Schlesien dem Hause Österreich lange angehört hatte, so war es ihr doch unmöglich, Bayern zu erobern, Schlesien zu behaupten. In Schlesien kam dem König Friedrich eine im stillen angewachsene Verstimmung gegen das Haus Österreich und vor allem die Hinneigung der protestantischen Bevölkerung zu Hilfe; keineswegs alle, aber ein großer und wohl der intelligenteste Teil der Einwohner sah in seiner Eroberung eine Befreiung. Der Katholizismus, der Österreich und Böhmen zusammenhielt, trieb Schlesien auf die preußische Seite. Friedrichs Anspruch beruht auf einer unbestreitbaren althistorischen Grundlage. Er behauptete denselben, da es kein Tribunal für diese Fragen gibt, mit den Waffen, die er auf eine Weise führte, welche die Bewunderung der Welt fesselte. Die Lage der großen Angelegenheiten kam ihm dann zustatten. Von den beiden in Europa miteinander streitenden Parteien mußte eine jede danach trachten, seine unvergleichliche Kriegsmacht zu gewinnen. In diesem Gegensatz behauptete er sich. Friedrichs Politik war wohlerwogen, sicher und wahrhaft; sie hatte ihr territoriales Ziel von Anfang an mit selbstbewußter Beschränkung ins Auge gefaßt und erreichte dasselbe. Der Besitz von Schlesien bildete die Bedingung der Existenz Preußens als unabhängige Macht. Österreich war mächtig und groß auch ohne diese Provinz. In dem Frieden von Dresden waren die beiden Staaten zur Feststellung ihres gegenseitigen territorialen Verhältnisses auf immer gelangt.

In einem Friedensschlusse darf man nicht allein die Beendigung eines Krieges sehen; ein solcher wenigstens, der nicht ein bloßer Waffenstillstand ist, bildet zugleich den Anfang einer neuen Epoche. Den gewaltigen Trieben der Dinge, die zum Kampfe geführt haben, wird, dem Ausschlag der Waffen gemäß, ein bestimmtes Maß und Ziel gegeben, das die folgenden Zeiten beherrscht.

Wenn es bei dem Zweiten Schlesischen Kriege nur darauf angekommen wäre, Schlesien zu verteidigen, so hätte man den Zweck desselben als erreicht ansehen dürfen. Welche Wünsche und Ab-

sichten auch immer die Gemüter bergen mochten, so hatten doch die großartigen Waffentaten des preußischen Heeres das Ansehen Friedrichs und seines Staates so mächtig gehoben, daß er einen neuen Angriff nicht so bald zu fürchten brauchte. Er hatte soeben gezeigt, wie er einem solchen zuvorzukommen und ihn, noch ehe er geschehen, gegen den Feind zu kehren wisse.

Nun war aber der letzte Krieg nicht zunächst Schlesiens halber ausgebrochen, sondern wegen der Hilfe, die Friedrich dem Hause Wittelsbach in Bayern, insbesondere dem Kaiser Karl VII. leistete; sein Ursprung lag vornehmlich in der Frage, ob Preußen vereint mit Bayern, oder abermals Österreich die vorwaltende Autorität in Deutschland besitzen solle; in dieser Beziehung waren die Erfolge des Krieges keineswegs zugunsten von Preußen.

Wohl konnte es als eine Wirkung desselben angesehen werden, daß Bayern nicht von Österreich eingezogen ward; allein zunächst war das nicht einmal ein mittelbarer Vorteil für Friedrich, da dieses Land, mehr als je erschöpft, sich auf das engste an die österreichische Politik anschließen mußte. Die deutsche Krone, welche Friedrich dem Großherzog von Toskana so lange und lebhaft streitig gemacht hatte, war nun doch in den Besitz desselben übergegangen, und man sah die Regierung des Reiches unter dem lothringischen Kaiser sofort wieder in die alten Bahnen einlenken.

Franz I. führte den Reichstag sogleich wieder nach Regensburg zurück; die Denkmünze, die darauf geschlagen ward, scheint anzudeuten, als sei die öffentliche Sicherheit mit der Wiederauffahrt am Rathause von Regensburg verbunden. Der erste Antrag, der daselbst geschah, betraf die allgemeine Bewaffnung; der erste Beschluß, der mit Stimmenmehrheit beliebt ward, war ein Reichsgutachten, nach welchem die Armatur unverzüglich dreifach instand gesetzt werden sollte; die vier vorderen Kreise zeigten sich im ersten Eifer bereit, sogar noch eine größere Anzahl von Truppen ins Feld zu stellen.

Nachdem jene Säkularisationsentwürfe hauptsächlich durch den Widerstand von Österreich gescheitert waren, mußte das Verhältnis der geistlichen Fürsten zu der Macht, der sie ihre Erhaltung verdankten, nur noch inniger werden. Ohne Zweifel lag in diesem wiewohl einseitigen Interesse das wichtigste Moment für die neue Verbindung Österreichs mit der Reichsgewalt; es beherrschte die Mehrheit am Reichstag, was dann auf die Reichskreise zurückwirkte, wo die Mehrheit der Stimmen oder die größere Macht der Geistlichen, wie die des Bischofs von Würzburg in Franken, die Beschlüsse entschied. Friedrich hatte gehofft, das Kurhaus Sachsen

nicht allein durch die gute Behandlung, die er dem Lande wie dem Hofe zuteil werden ließ, sondern auch durch einige Aussicht auf Vergrößerungen von Österreich loszureißen — er hätte damals nichts dagegen gehabt, daß durch irgendeine Abkunft die Stadt Erfurt von dem Erzstift Mainz getrennt und mit Kursachsen verbunden worden wäre; in den geheimen Artikeln des Dresdner Friedens ist ausdrücklich davon die Rede; aber gar bald zeigte sich, daß dies nicht die Politik des Grafen Brühl war; er hielt auch nach dem Frieden an der Verbindung mit Österreich fest. Dasselbe war der Fall mit Hannover.

Wir haben im Eingang ausgeführt, wie sich das Territorialfürstentum in der Opposition gegen die höchste Reichsgewalt entwickelt hat, und wie auch der preußische Staat auf demselben Grunde beruhte. Friedrich II. hatte einen Anlauf genommen, ohne daß er darum selbst nach der Krone gestrebt hätte, auf die allgemeinen Angelegenheiten von Deutschland einen überwiegenden und leitenden Einfluß zu gewinnen, auf der Grundlage des weltlichen Fürstentums das Reich für immer umzugestalten. Es leuchtet ein, daß er mit dieser Absicht vollständig gescheitert war.

Soweit Friedrichs Macht auch alles übertraf, was sich jemals neben den Kaisern erhoben hatte, so ward doch das Verhältnis nicht gänzlich umgewandelt, und der neue Staat behielt den Charakter des Widerstandes gegen die auf anderen Grundsätzen beruhende Reichsgewalt.

Es war nicht freie Wahl, sondern die Notwendigkeit der Dinge, was dem preußischen Staat seine Stellung anwies. Er war durch keinen Anfall in den Kreisen seines Besitztums erschüttert worden, aber zurückgedrängt in jeder weiteren Bewegung nach Deutschland, siegreich für sich, besiegt im Reiche.

Friedrich, der ohnehin nie die ganze Kraft seines Geistes in die Reichsangelegenheiten geworfen hat, nahm diese Stellung an, aber er war viel zu mächtig, um sich in eine Unterordnung zu fügen: er betrachtete sich fast mehr zufällig als deutschen, dem Wesen nach als europäischen Fürsten.

Darin lag die Richtschnur für seine Politik nach außen und nach innen.

Erstes Kapitel.

Politik während des Erbfolgekrieges.

Nicht selten hat man Friedrich II. bei seinen ersten Kriegsunternehmungen mit Karl XII. verglichen; doch war zwischen beiden der größte Unterschied.

Karl XII. hat einst bekannt, wenn er sich zu einem Frieden entschließe, so denke er schon an einen neuen Krieg; er könne im Frieden zu Hause nicht leben. Friedrich II. hatte eine Eroberung gemacht, die er für politisch notwendig hielt, eine sichere, angesehene Stellung erworben. Das ließ er sich genügen. Das letzte Jahr hatte er die Waffen nur für den Frieden geführt; er suchte ihn ferner zu behaupten, während der ganze Westen von Europa im Kriege begriffen war und alles sich bemühte, ihn in denselben hineinzuziehen.

Nicht als einen offiziellen Antrag, aber als einen Vorschlag, über den der Gesandte berichtete, will ich einen merkwürdigen Gedanken erwähnen, den die zweifelhafte Lage der allgemeinen Angelegenheiten in England hervortrieb.

Karl Eduard, der vielleicht eine größere Rolle gespielt haben würde, hätte er sich entschließen können, seine Macht in Schottland zu konzentrieren, war von seinem abenteuerlichen englischen Unternehmen nach Schottland zurückgekommen; hier fand er wirkliche Sympathien in Hochland und Tiefland, und nicht so leicht schien er zu verderben.

Ohne Zweifel hatte er sich zu beklagen, daß die Franzosen ihm nicht ernstlicher zu Hilfe kamen, aber daß diese, indem sie es unterließen, sich dagegen auf Brüssel warfen, welches ihnen keinen Widerstand leistete, konnte doch auch für England die unangenehmsten Verwicklungen herbeiführen.

Die Seemächte hatten gehofft, von Österreich nach dem preußischen Frieden kräftige Unterstützung zu erlangen; bald zeigte sich aber, daß die Kaiserin ihre Anstrengungen nur nach Italien richtete und die Verteidigung ihrer Niederlande den beiden See-

mächten überließ; die Holländer wenigstens waren hierüber sehr mißvergnügt.

Für England aber trat hierbei noch ein anderes Interesse ein. Von dem Eifer der Kolonisten in Massachussets unterstützt, hatten die Engländer im Jahre 1745 die vornehmste Feste des damaligen Nordamerika, welche die Franzosen mit großen Kosten errichtet, Louisburg auf Kap Breton, erobert, und fürchteten nun, daß sie durch widrige Ereignisse in Europa genötigt werden dürften, dieselbe herauszugeben.

In dieser Lage wandten sie ihre Augen auf den König von Preußen, und einer der weitaussehendsten Gedanken tauchte auf, um seine Hilfe zu erlangen.

Man ging davon aus, daß Holland in dem verwirrten Zustande, in dem es sich befinde, vor allem eines Statthalters bedürfe, und zwar eines solchen, der ihm durch anderweite Macht Rückhalt geben und helfen könne: dazu sei niemand so geeignet als der König von Preußen. Um ihn auf immer zu gewinnen, müsse man ihm ein Interesse, eine Stellung gegen Frankreich verschaffen, wie einst das Haus Burgund sie gehabt habe: er müsse die österreichischen Niederlande den Franzosen abgewinnen, und zwar nicht allein sie erobern, sondern auch behalten. Österreich, das sie nicht zu verteidigen vermöge, werde sie abtreten, wenn es unterdessen die Bourbonen aus Italien treiben und die oberrheinischen Provinzen den Franzosen wieder entreißen könne.

Ideen, die, wenn sie später nicht wörtlich realisiert worden sind, doch in den Vorschlägen Pitts von 1805 und in der starken Aufstellung Preußens seit 1815 eine annähernde Ausführung gefunden haben.

Die Engländer meinten, dann würden sie sich nicht weiter in den Kontinentalkrieg zu mischen brauchen; sie würden ein Kriegsheer nach Amerika schicken, ein anderes dort in den Kolonien werben, die Franzosen aus Nordamerika vertreiben und indessen mit der Flotte sich in den Besitz der wichtigsten Seeplätze, wie Kuba, Hispaniola, Portorico, setzen.

Es ist wie ein gemeinsames Unternehmen der germanischen Völker gegen die romanischen: Österreich, Preußen und England sollten zusammenstehen, um die Gegner zu bekämpfen.

So weit gingen jedoch nur die Gedanken einzelner; die englischen Minister hätten einen solchen Vorschlag nicht machen können, zumal da der Prinz von Oranien Schwiegersohn ihres Königs war und dieser alles anwendete, um denselben zur Statthalterwürde zu befördern.



Allegorie auf den Ausgang des Bayerischen Erbfolgekrieges.
Kupferstich von J. C. Krüger nach dem Gemälde von B. Rode.

Aber eine Allianz auf immer boten auch sie dem König von Preußen an; sie ließen ihn noch stärkere Subsidien hoffen, als bisher die Königin von Ungarn gezogen: eine Million Pfund Sterling.

Wäre auch der erste Antrag, der ihm nur als eine Meinung, die in der Nation laut geworden, amtlich vorgetragen worden, so darf man zweifeln, ob er darauf eingegangen wäre. Einen Krieg für Subsidien zu führen, war er viel zu stolz. Er antwortete, so weit sei er noch nicht heruntergebracht, um sich danach umsehen zu müssen.

Und das leuchtete bald ein, daß ohne die Hilfe von Preußen den Franzosen und ihren Verbündeten nicht viel abgewonnen werden konnte.

Des Prätendenten zwar, der von diesen keine nachhaltige Hilfe empfing, wurden die Engländer Herr. Nach seiner Rückkehr auf den schottischen Boden war ihm noch eins und das andere gelungen; kaum aber erschienen die in den niederländischen Feldzügen geübten Truppen unter dem Herzog von Cumberland, so mußte er in die Hochlande zurückweichen. Am 16. April kam es zur Schlacht bei Culloden, die alles beendigte: die Bergschotten drangen mit ihren breiten Schwertern so tapfer wie jemals auf die Engländer ein und durchbrachen die erste Linie, aber es ging ihnen wie den Franzosen bei Dettingen, ihr Vordringen führte sie in das Bereich der englischen Geschütze und eines wohlunterhaltenen Kleingewehrfeuers, welche sie zugrunde richteten. Wie sah man den verwegenen Anlauf plötzlich in eine so wilde Flucht verwandelt!

Der preußischen Hilfe, die schon in Anspruch genommen war, bedurfte England hierauf nicht mehr.

Auf dem Kontinent dagegen behielten die Franzosen die Oberhand. Es wäre hier nicht am Ort, ihren Krieg zu erzählen, es genügt schon, in Erinnerung zu bringen, daß sie im April 1746 Antwerpen eroberten, im Juli Mons, im August Charleroi, Namur im September; — im Oktober gewann der Marschall von Sachsen die Schlacht bei Raucoux. Nachdem sie gegen Ende 1746 alle österreichischen Niederlande, ausgenommen Luxemburg, Limburg und Geldern, in ihre Hände gebracht hatten, machten sie Anfang 1747 einen Angriff auf das holländische Gebiet. Das hatte nun zwar die Folge, daß die Veränderung zustande kam, welche dort schon lange vorbereitet worden: durch eine Empörung ward das aristokratische Regiment gestürzt, wie 1672, und der Prinz von Oranien zum Generalkapitän und Statthalter erhoben, aber dies war weder ein Wilhelm III. noch ein Friedrich II.; den Krieg zu führen, wohnte ihm kein Talent bei; die holländischen Truppen schlugen sich

unter ihm nicht besser als vorher; bei Lafeld, Juli 1747, haben eigentlich nur die Engländer dem Marschall von Sachsen tapfere Gegenwehr geleistet, doch trug er abermals den Sieg davon. Die Festung Berg op Zoom, die man als das Meisterstück Coehorns und den Schlüssel von Holland betrachtete, ward, nach zweimonatiger Belagerung, in der Nacht vom 16. September zuletzt noch durch Überraschung von den Franzosen genommen.

Um vieles besser gingen die Sachen der Verbündeten lange Zeit in Italien, wohin Maria Theresia nach dem Frieden mit Preußen ihre besten Kräfte warf.

Noch war eine ernstliche Belagerung des Kastells von Mailand gar nicht begonnen, als die Husaren Bernclaus von Pizzighetone und Lodi her in der Nähe der Hauptstadt erschienen. Der Infant Don Philipp, der den Winter über die Vergnügungen derselben genossen hatte, mußte sich am 19. März 1746 entfernen; zwei Stunden nach seiner Abreise ward Mailand im Namen Maria Theresias in Besitz genommen. Hierauf erneuerte der König von Sardinien abermals seine Verbindung mit der Königin und wandte auch seinerseits die Waffen gegen die Bourbonen. Am 16. Juni wurde die spanische Kriegsmacht bei Piacenza aus dem Felde geschlagen; man bemerkte, daß den Österreichern die kleinen Geschütze, welche sie nach preußischen Mustern gegossen hatten, treffliche Dienste leisteten, und die ganze Gewalt der Austrosarden wälzte sich gegen Genua. Der Tod König Philipps V. von Spanien, die Thronbesteigung seines Nachfolgers Ferdinand VI., das Schwanken der Politik und der Wechsel des Befehlshabers, die hiermit in Verbindung standen, trugen nicht wenig dazu bei, die Lage der Genuesen zu verschlimmern, und bald sahen sie sich genötigt, an eine Kapitulation zu denken. Als sie beim Abschluß derselben auf ein Hindernis, das in ihren Gesetzen liege, provozierten, soll ihnen Marquis Botta Adorno, der hier die Unterhandlungen leitete, geantwortet haben, für sie gelte jetzt nur ein Gesetz, und das sei, dem Sieger zu gehorchen. Sie mußten sich zu einer Kontribution von 9 Millionen Gulden verstehen, durch welche die Königin instand gesetzt wurde, den Offizieren ihrer Armee den rückständigen Sold zu zahlen.

Die Absicht der Königin wäre nun noch immer gewesen, den Krieg gegen Neapel wieder aufzunehmen; Bartenstein ließ sich verlauten, daß der Friede von Europa nicht bestehen könne, solange noch ein einziges Glied des Hauses Bourbon in Italien regiere. Wenigstens Sardinien konnte nichts dagegen haben, da die ihm be-

willigten Abtretungen sich an die Ausführung dieses beim Traktat von Worms gefaßten Planes knüpften.

Davon wollten aber die Engländer nichts mehr hören. Sie hofften, den neuen König von Spanien zu gewinnen, und trugen Bedenken, mit der in Italien regierenden Linie seines Hauses zu brechen; statt sich in ein neues, in seinen Folgen unabsehliches Unternehmen zu stürzen, dachten sie vielmehr den Sieg in Italien gegen Frankreich selbst zu benutzen und dessen Kräfte von Holland abzulenken.

Nach einigem Widerstreben trat die Königin diesem Vorhaben bei. General Browne, dem wir schon an den schlesischen und den neapolitanischen Grenzen begegnet sind, sammelte im November 1746 ein österreichisch-sardinisches Heer von 30 000 Mann und setzte sich damit nach der Provence in Bewegung; in der Mitte des Dezember nahm er Frejus und erwartete nur das grobe Geschütz, um die Belagerung von Antibes zu eröffnen.

Aber diese Unternehmung war nicht glücklicher als so viele ähnliche in früherer oder späterer Zeit.

Die Genuesen hatten zwei Dritteile ihrer Kontribution abgetragen, jedoch in der Hoffnung, das dritte würde ihnen erlassen werden; daß dies nicht geschah, erregte eine allgemeine Erbitterung, die nach der Entfernung des großen Heeres bei geringem Anlaß zu einem Volksaufruhr führte, vor welchem die österreichische Besatzung weichen mußte.

Durch diese Bewegung in ihrem Rücken waren die Österreicher genötigt, die Provence zu verlassen, und nur vergebens suchten sie im nächsten Jahre sich an Genua zu rächen; die Franzosen kamen der Stadt nicht allein mit guten Geschützmeistern zu Hilfe, sondern auch mit einem Truppenkorps, welches Sardinien bedrohte und beschäftigte. Hierauf mußte die Belagerung aufgehoben werden; in Italien war so wenig an eine Eroberung zu denken, wie in den Niederlanden an eine Wiedereinnahme der verlorenen Barriere.

Man hielt großartige Anstrengungen für nötig, um nur das zu behaupten, was man noch innehatte; nicht allein deutsche Truppen, sondern auch 30 000 Russen, die noch zum Anfang des Feldzuges im Jahre 1748 in den Niederlanden erscheinen sollten, wurden von den Seemächten in Sold genommen.

Schon zeigte sich aber, daß Holland nicht mehr fähig war, zu den Kosten beizusteuern; es sah sich wie vormals in der Notwendigkeit, bei England eine beträchtliche Anleihe zu suchen.

Hierauf zog man auch im englischen Kabinett in Betracht, daß, obgleich man jetzt noch allenfalls gerüstet sei, die Sache doch nicht anders als schlecht gehen werde, wenn der Mangel an Geld während

des Krieges zum Ausbruch komme; und diejenigen Mitglieder desselben, welche schon längst auf Frieden gedrungen hatten, erlangten das Übergewicht.

Auf der anderen Seite waren auch die Franzosen an Kräften erschöpft und wünschten nichts mehr, als die nordamerikanischen Gebiete wiederzugewinnen, welche sie verloren hatten; beide Teile neigten sich zum Frieden.

Die Engländer hatten die Oberhand zur See, aber die Franzosen zu Lande. Der Friede ward nur dadurch herbeigeführt, daß kein Teil den Vorteil des andern anerkennen wollte und es vorzog, auf den eigenen Verzicht zu leisten. Die Engländer gaben ihre amerikanischen, die Franzosen ihre niederländischen Eroberungen heraus.

Den Engländern war es fürs erste genug, daß Ferdinand VI. ihnen einige kommerzielle Erleichterungen zusagte, die durch weitere Übereinkunft festzusetzen seien; dagegen willigten sie ein und setzten es bei ihren Verbündeten durch, daß dem Infanten Don Philipp nach dem Wunsche der Bourbonen eine Ausstattung in Parma und Piacenza zuteil wurde.

Noch einmal kam nun hierbei die Frage über Schlesien vor.

Der Wiener Hof wollte die Garantie von Schlesien für den König von Preußen nicht in einen Traktat aufgenommen sehen, der ein neues Grundgesetz für Europa werden sollte. Georg II. wäre für seine Person geneigt gewesen, demselben Gehör zu geben, aber sein Ministerium, das sich nach einem abermaligen Schwanken noch einmal befestigt hatte, wollte weder eine so wichtige Sache unentschieden lassen noch vollends den König von Preußen beleidigen. Die englische Nation war gegen Ende des Krieges ebensogut preußisch, wie sie im Anfang desselben österreichisch gewesen war. Ich bin der Abgeordnete eines Ministeriums, welches durch den allgemeinen Beifall stark ist, sagte der Gesandte Legge, der im April 1748 nach Berlin kam, und einer Nation, die den König von Preußen ehrt und liebt als einen großen Fürsten und Helden, seinen Taten eine unaussprechliche Bewunderung widmet und ihm die Garantie aller seiner Staaten von Europa verschaffen will. Was er in Berlin versprach, ward in Aachen bereits ausgeführt. In den am 30. April unterzeichneten Präliminarien heißt es, daß alle Mächte, die bei dem Traktat beteiligt seien, dem König von Preußen das Herzogtum Schlesien und die Grafschaft Glatz, soweit er sie jetzt besitze, garantieren sollen. Die Pragmatische Sanktion war nicht mehr, wie im Vertrage zu Worms, von vornherein erneuert, sie ward in einem späteren Artikel bestätigt, aber mit ausdrück-

licher Ausnahme der geschehenen Abtretungen, besonders Schlesiens.

Die definitive Annahme dieser Festsetzungen war noch einige Monate zweifelhaft. Wer wollte sich wundern, wenn es die Kaiserin nach so großen Anstrengungen schwer fand, in die Verluste, die man ihr auf verschiedenen Seiten anmutete, zu willigen. Aber den Krieg allein fortzusetzen, war sie nun einmal nicht imstande; endlich, jedoch mit großer Erregung gegen England, fügte sie sich in das Unvermeidliche und ließ den Traktat am 18. Oktober 1748 unterzeichnen.

Es waren zwei große europäische Fragen gewesen, welche den Ausbruch des Krieges veranlaßt hatten, die maritime und die kontinentale. Von diesen ward die erste im Frieden eigentlich nur vertagt, die zweite ward dem Wesen nach entschieden.

Österreich, in seinem Dasein bedroht, behauptete sich, zwar nicht in seinem früheren Umfange, vielmehr mit ansehnlichen Schmälerungen, welche die Verbündeten, die durch ihr Geld die größte Hilfe geleistet, jenseits der Alpen erzwungen, diesseits gebilligt hatten, aber dennoch als europäische Macht.

Preußen ward als eine solche zum erstenmal allgemein anerkannt.

Friedrich hatte sich immer Glück gewünscht, daß er von den Stürmen der Welt nicht jeden Augenblick für sich zu fürchten habe, daß er den Donner des Ungewitters nur von ferne brausen höre. „Man ist glücklich", ruft er aus, „wenn man sich aus Mäßigung ruhig hält." Zugleich aber war dies auch die beste Politik, die er beobachten konnte. Indem er auf Frankreich alle Rücksicht nahm, wie er denn die Pragmatische Sanktion auch unter den jetzigen Umständen erst alsdann gewährleistete, als es Frankreich genehmigte, wußte er doch auch die englische Nation für sich zu gewinnen. Die Übereinstimmung der beiden Mächte gehörte dazu, ihm seine große Erwerbung zu sichern.

In den letzten Jahren war ihm noch eine andere gelungen, von bei weitem geringerem Umfang, in viel ruhigerem Wege, aber für das Ganze seines Staates ebenfalls von großer Bedeutung.

Zweites Kapitel.

Erwerbung von Ostfriesland.

Ein näheres Verhältnis zwischen Brandenburg und Ostfriesland hat zuerst Kurfürst Friedrich Wilhelm eingeleitet. Als Holland in den Streitigkeiten zwischen dem regierenden Hause und den Ständen sich ein oberherrliches Recht anzumaßen schien, im Jahre 1683, erteilte der Kaiser, indem er beiden Teilen verbot, sich an auswärtige Mächte zu wenden, dem Kurfürsten ein Konservatorium zugunsten der Stände, infolgedessen eine brandenburgische Besatzung erst in Gretsyl, dann in Emden erschien. Es waren die Zeiten, in denen Friedrich Wilhelm an seinen alten Verbündeten Holland und Spanien ihren Abfall, der ihm das bereits eroberte Pommern gekostet hatte, zu rächen suchte. Emden ersah er zum Mittelpunkt seiner maritimen Unternehmungen, und schon damals fuhren ostfriesische Schiffe unter brandenburgischer Flagge. Überdies aber forderte er von Kaiser und Reich als einen Teil der ihm zugesagten Entschädigung, denn bereits schien dem Hause der Cirksena keine lange Dauer mehr bevorzustehen, die Exspektanz auf dieses Fürstentum. Ihm wurde sie noch versagt. Allein Friedrich III., der sich in den großen Angelegenheiten an den Kaiser anschloß, erlangte sie, wir sahen, unter welchen Umständen, in Rücksicht seiner bereits dem Lande geleisteten Dienste in aller Form.

Diese Anwartschaft, wenn der Fall eintrete, durchzuführen, bildete seitdem einen der wichtigsten Gesichtspunkte der brandenburgischen Politik; zu den Irrungen Friedrich Wilhelms mit Holland und Hannover, welche den Anfall Ostfrieslands an Preußen nicht gern sahen, trug auch diese Frage nicht wenig bei.

Nun befand sich aber damals Ostfriesland in sehr zerrüttetem Zustande. Die Streitigkeiten zwischen Fürsten und Ständen, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts meistenteils ruhten, versetzten dieses Land noch einmal in heftige Gärung und führten sogar zum Blutvergießen. Der Grund war folgender.

Die Verwaltung der Landeseinkünfte, die ausschließlich in den Händen der Stände lag, hatte, wie gewöhnlich, zu vielen, zum Teil nicht ungegründeten Klagen gegen dieselben Anlaß gegeben; der Kanzler des Fürsten, ein Mann von Feuer und Selbstgefühl, Zögling der hallischen Schule, in dem sich die Grundsätze des Thomasius mit dem lutherischen Pietismus vereinigten, des Namens Brenneisen, unternahm, das fürstliche Interesse geltend zu machen. Er erlangte einige kaiserliche Dekrete zugunsten desselben und brachte nach und nach, zum Teil durch Überredung, zum Teil durch offene Gewalt, die Mehrzahl der Stände auf seine Seite, keineswegs aber alle: die Ritterschaft und die vornehmste Stadt im Lande, Emden, hielten ihm fortwährend Widerpart, und eine vollkommene Spaltung erfolgte. Zwei Parteien bildeten sich, die dann und wann entgegengesetzte Landtage hielten; zwei verschiedene Landesadministrationen, die eine zu Aurich, die andere zu Emden, traten einander gegenüber, sowohl die gehorsamen Stände als die renitierenden, denn diesen Namen gab man ihnen, wollten das Land sein. Der letzte Fürst aus dem Hause Cirksena, Karl Edzard, hat nicht einmal die Huldigung einnehmen können; nach Emden ist er niemals gekommen, obgleich er seinen Wohnsitz nur ein paar Meilen davon hatte. Übrigens aber erlangten die gehorsamen Stände in dem größeren Teile des Landes das Übergewicht. Die renitierenden waren von den Landtagen und Ämtern ausgeschlossen, sie wurden zum Teil ihrer Güter, die Stadt Emden ihrer Herrschaften beraubt. Von alten Zeiten her befand sich eine kaiserliche Sauvegarde im Lande; die innere Fehde hatte aber auch andere Truppen ins Land gezogen, Holländer und Preußen, die mehr auf seiten der Stände, einige Kompanien Dänen, die auf seiten des Fürsten waren. Auch an Hannover hatte er einen Rückhalt, das eine Erbverbrüderung geltend machen wollte, die aber in offenbarem Widerspruch mit der von dem Reich gewährten Anwartschaft stand. An eine zusammenhaltende Landesverfassung, einen geordneten Zustand war nicht zu denken, als der letzte Cirksena, Karl Edzard, in der Nacht vom 25. Mai 1744 verstarb. Man erzählt, sein Tod sei dadurch beschleunigt worden, daß sich die Meinung, mit der er sich seit einiger Zeit geschmeichelt, als habe seine Gemahlin Aussicht auf Nachkommenschaft, als irrig erwies.

Hierauf bekamen nun die preußischen Gerechtsame Realität, doch sieht man wohl, daß es nicht allein darauf ankam, eine erledigte Stelle einzunehmen, sondern zugleich den Nebenbuhlern zuvorzukommen, die fremden Einwirkungen zu entfernen, vor

allem dem Lande den inneren Frieden zurückzugeben, es überhaupt wieder zu einem Lande zu machen.

Schon vor dem Tode Karl Edzards hatte der König von Preußen Sorge getragen, sein Recht von einzelnen Ständen anerkennen zu lassen. Baron Wedel von Evenburg behauptet in einem späteren Briefe, der erste gewesen zu sein, der dies getan habe; von Karl Philipp zu Inn- und Knyphausen findet sich ein Revers vom 13. Mai 1744 vor, worin er den Anspruch des Königs als rechtsbeständig anerkennt; an demselben Tage wurden die Ratifikationen einer mit der Stadt Emden in dem nämlichen Sinne getroffenen Übereinkunft ausgewechselt, die auch deshalb von größter Wichtigkeit wurde, weil sie die Besitznahme wesentlich erleichterte.

Unmittelbar nach dem Tode des Fürsten lud der Rat von Emden den Befehlshaber der holländischen Truppen, mit dem schon seit längerer Zeit kein gutes Vernehmen bestand, auf das Rathaus ein und ersuchte ihn, der bevorstehenden Besitzergreifung kein Hindernis in den Weg zu legen. Er erstaunte, fügte sich aber. Schon war dem Befehlshaber der preußischen Truppen, Major Kalkreuth, noch ein anderer preußischer Bevollmächtigter, der Kreisdirektorialrat Homfeld, zur Seite gegeben. Durch deren vereinigte Veranstaltung wurde der preußische Adler unverzüglich an die Burg angeschlagen, ein königliches Patent an den öffentlichen Plätzen angeheftet. Noch an demselben Morgen geschah die Huldigung des Rats; bei den Akten befindet sich der von vier Bürgermeistern und acht Ratsherren unterzeichnete und besiegelte Revers.

Diese Bereitwilligkeit ward der Stadt dadurch erwidert, daß ihre entfremdeten Herrschaften ihr sofort wieder eingeräumt wurden.

Höchst unvollständig aber und der Anwartschaft auf das Fürstentum mitnichten entsprechend wäre diese Besitzergreifung gewesen, wenn sich nur die bisher renitierenden Stände dem König von Preußen angeschlossen hätten; vielleicht wäre dann alles noch einmal zweifelhaft geworden.

In der Tat erhob die Tante des verstorbenen Fürsten, Friederike Wilhelmine, in Verbindung mit ihren Schwestern, denn Ostfriesland sei ein gemischtes Lehen und falle auch an die weibliche Deszendenz, den Anspruch, die bisherige Regierung fortzusetzen. Zwei Mitglieder des geheimen Rates schlossen sich ihr an und machten einen Versuch, die bisherigen gehorsamen Stände dafür zu gewinnen; sie besetzten, denn immer hatte Dänemark die An-

sicht geäußert, die Schlösser von Aurich und Berum mit ein paar Kommandos dänischer Truppen. Allein sie fanden weder in den eigenen Behörden, noch in den Ständen, noch vollends in der Stadt Aurich den Beifall, auf den sie rechneten. Jedermann war der bisherigen Entzweiung müde und sehnte sich nach einem einträchtigen Landesregiment. Die Stadt Aurich nötigte die beiden Räte, die Truppen von den Schlössern wieder wegzuschaffen. Am 1. Juni ward die preußische Besitzergreifung auch in Aurich in aller Form vollzogen. Die fürstlichen Truppen gesellten sich der Kompanie Preußen zu, die daselbst einrückte, und traten in königliche Dienste. Das Land folgte diesem Beispiele nach.

Alles dies geschah während jenes Aufenthaltes des Königs Friedrich im Bade zu Pyrmont, dessen wir gedachten. Er hatte den Fall noch nicht so nahe gedacht und nahm keinen Teil an diesen Dingen, die den früheren Veranstaltungen gemäß von Berlin aus geleitet wurden. Nun aber, höchst erfreut über den glücklichen Anfang, griff auch er persönlich in dieselben ein.

Der Justizminister Cocceji, der schon früher in den ostfriesischen Angelegenheiten gearbeitet, war damals eben in Quedlinburg beschäftigt, die Nachfolge der Schwester des Königs, Amalie, in dem Stifte festzusetzen; diesen berief er zu sich, beauftragte ihn, im Vereine mit Homfeld, die Landeshuldigung einzunehmen und eröffnete ihm seine Gesichtspunkte.

Er erklärte sich bereit, die Privilegien des Landes anzuerkennen, den Rechtshändeln zwischen den Fürsten und Ständen ein Ende zu machen, doch wünschte auch er dagegen etwas bessere Leistungen der Stände zu seinen Gunsten, als die Fürsten bisher genossen hatten.

Am 6. Juni langte Cocceji in Aurich an; den nächsten Tag traf eine Abteilung des in Wesel garnisonierenden preußischen Militärs bei ihm ein.

Es waren nur 500 Mann, aber ihr bloßes Erscheinen bewirkte, daß die dänische Einquartierung, welche die Ansprüche der Prinzessin verteidigen zu wollen geschienen, in größter Eile das Land verließ; die kaiserliche Sauvegarde, der die Einwohner jetzt Obdach versagten, löste sich auf; Hauptmann und Gemeine legten ihre Dienste nieder.

Ungehindert von fremder Einwirkung und nicht mehr getrennt durch die alte Parteiung konnten sich nun die Stände versammeln. Es war das erste Mal seit langen Jahren, daß sie sich sämtlich wieder vereinigten. Der Adel, die Abgeordneten der Städte und

Bauernschaften, die letzten 180 Köpfe stark, fanden sich zum 20. Juni in Aurich ein.

Die erste Frage war die bei allen ständischen Huldigungen hergebrachte, ob zuerst die Beschwerden abgetan oder die Reversalien ausgetauscht werden sollten. Die Beschwerden waren unabsehlich, und die Zeit, welche ihre Erledigung gekostet hätte, würde leicht die Ansprüche der Nachbarn erweckt haben. Cocceji und Homfeld bewirkten, mit Unterstützung der Ritterschaft, daß zuerst das Homagialgeschäft vorgenommen wurde.

Der König versicherte den Ständen in seinem Revers, daß er sie samt und sonders bei ihren wohlhergebrachten Privilegien, guten Gewohnheiten und alten Rechten zu schützen königlich entschlossen sei. Die Stände versprachen, ihn als ihren Fürsten und Herrn zu erkennen, ihm treu und gehorsam zu sein, nach Inhalt ihrer Akkorde. Diese Akkorde, wie sie vom Nordner Landtagsschluß 1620 bis zu dem in Aurich 1699 zustande gekommen, wurden vom König in allen ihren Punkten und Klauseln „wohlwissentlich und wohlbedächtlich" bestätigt.

Man hatte bisher gestritten, ob Ostfriesland reichskonstitutionsmäßig oder nach den Landesakkorden regiert werden solle. Das erste Resultat der preußischen Besitznahme lag darin, daß die kaiserlichen Dekrete nicht mehr gelten, sondern die Verfassung auf die alten Verträge gegründet oder vielmehr, daß diese durch einen neuen mit der neuen Landesherrschaft bestätigt werden sollten.

Bei der Abfassung des neuen Vertrages war das Verfahren, daß die Stände ihre vornehmsten Forderungen schriftlich übergaben. Die königlichen Kommissarien nahmen diese im allgemeinen an und suchten nur ein Überschreiten durch bedingende Zusätze zu verhüten. Die wichtigsten Punkte sind, daß die Stände sich vereinigen und ihre Rechte gemeinschaftlich vertreten dürfen, die Beschlüsse des Landtags unbedingt ausgeführt, die Landesmittel von den Ständen bewilligt und von ständischen Administratoren verwaltet werden sollen. Was das letzte betrifft, so stellen Homfeld und Cocceji dem König vor, alle bisherigen Irrungen seien daher entstanden, daß sich der Fürst der ihm dadurch auferlegten engen Fesseln zu entledigen gesucht habe, und lagen ihm an, dies zu vermeiden. In allen Punkten wurde der Landesverfassung eine freie und volle Wirksamkeit gewährt. Sollte sich die Regierung allzu beschränkt fühlen, so konnte sie nicht mehr durch kaiserliche Dekrete oder infolge fürstlicher Befugnisse,

wie sie sonst vorbehalten worden, sondern nur durch Verhandlung mit den Ständen darüber hinwegkommen.

Bisher hatte der Fürst von Ostfriesland außer der Rente seiner Domänen von den Landesmitteln nur eine Beisteuer von 12 000 Talern des Jahres empfangen; die Stände willigten ein, sie für den neuen Fürsten auf 24 000 Taler zu erhöhen.

Mehr Hin- und Herreden erweckte eine andere, dem militärischen Charakter von Preußen, aber nicht dem Zustand von Ostfriesland entsprechende Forderung des Königs: die alljährliche Stellung einer Anzahl von Rekruten für seinen Dienst. Hiergegen erhob sich mannigfaltiger Widerspruch. Das Land sei ohnehin noch nicht hinreichend bevölkert; wenn man den ersten jungen Mann ergreife und ihn zum Rekruten mache, so werde man die Edelhöfe, die von fremden Pächtern bewirtschaftet würden, veröden sehen. Noch größere Aufregung aber werde eine solche Neuerung unter den einheimischen angesessenen Bauern hervorbringen; es werde ihnen unerträglich vorkommen, wenn man ihre Söhne, welche landtagsfähig seien, zu Soldaten wegnehme. Auf diese Vorstellungen, die von den am besten preußisch gesinnten Ständemitgliedern unterstützt wurden, gab der König nach und begnügte sich mit einer Geldzahlung an der Stelle der Rekruten.

So kam die Konvention zustande, welche die Grundlage der Verhältnisse zwischen dem neuen Fürsten und der Landschaft bildete. Friedrich hätte für seine fürstliche Macht eine größere Freiheit der Bewegung gewünscht, aber die Minister erinnerten ihn, daß hier nichts seiner Willkür noch seinem Beschluß überlassen, sondern nur die Bestätigung der von den Ständen aufgestellten Bedingnisse möglich sei. Hierauf ratifizierte der König die Abkunft, wie sie war, am 31. Juli 1744.

Ganz und gar konnte es jedoch hierbei sein Verbleiben nicht haben. Die bisher renitierenden Stände bekamen bei dem plötzlichen Umschwung der Dinge ein Übergewicht, welches die bisher gehorsamen hart empfinden mußten. Die Gewaltsamkeit schien sich nur auf die andere Seite zu werfen. Nicht ohne Leidenschaft begann man eine Untersuchung der bisherigen Administration der Landesmittel, die doch zu keinem deutlichen Ergebnis führte, und die von der herrschenden Partei eingeführte war wenigstens nicht besser: Unterschleife der Schatzungsheber, Pachtdefraudationen und was dem mehr ist, kamen immer von neuem an den Tag. Die Forderungen der Stadt Emden, auf den Grund alter, für allgemeine Landesbedürfnisse gemachter Vorschüsse, und die

Gegenrechnung der Landschaft wegen ihrer Rückstände brachten Verwirrung und Aufregung hervor. Es schien dem allgemeinen Landesvorteil entgegenzulaufen, daß Emden sich beklagte, als es im Jahre 1744 dem König gelang, die holländische Besatzung zu entfernen. Dabei waren die Finanzen der Stadt in der schlechtesten Ordnung; sie konnte weder die Zinsen an ihre Gläubiger bezahlen noch ihren Beitrag zu den Landeslasten abtragen.

Unter dem allgemeinen Gefühl der Unhaltbarkeit dieses Zustandes geschahen die Wahlen zu einem neuen Landtag, der im Januar 1749 zusammentrat; einer der ersten Anträge, der sich aus dem Schoße desselben erhob, ging dahin, dem König die Oberaufsicht, „Manutenenz und Direktion“ des gesamten landschaftlichen Kassenwesens zu übertragen. Wie lange und hartnäckig hatten die Stände dies den früheren Fürsten verweigert: dem König von Preußen trugen sie es, im Widerspruch mit der vor wenigen Jahren geschlossenen Konvention, selber an. Sie forderten zugleich eine Reformation des Emdener Stadtwesens; nicht ohne populäre Bewegung, welche die preußischen Truppen ruhig geschehen ließen, ward dieselbe vollzogen; der preußische Kammerdirektor brachte hierauf die bisherigen Streitigkeiten zwischen der Stadt und der Landschaft in einer einzigen Sitzung zum Austrag.

Das Land, dessen eigenes Werk dies war, gelangte dadurch erst zu einer haltbaren Ordnung. Unter der königlichen Oberaufsicht wurden die Landesmittel um vieles besser verwaltet als jemals früher, und alle einzelnen in ihren Leistungen erleichtert. Es hatte seine Schwierigkeit, die Ansprüche der preußischen Administration mit einer auf freiem Akkord beruhenden Verfassung auszugleichen; oft hat die neue Domänenkammer zur Beobachtung derselben angehalten werden müssen; doch geschah es zu allgemeiner Genugtuung.

Als Friedrich im Jahre 1751 seinen ersten Besuch in Ostfriesland machte, ward er mit einem Jubel empfangen, wie er keinem der altheimischen Fürsten jemals zuteil geworden war. Die maritimen Bestrebungen des Großen Kurfürsten wurden wieder aufgenommen; zu dem Ganzen des Staates trug Ostfriesland besonders dadurch bei, daß es durch seine Häfen einen Zusammenhang mit der entferntesten östlichen Welt, Bengalen und China eröffnete. In Emden ward eine asiatische Handelskompanie gegründet, deren erste Unternehmungen große Hoffnungen und allgemeine Teilnahme erweckten.

Eine provinziale Verfassung auf der Grundlage, wie die ostfriesische, bildete allerdings eine große Ausnahme in dem preußischen Staatswesen, wo sonst überall die von dem Reiche übertragenen oder sonst überkommenen fürstlichen Gerechtsame ein durchgreifendes Übergewicht behaupteten; doch waren die Stände auch anderwärts wenigstens nicht ganz beseitigt; unter Friedrich II. trat vielmehr die Rücksicht auf Stände und ihre Teilnahme wieder stärker hervor als früher. Namentlich geschah dies bei einem Unternehmen, das in die ersten Friedensjahre fällt, wo man es an sich nicht suchen sollte, das auch allerdings noch ganz andere Tendenzen in sich schließt, der Umbildung des Gerichtswesens.

Drittes Kapitel.

Coccejische Justizreform.

Den Wert der Justizreform, welche Friedrich II. im Jahre 1746 und den folgenden durch Samuel Cocceji auszuführen unternahm, hat man meistens in dem Versuch gesehen, ein neues Gesetzbuch für das bürgerliche Recht zu gründen. Es war seit vielen Jahrhunderten der erste, zu dem es wieder kam; die Zeitgenossen begrüßten ihn, wie es die darauf geprägte Medaille ausspricht, als eine wahre Rechtsverbesserung, und mannigfaltige Nachfolge hat er gefunden. Es wäre hier nicht am Ort, zu untersuchen, ob der Zweck, ein deutliches und verständliches Landrecht zu gründen, damit wirklich erreicht worden ist, oder ob das Coccejische Gesetzbuch, wie man ihm vorwirft, indem es sich dem römischen und dem kanonischen Rechte entgegensetzen will, doch von denselben sich allzu abhängig zeigt und das wahre Bedürfnis unerfüllt läßt; wenngleich in sich nicht ohne Verdienst, hat es sich doch nicht behaupten können.

Die unternommene Reform hatte nun aber noch eine andere Seite, auf der sie nützlich, ja unerläßlich war. Nicht sowohl das Recht war verderbt, als die Pflege des Rechts, und die Menschen, welche dieselbe handhaben sollten.

Es erscheint wie eine Barbarei, wenn es in einer Verordnung Friedrich Wilhelms heißt: daß man bei den Untergerichten von Berlin lieber auf Leibesstrafe als auf Geldstrafe erkennen solle, — der Grund ist, daß die Stadtgerichte hauptsächlich den Armen zur Last fielen und der König nicht die ganzen Familien zugrunde richten lassen wollte. Auf dem Lande hatten die königlichen Amtleute die Justizverwaltung mit gepachtet, und man kann denken, wie sehr sie nun auf ihren Nutzen sahen. Sie versäumten großenteils, was ihnen befohlen war, das Recht durch einen verpflichteten Justitiarius ausüben zu lassen; in einem Gutachten der Zeit wird versichert, daß es in der Neumark nicht einen einzigen verpflichteten und rechtskundigen Gerichtsverwalter gebe. Die für Kaufbriefe oder Trauscheine herkömmlichen Sporteln wurden

willkürlich erhöht, und wehe dem, der sich dagegen setzte; ihr Stock, ruft der Verfasser jenes Gutachtens aus, das ist ihr Corpus juris. Nicht besser war es in Preußen. Die Hauptleute pflegten ungelehrte und blutarme Verweser zur Rechtspflege zu setzen; unkundige Gerichtsschreiber waren ihnen beigegeben; die einen und die anderen, heißt es in einem Berichte aus Preußen, leben vom Raube.

So die meisten Untergerichte; aber auch die oberen ließen unendlich viel vermissen. Das Hauptübel lag darin, daß sie von schlecht besoldeten Räten, die von Nebenverdiensten leben mußten, überfüllt waren. Eine große Rolle spielten sogenannte Prokuratoren, ungelehrte Menschen, von denen viele einst Lakaiendienste getan, die sich der Einleitung der Prozesse bemächtigten. Sie pflegten, wenn sie die Klagen einreichten, zugleich denjenigen von den Räten zu bezeichnen, dem die Sache als Referenten übertragen werden sollte und auf den sie hierdurch einen gewissen Eindruck erlangten. Die Akten blieben in den Häusern der Räte liegen; eine Menge unerledigter Supplikationen fanden sich beim Botenmeister.

Nun gab es zwar ein höchstes Amt zur Beaufsichtigung der Rechtspflege, den Geheimen Justizrat, der einen Teil des Staatsrats bildete; auch hielt dieser seine Sitzungen regelmäßig, und an einlaufenden Beschwerden fehlte es nicht; aber er ward hauptsächlich aus den Präsidenten der Gerichtshöfe zusammengesetzt, in welchen die Urteile gesprochen waren; man begreift, wenn dann den Beschwerden nicht sehr eifrig nachgefragt, noch ihnen abgeholfen wurde.

Die wiederholten Befehle Friedrich Wilhelms, auf das schärfste darüber zu wachen, daß pflichtvergessene Richter abgesetzt, das Recht ohne Ansehen der Person noch Schikanen verwaltet werde, konnten bei dieser Lage der Dinge nicht weit führen. Obwohl er nicht dahin zu bringen war, die Besoldungen wiederherzustellen, die er auch in den höheren Gerichtshöfen verkürzt hatte, so tat er doch endlich einen Schritt, der als Anfang der Verbesserung zu betrachten ist.

Dem Titel nach hatte man zwar schon drei Staatsminister im Fach der Justiz, aber dies waren Präsidenten verschiedener Kollegien, durch mannigfaltige Arbeiten zerstreut; Friedrich Wilhelm beschloß, einen Minister zu ernennen, der sich ausschließend der Aufsicht über die Justiz zu widmen habe. „Er soll weder in einem Justizkollegium noch in der Verwaltung arbeiten oder mit einer Kommission beschäftigt werden, sondern über die hohen und

niederen Justizkollegien für bürgerliche Rechtspflege, geistliche und Kriminalsachen, auch über das Amt des Fiskus, in Berlin wie in den Provinzen die Aufsicht führen; er soll ihr Generalkontrolleur sein; alle Beschwerden über verzögerte oder vernachlässigte Justiz sollen an ihn gehen; er soll sie im Geheimen Staatsrat vortragen und die Pflicht haben, sie zu heben."

Zu dieser Stelle ward ihm Cocceji vorgeschlagen, der, nachdem er seine Laufbahn an der Universität Frankfurt begonnen, seit mehr als 30 Jahren in preußischen Gerichtshöfen gearbeitet und schon mehrere Versuche einer allgemeinen Rechtsverbesserung unternommen hatte. Er war damals Präsident des Oberappellationsgerichts und Lehnsdirektor; diese Stelle legte er nieder, als er die neue antrat. König Friedrich Wilhelm machte ihm eine anderweite Besoldung aus.

Es war schon etwas, daß ein Mann von großer praktischer Übung, reformatorischem Geist und starkem Willen sich dem Justizwesen im allgemeinen zu widmen den Auftrag bekam; er begann sogleich die Provinzen zu bereisen, was ihm nähere Kenntnis der Mißbräuche verschaffte, und schon damals schickte er sich an, ein allgemeines Landrecht zu verfassen, „desgleichen noch keine andere deutsche Provinz habe". Die weiteren Pläne, die er vorschlug, scheiterten jedoch an der Abneigung Friedrich Wilhelms gegen neue Ausgaben, die nicht zu vermeiden gewesen wären und ihn vielleicht genötigt hätten, seinen Etat zu verändern.

Dieselbe Absicht nahm in den ersten Jahren auch Friedrich II. Dem Minister, der im August 1743 auf eine Erhebung der Salarien sowie der Sporteln antrug, antwortete er, daß man dies auf gelegenere Zeit verschieben und indes dem Hauptübel durch strengere Aufsicht beikommen müsse. Es war eben die Zeit, wo die Streitigkeiten mit Österreich wieder eine Wendung zum Kriege nahmen und alle geistigen und materiellen Kräfte nach einem anderen Ziel hingeleitet werden mußten.

Sowie nun aber der Dresdener Friede errungen worden war, legte er ernstlich Hand an. Er hatte dem Minister schon früher aufgetragen, bei seinen Angaben über den Verfall der Justiz und den Entwürfen, sie zu verbessern, nicht bei der Rinde des bösen Baumes stehenzubleiben, sondern die Wurzel desselben anzufassen; vor einer Umbildung der Kollegien, auf die das meiste ankam, schrak er jetzt nicht mehr zurück.

Zu einer durchgreifenden Reform gewann man übrigens erst in diesem Augenblick eine gesetzliche Berechtigung.

Solange noch der größere Teil der brandenburgischen Länder, wenigstens in den bedeutenderen Sachen, an die Reichsgerichte gewiesen war, ließ sich nichts Durchgreifendes ausführen; jetzt aber änderte sich das. Das gute Verhältnis zu dem Kaisertume unter Karl VII. kam dem König Friedrich, wie in manchen anderen Verhältnissen, so auch in dieser Angelegenheit zustatten. Karl VII. hatte ihm ein allgemeines und unbeschränktes Privilegium de non appellando, wie es bisher die Kurmark genossen, für alle seine Landschaften versprochen. Was einmal im gesetzlichen Wege eingeleitet war, konnte auch der neue Kaiser nicht zurücknehmen; unter dem 31. März 1746 ward dieses Privilegium von Franz I. ausgefertigt.

Der kaiserlichen Rechtsverleihung fügte Friedrich noch eine Maßregel aus eigener Autorität hinzu.

Bisher waren die Akten meistenteils an fremde Juristenfakultäten verschickt worden, wo dann Professoren, ohne eine lebendige Kenntnis der vorgelegten Sachen zu besitzen, Urteile abfaßten, von denen Cocceji sagt, daß man sie zuweilen als vollkommen untauglich aus den Akten habe vertilgen müssen; Friedrich trug kein Bedenken, das Versenden der Akten überhaupt zu verbieten.

Indem er sich dergestalt von der Rechtsentwicklung in Deutschland selbstbewußt losriß (auch den Besuch der fremden Universitäten verbot er), trat der Minister mit dem Plan zu einer durchgreifenden Umgestaltung der gesamten juridischen Verfassung hervor.

Dieser Plan geht auf drei Punkte: Umbildung der Kollegien, des Verfahrens und der Gesetzgebung selbst.

Cocceji forderte, daß in den oberen Kollegien künftig nur eine geringe Anzahl von Räten sitzen solle, aber lauter gelehrte, erfahrene und zuverlässige Männer, vor allen Dingen hinreichend besoldet, um sich ausschließlich ihrem Amte widmen zu können; keiner sollte in mehr als einem Kollegium arbeiten. Die Prokuratoren sollten aufhören, die Advokaten jeder nur bei einem Gerichtshof dienen und nicht im Laufe des Prozesses, sondern erst bei der Beendigung desselben, nach Bestimmung des Gerichtshofes für ihre Mühewaltung honoriert werden. Alle Sporteln sollten in eine Gesamtkasse fließen, damit nicht der Richter durch kleinliche Rücksicht veranlaßt werde, die Prozesse hinauszuziehen. Dessen Pflicht sei vielmehr möglichste Beschleunigung der Sache; er müsse nicht allemal die ganze Ausdehnung der legalen Fristen beobachten, sondern sie, besonders wenn die Parteien in

der Nähe seien, vermindern. Prozesse zwischen Obrigkeiten und Untertanen, Gerichtsherren und Pächtern, welche die langwierigsten von allen, müsse man sogleich mit einer Besichtigung des streitigen Gebietes beginnen. Er verwirft alle Moratorien, besonders in dem Falle, wenn der Schuldner wenig zahlungsfähig sei; es sei besser, er verderbe, als sein Gläubiger. Für den vornehmsten Übelstand von allen erklärt er nochmals die Dunkelheit des Rechtes, denn das römische, das aller Ordnung entbehre, fast überall für und wider ausgelegt werden könne, werde durch das sächsische und das kanonische Recht sowie die unzähligen Edikte nur noch mehr verwirrt: nichts sei notwendiger, als ein allgemeines Landrecht in deutscher Sprache abzufassen, nach der Vernunft und Landesverfassung, und alle anderen Gesetze und Edikte aufzuheben.

Diesen Entwurf legte Cocceji bereits im März 1746 dem Kabinett vor. Er sagte dem König, er wolle ihm eine Probe seiner fünfzigjährigen Erfahrung geben; zum Ruhme Sr. Majestät wolle er etwas ausführen, was noch keine Macht der Welt zustande gebracht habe.

Die Kabinettsräte Schumacher und Eichel nahmen beide lebhaften Anteil an diesem Vorhaben; sie kannten am besten von alter Zeit her den Inhalt der unaufhörlich einlaufenden Beschwerden. Der König sprach Zweifel aus, ob man solche Männer, wie Cocceji anstellen wolle, finden könne, nahm aber den Entwurf mit nach Pyrmont und machte ihn ganz zu seinem eigenen.

In dem Leben Friedrichs darf es als ein Ereignis betrachtet werden, daß ihm, eben indem er die jurisdiktionelle Gewalt in seinem Staate in vollem Umfange erwarb, ein Justizminister zur Seite trat, der sich vollkommen dazu eignete, ihr eine eigentümliche Richtung zu geben. Cocceji war einer der Reformatoren des Naturrechts, er lehnte dabei die Offenbarung und die eingeborenen Ideen ab; den göttlichen Willen sah er in der Vernunft, welche die Gesetze begründe. Sein Standpunkt wird durch die Einwendung von Leibniz bezeichnet, daß die göttliche Weisheit Bestimmungen der Gesetze in sich schließe, wie die Proportionen der Zahlen. Cocceji setzte das Naturrecht mit den Prinzipien des römischen Rechtes in unmittelbare Verbindung, so daß ihm beide zusammenfielen. Diese rationelle Auffassung des Rechtsbegriffes, die den Überzeugungen und Ansichten Friedrichs konform war, verband sich nunmehr mit der höchsten jurisdiktionellen Gewalt des Königs und bestimmte ihre Ausübung.

Bald nachdem der König von Pyrmont zurückgekommen, traf

es sich, daß eine Klage, die den Stempel der Wahrhaftigkeit trug, über den Zustand des Stettiner Hofgerichtes bei ihm einlief. Da sei ein alter abgelebter Präsident, der nichts mehr tue, einige Räte ohne Studien, und daher abhängig von anderen geschickten Leuten, die aber ihren Vorteil suchen; die schlechte Justiz bringe himmelschreiende Mißbräuche hervor, durch welche das Land zugrunde gerichtet werde. Auf die Anfrage, ob dem so sei, antwortete Cocceji, daß es nicht allein beim Hofgericht, sondern auch bei den übrigen pommerschen Gerichten so stehe, daß dieses Land vor allen einer durchgreifenden Reform bedürfe; er erklärte eine solche für sehr ausführbar.

Hierauf, am 15. November 1746, in früher Morgenstunde, fand eine Zusammenkunft zwischen dem König und dem Minister statt. Es würde sehr angenehm sein, wenn der letztere genau verzeichnet hätte, was dabei vorgegangen ist. Wir sehen nur, daß sie sich vollkommen verständigten. Der Beschluß ward gefaßt, zur Ausführung des Planes zu schreiten, und zwar zuerst, wo es am dringendsten zu sein schien, eben in Pommern.

Cocceji entwarf eine Instruktion für sich selbst, nach der Idee, die der König ihm mündlich eröffnet habe, und von der auch der König bemerkt, daß sie seinen Ansichten vollkommen entspreche.

Die allgemeinen Gesichtspunkte sind dieselben, von denen Cocceji bei seinem Entwurfe ausgegangen war; nur tritt eins oder das andere stärker als früher hervor, z. B., daß kein Prozeß angefangen werden solle, wenn nicht vorher der Güte gepflogen worden; hauptsächlich, daß jeder Prozeß in der Regel binnen einem Jahre zu Ende zu bringen sei.

Doch ließ sich die Sache mit einfachen Anordnungen und Verfügungen nicht ins Leben rufen. Eben hier war es, wo Friedrich sich an die Provinzialstände wandte, die das größte und dringendste eigene Interesse an der Verbesserung der Justiz nahmen. In Pommern begrüßten sie das Vorhaben als ein herrliches vaterländisches Werk; die Vorsehung selbst habe Cocceji dazu bestimmt, ihr Vaterland von großem Ungemach zu befreien. Der König hatte sie ersucht, der Kommission, welche zur Justizreform nach Pommern kommen werde, ein paar Deputierte beizugeben, und schlug ihnen dazu den Landrat von Walsleben und den Dekan von Kleist vor. Eben diese wurden von den Ständen ernannt.

Cocceji hatte nun die unter Friedrich Wilhelm begonnene Kammergerichtsprozeßordnung durchgesehen und in die Form des Codex Fridericeanus gebracht; so legte er seinen Entwurf, als er im Januar 1747 nach Pommern kam, den Deputierten und

einigen Mitgliedern der dortigen Gerichtshöfe vor; sie haben ihn mit ihren Bemerkungen begleitet, die oft recht merkwürdig sind.

Die Hauptsache war, daß die bisherige Regierung und das bisherige Hofgericht zu Stettin vereinigt und der neue Gerichtshof mit einer kleinen Anzahl hinreichend besoldeter Räte versehen wurde, die Prokuratoren wegfielen, die Sporteln von Regierung, Hofgericht, Lehnskanzlei und Konsistorium in eine gemeinschaftliche Kasse flossen, aus der man die Subalternen besoldete. Was in Stettin geschah, ward in Köslin wiederholt. Die neueingerichteten Kollegien warfen sich dann mit unvergleichlichem Eifer auf die Erledigung der alten und neuen Prozesse. Den Advokaten war aufgegeben worden, über die alten Prozesse einen kurzen Entwurf der Lage der Sache und der vornehmsten Schwierigkeiten, an die sich ihre Erledigung gestoßen habe, zu machen und die Punkte zu bezeichnen, auf die es noch ankomme; bald nach der Ankunft des Ministers ward zur Abarbeitung derselben geschritten. Mit nicht geringer Freude meldete Cocceji im Mai 1747, daß ein Grenzstreit zwischen der Kammer und einigen Edelleuten, der schon über zweihundert Jahre geschwebt und über den 70 Bände Akten geschrieben wurden, jetzt besonders durch den Fleiß von Jarriges und Fürst zur Genugtuung der Parteien zu Ende gebracht sei. So arbeitete man das ganze Jahr. Cocceji berechnet im Januar 1748, daß im verflossenen Jahre in Stettin 1600 alte, 684 neue, in Köslin 800 alte, 310 neue Prozesse rechtsgängig gewesen; alle alten, sagt er, seien abgetan und von den neuen in Stettin nur noch 183, in Köslin nur noch 169 übrig. „Eure Majestät sehen“, ruft er aus, „was von Justizkollegien, die mit lauter gelehrten und ehrlichen Leuten besetzt sind, geleistet werden kann.“

Nie war Friedrich mit einem seiner Minister zufriedener. Er ernannte Cocceji zum Großkanzler, gab ihm seinen höchsten Orden und widmete ihm in einer seiner Schriften einen glänzenden Lobspruch.

Nicht jedermann, wie sich denken läßt, war so erbaut davon. Der Nachfolger Coccejis beim Appellationsgericht, Arnim, wollte dies so erhalten, wie es war; er gab zu vernehmen, mit einer übereilten Rechtspflege werde die Absicht des Königs, die auf die Wohlfahrt des Volkes gerichtet sei, gewiß nicht erreicht; er werde sich nicht widersetzen, aber alles gehen lassen, wie es möge. Der König verwies ihm das in starken Ausdrücken als eine bloße Wirkung von Privateifersucht und bedeutete ihn, die Justizverbesserung sei sein eigenes wohlüberlegtes Werk. Arnim nahm

seinen Abschied und die Reformen wurden in der entworfenen Weise ohne weiteres Hindernis durchgeführt.

Im Jahre 1747 begann man mit dem Prozeßverfahren, sowohl bei dem Tribunal als dem Kammergericht; auch hier wurde eine große Anzahl alter Prozesse abgetan; im Jahre 1748 schritt man zu einer neuen Organisation fort. Die mancherlei Gerichtshöfe, welche bisher bestanden: Tribunal-, Hof- und Kriminalgericht, Kriminalkollegium sowie die für die Streitigkeiten der Juden besonders niedergesetzte Kommission wurden mit dem Kammergericht zu einem einzigen Kollegium verbunden; dieses aber in vier verschiedene Senate geteilt, um ohne vieles Verschicken die Appellationen von einem an den anderen gehen zu lassen; auch die Konsistorialprozesse wurden demselben zugewiesen. Da Cocceji klagte, daß er besonders die Sachen der Unmündigen in der größten Unordnung gefunden habe, wie denn die Vormünder meistens nicht bestätigt noch zur Stellung einer Kaution oder zur Rechnungsablegung angehalten worden seien, so ward ein besonderes Pupillenkollegium gebildet, das eigentlich jedoch nur aus einer Deputation der vier Senate bestand, aber mit strenger Geschäftsordnung versehen ward. Den Grundsatz, nur wenige Räte anzustellen, diese aber gut zu besolden, befolgte man auch hier, ohne Rücksicht auf persönliche Erwartungen und Ansprüche. Statt der fünfundvierzig Mitglieder der bisherigen Kollegien wurden bei dem Gesamtkollegium nur achtundzwanzig angestellt. Um aber auch nur diese so viel verringerte Zahl zu besolden, war der für jene Zeit sehr ansehnliche Zuschuß von 8000 Talern erforderlich. Friedrich erklärte, er sei fürs erste nicht imstande, denselben auf den Etat zu bringen, und forderte die märkischen Stände auf, 5000 Taler zu übernehmen, wozu die eben versammelten Deputierten, von der dringenden Notwendigkeit überzeugt, sehr bereit waren; die noch fehlenden 3000 Taler, die ebenfalls nicht auf den laufenden Etat zu bringen waren, zahlte Friedrich für das erste Jahr aus seinen persönlichen Ersparnissen.

Ein ähnliches Verfahren ward auch im Magdeburgischen beobachtet. Die Ritterschaft bewilligte eine ansehnliche Summe, die zugleich mit den Kontributionsgeldern aufgebracht werden sollte; die Kämmereien folgten nach, dann die Stifte, endlich fügten sich auch die katholischen Klöster. Der König bezeigte ihnen seinen Dank für die ihm bewiesene Willfährigkeit und versprach, daß es nur eine vorübergehende Last sein solle; bald werde er imstande sein, die Besoldung ganz zu übernehmen.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Durchführung der

Veränderung in allen Provinzen erörtern; bemerken wir nur, daß sie geschah, und zwar wie bei den oberen, so auch bei den unteren Gerichten. Es kam nur zuerst darauf an, den gemeinen Mann vor grober Willkür zu sichern, die Rechtspflege den ganz Rechtsunkundigen zu entreißen. Soweit möglich, wurden überall kleine Justizkollegien an die Stelle der Ämter gesetzt, juridische Bildung zur Bedingung der Anstellung gemacht.

Als die Summe und den Haupterfolg der Coccejischen Reform darf man ansehen, daß sie den preußischen Juristenstand gleichsam neu begründete. Cocceji wies ihn auf seine wesentliche Bestimmung an und verschaffte ihm die Möglichkeit, derselben zu leben; er gab ihm die Rechtspflege zurück, die ihm großenteils abhanden gekommen war, und forderte für die Ausübung derselben wissenschaftliche Befähigung. Das Institut der Referendarien und Auskultatoren wurde gegründet und ihre Annahme vom Zeugnis der Universitäten und dem Ausfall der Prüfungen abhängig gemacht. Das Ganze bekam Zusammenhang und Leben, ohne daß es dabei gerade auf die Beibehaltung der indes an vielen Stellen eingeführten Prozeßordnung angekommen wäre. Die rasche und prompte Ausübung der Justiz war die Bedingung, unter welcher der Staat diese Veränderung durchführte.

Dabei traten nun aber auch einige andere Fragen ein.

Durch Friedrich Wilhelm hatten die Kammern, unter der Leitung des Generaldirektoriums, einen überwiegenden Einfluß davongetragen; die Rechtspflege in Städten und Ämtern ward von der Verwaltung beherrscht; da nun jetzt das Prinzip der Justiz an sich volle Anerkennung fand, so konnte es an Konflikten nicht fehlen.

Man klagte, daß die administrative Behörde in Schuld-, Wechsel-, Strafsachen die Exekution verhindere, daß sie Bürger und Bauern in ihrem Ungehorsam gegen die Rechtspflege stärke und Edikte publiziere, welche mit der neu eingeführten Ordnung in Widerspruch seien; die Hauptstreitfragen waren folgende.

Die Kammer forderte, daß in Prozessen gegen den Fiskal, die königlichen Ämter oder auch Städte ohne Konferenz mit ihr kein Schluß gemacht werden dürfe. Cocceji erklärte dies für verderblich und unausführbar; die Kammer habe zwar einen Justitiarius, der aber mit anderen Dingen alle Hände voll zu tun habe; jetzt sei auch die Justiz mit gelehrten und wohlgesinnten Leuten besetzt, und es bedürfe dieser Rücksprache nicht mehr.

Das Generaldirektorium meinte ferner, daß ihm die Einsetzung der Justizbehörde in den Städten zukomme. Cocceji erwiderte,

wenn das Justizdepartement für die Fähigkeiten der städtischen Richter stehe, so müsse es dieselben auch prüfen und die würdigsten Kandidaten vorschlagen; höchstens die Bestallung wollte er dem Direktorium überlassen.

Das Generaldirektorium war der Ansicht, daß die Kammern alles behalten sollten, was nicht speziell durch neue Verordnung ihnen genommen worden. Cocceji antwortete, alles Juridische, was nicht speziell den Kammern zugewiesen sei, falle den Juristen anheim.

In alledem trat nun Friedrich auf die Seite der Justiz; er verbot den Kammern ausdrücklich, sich in die Rechtspflege zu mengen, und nur so viel ließ er ihnen nach, als zur Aufrechterhaltung ihrer Stellung im Staate überhaupt gehörte.

Man kennt die Artikel des Codex Fridericeanus, durch welche den Justizbehörden eingeschärft wird, die Justizsachen nicht allein zu entscheiden, sondern auch zur Exekution zu bringen, auf keine Reskripte Rücksicht zu nehmen, durch die der strenge Lauf Rechtens unterbrochen werde, selbst wenn sie aus dem Kabinett kommen sollten, lediglich die Justiz, auf welche sie geschworen, vor Augen zu haben, namentlich in Sachen des Fiskus mit den Untertanen; keine dem entgegenlaufende Verordnung sollte ihnen zur Entschuldigung dienen. Daran schloß sich eine Kabinettsorder, in welcher den Fiskalen zum Vorwurf gemacht wird, daß sie ungerechte Sachen anfangen, die Untertanen bei dem geringsten Fehler mit weit hergeholten Ansprüchen und darauf bezüglichen Untersuchungen belästigen; Friedrich wollte die Fiskale angehalten wissen, mit ihrem eigenen Vermögen die unrechtmäßigerweise verursachten Kosten zu ersetzen.

Ohne Zweifel liegt hierin ein überaus wichtiges Moment der allgemeinen, und zwar persönlichen Freiheit, inwiefern sie in diesem Staate möglich war. Die Justiz bekam zugleich einen politischen Beruf. Sie gab dem Privatmann eine gewisse Sicherheit vor den gewaltsamen Eingriffen der Verwaltung, die sonst sehr niederdrückend zu werden drohten.

Daher rührt es, daß die Stände an dieser Reform einen lebendigen Anteil nahmen. Daß die Gewalt des Generaldirektoriums und der Kammern vom Begriffe des Rechtes und der Rechtspflege aus in Schranken gewiesen ward, kam ihnen allen zugute.

Viertes Kapitel.

Administration und Armee.

Fragen wir weiter, welche Stellung nun Friedrich zur Verwaltung selbst nahm, so bietet sich uns ein merkwürdiges Dokument dar, das darüber einiges Licht gibt.

Im Jahr 1748 unterwarf er die alte Instruktion des Generaldirektoriums einer Durchsicht; er verzeichnete seine Anmerkungen am Rande, die dann in den Text einer neuen Redaktion verarbeitet sind; vor allem sieht man daraus, daß er die innere Zucht vielleicht noch zu schärfen suchte.

Als die vornehmsten Eigenschaften der Beamten bezeichnete er: „Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit". Er fordert wie sein Vater, daß sie im Sommer um 8, im Winter um 9 Uhr zusammenzukommen und nicht auseinandergehen, bis die Geschäfte abgetan sind, was so lange nicht währen könne, wenn sie nur fleißig arbeiten wollten. Denn auch langes Beraten hieß er nicht gut; wenn sie sich nicht bald vergleichen können, sollen sie nur an ihn, den König berichten; wie sein Vater, betrachtete er sich als den obersten Präsidenten; ihm soll über alle streitigen Fragen das Für und Wider vorgelegt und die Entscheidung überlassen werden. Auf das strengste schärfte er ihnen das Amtsgeheimnis ein; in verschiedenen Paragraphen kommt er darauf zurück; er will nicht, daß die Beamten oder die Sekretäre in ihren Wohnungen arbeiten. Besonders bekämpft er den Mißbrauch, daß sich die Kassenbeamten in die Geschäfte mischen; er sagt, es sei wohl geschehen, daß sie Extraordinationen ausgeschrieben haben; ein Kreiseinnehmer habe, um einen von ihm selbst veranlaßten Ausfall zu decken, die Kontribution willkürlich erhöht; er gebietet bei Lebensstrafe, keinen Heller zu fordern, der nicht von ihm gutgeheißen sei, und gibt neue Anordnungen für die Kontrolle. Kurz vorher war ein Fall von grober Veruntreuung vorgekommen; Friedrich befiehlt, daß alle Kassen im Lande nachgesehen werden, ob sich nicht ähnliche finden: „Jetzt müsse man den alten Sauerteig ausfegen: ob jemand die Stände oder die Bauern betrüge, sei

gleich; das Interesse des Landes sei das des Königs: mit aller Schärfe müsse man auf jährlichen Abschluß und richtige Rechnung halten.“ Um dem Institute seine Unabhängigkeit von allen Nebenrücksichten zu sichern, erneuerte er „aus bewegenden Ursachen“ die Anordnung, daß in den Kammern und Kommissariaten keine Eingeborenen der Provinzen sitzen. Er urteilte, daß ein jeder nach seinem Talent und seiner Einsicht gebraucht werden müsse, der Ökonom beim Verpachten, der ordentliche und zuverlässige Mann bei der Kassenverwaltung, der betriebsame bei der Industrie. Höchlich zuwider war ihm das Unwesen der Rekrutenkasse, was zu einer Art von Stellenkauf geführt hatte: er wollte nur fleißige und geschickte Leute vorgeschlagen sehen und forderte die Kollegien auf, junge Männer zum Dienst heranzuziehen, wozu dann ähnliche Einrichtungen getroffen wurden wie bei der Justiz. Er fordert von der Administration den strengsten Gehorsam von oben nach unten, doch will er zugleich ehrenhafte und gebildete Beamte.

Die Aufgabe war, dem administrativen Institut seine ganze Wirksamkeit zu sichern, seine Schroffheiten und den Druck, den es ausübte, zu vermeiden. In jener Instruktion tritt die Sorge für die verschiedenen Stände auf das lebendigste hervor.

Bei neuen Verpachtungen z. B. soll allemal darauf gesehen werden, ob der Amtmann bisher gut mit den Bauern umgegangen sei, unter keinen Umständen soll man die Prästationen der Untertanen erhöhen. „Ich weiß, daß eins von den zu harten Dingen im Lande die Dienste sind, welche Bauern tun müssen, wobei nichts als ihr Verderben herauskommt; unerträglich ist, daß sie fünf oder gar sechs Tage in der Woche dienen sollen. So viel Geschrei es geben wird, so soll man doch darauf sehen, und zwar sowohl bei den königlichen Ämtern als bei den Edelleuten, daß den Bauern ein paar Tage in der Woche abgenommen werden.“ Überall soll man die wüsten Höfe besetzen und alsdann die Dienste repartieren, so daß den alten Bauern die Dienste der neuen mit zugute kommen. Wo die Güter zu groß sind, soll man sie teilen. Man soll die Herbeiziehung der Bauern zu den Wolfsjagden nicht dem Gutdünken der Jäger überlassen, sondern sie möglichst schonen.

Dabei blieb es, daß die Städte, die nun freilich noch zu keiner selbständigen Entwicklung gediehen waren, von der Kammer, und besonders von den Ortskommissaren abhingen. Friedrich begnügte sich, ihre Wohlfahrt den Beamten auf das dringendste anzuempfehlen. Es geschehe wohl, daß die Amtleute in der Nähe

der Städte die Überlassung von Krügen verlangen und für diesen Fall eine höhere Pacht anbieten. „Aber das Plus ist verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird; auf alte Privilegien muß allerdings reflektiert werden; der wahre Mehrertrag kommt durch die Industrie.“ Die Präsidenten sollen sehen, einer Stadt durch die eine, einer anderen durch die andere Manufaktur aufzuhelfen. Man muß dafür sorgen, daß sie ehrliche und brave Bürgermeister haben, daß die Kämmereien wohl verwaltet, das Einkommen der Städte zu ihrem Besten angewendet werde.

Bis ins einzelne war darauf Bedacht genommen, wie ein jeder bei seinem Gewerbe bestehen und sein Auskommen finden möge.

Gern hätte er sie noch mehr erleichtert; das Herz blute ihm, sagt er einmal, wenn er an zwei Auflagen denke, das Servis in den Städten, die Kavalleriegelder auf dem platten Lande; wollte Gott, daß er sie aufheben könnte, aber der Zustand der Kassen gestatte es ihm noch nicht.

Eine der Grundansichten, auf welcher sein Staat beruhte, war nun aber, daß die Trennung der Stände aufrechterhalten würde, und er suchte nur dahin zu wirken, daß keiner den anderen beeinträchtige.

Die Bauern, sagt er, sollen niemals Rittergüter kaufen, die Edelleute niemals die Bauerngüter einziehen; aus dem Grunde, weil jene nicht als Offizere dienen können, die Edelleute aber, wenn sie Vorwerke aus den Bauerngütern machen, die Zahl der Einwohner verringern.

Auch die Bürger sollen keine Güter der Edelleute kaufen; sie würden dadurch nur gehindert werden, ihr Vermögen in Handel und Wandel anzulegen.

Ebensowenig aber sollen die königlichen Kammern daran denken, Rittergüter an sich zu bringen. Es soll selbst in Fällen vermieden werden, wo das königliche Amt dadurch um die Hälfte verbessert werden könnte. „Denn der König darf nicht rechnen wie ein Privatmann; er braucht Edelleute, deren Söhne das Vaterland verteidigen, deren Rasse so gut ist, daß sie auf alle Weise erhalten werden muß.“

Wenn zwischen einem königlichen Amt und einem Rittergut ein Streit ausbricht, so soll das Direktorium lieber dem König Unrecht tun als dem Edelmann; denn was für ihn ein kleiner, unmerklicher Verlust sei, das gereiche diesem oft zum größten Vorteil und erhalte ihn.

Den Kammern wird in den stärksten Ausdrücken verboten, den Edelmann zu schikanieren, alte Streitigkeiten aufzuwärmen.

Keiner soll genötigt werden, seinen Besitz auf längere Zeit als das Jahr 1740 hinaus zu beweisen; es möge manchen reicheren Adel geben; aber einen an Tapferkeit und Treue vorzuziehenden gebe es nicht.

Derselbe Sinn herrscht auch bei der Verwaltung der Provinzen vor; jede soll nach ihrer Besonderheit behandelt werden.

Hatte er doch selbst bei einer neu erworbenen Provinz für ratsam gehalten, ihr eine von den alten Einrichtungen abweichende, von dem Direktorium unabhängige Verfassung zu geben: — „alle Provinzen in demselben Sinne zu regieren, würde heißen, sie guten Muts ruinieren“. Er suchte einer jeden das zu verschaffen, was sie hauptsächlich bedürfe.

In Preußen vermißte er vor allem Industrie und Gewerbe, das Land habe eigentlich nichts als einen Überschuß an Getreide; die Krone besitze eine große Anzahl Ämter, aber da das Klima ungesund, das Land häufigen Überschwemmungen ausgesetzt sei, so müsse man immer den Beutel in der Hand haben.

In Kleve legte er besonderen Wert auf die Waldanpflanzungen, welche, da das Holz selten werde, sehr wohl zustatten kommen würden; in Schlesien auf die Linnenindustrie, die das Peru der Könige von Preußen sei und soviel wie möglich aufrechterhalten werden müsse; im Magdeburgischen auf Bauwerke und Salinen.

Für Pommern und die Kurmark, welche die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges noch nicht verwunden hatten, schien ihm vor allem eine Vermehrung der Bevölkerung notwendig.

In den dicksten Waldungen von Pommern sah man Dörfer entstehen; der einheimische Bauer erstaunte über die munteren Landesgenossen, denen aber doch ihre Feldarbeit vortrefflich gedieh; im Jahre 1755 zählte man 59 neue Ansiedlungen; in den Jahren 1748 bis 1755 hat sich die Bevölkerung des platten Landes im preußischen Pommern um mehr als 50 000, von 228 549 auf 280 342 Seelen vermehrt.

Was einst schon Friedrich Wilhelm, durch eine Reiherbeize in die Gegend geführt, beabsichtigt hatte, die Entwässerung des Niederoderbruchs, unternahm Friedrich II. im Jahre 1747 mit aller Kraft. Die Berge zwischen Hoch- und Niederwriezen wurden durchstochen und ein Kanal gegraben, in den der Strom, von dem besseren Gefälle angezogen, mit aller Macht sich stürzte. Bald kam eine Landschaft zum Vorschein, auf welche Luft und Sonne damals zuerst einwirkten und die sich nach und nach immer einträglicher erwiesen hat. Der König nahm ähnliche Arbeiten auch an anderen Stellen vor; er trug Sorge, daß die Unternehmer auf

dem gewonnenen Boden nicht Vorwerke errichteten, sondern Dörfer: denn nur um der Menschen willen werde das Land angebaut.

Diese staatswirtschaftliche Rücksicht bewog ihn, die Vermehrung der gewerbetreibenden Bevölkerung nicht dem Gange der eigenen Entwicklung zu überlassen, sondern sie durch Staatsmaßregeln zu befördern. Es erschien ihm wie eine glückliche Entdeckung, als man ihm vorstellte, daß man am besten tun werde, das gesponnene Garn nicht mehr aus der Fremde zu beziehen, sondern die Spinner selbst in das Land aufzunehmen. Er setzte fest, daß jede Familie ein Haus, einen kleinen Garten und hinreichliche Grasung für zwei Kühe haben müsse, und berechnete sich, daß er jährlich bei 1000 solcher Familien anzusiedeln imstande sei. In Mecklenburg, Sachsen und Polen fanden sich Leute genug, sein Anerbieten anzunehmen. So hielt er für gut, die fremden Maurergesellen, die nach Berlin kamen, daselbst ansässig zu machen; es war dafür gesorgt, daß sie Arbeit bekamen und zu leben hatten. Wenn ihm daraus Unannehmlichkeiten entsprangen — denn nicht eben die fleißigsten Leute waren die neuen Einzöglinge —, so tröstete er sich damit, daß die erste Generation der Kolonisten in der Regel nicht viel tauge, aber die folgende besser sei. Es schien ihm Vorteil genug, daß in den ersten fünfzehn Jahren seiner Regierung die Volkszahl in der Kurmark ziemlich um ein Fünftel stieg: von 476 000 bis auf 580 000 Einwohner.

Das Manufaktursystem, das hierzu besonders beitrug, bestand noch in der ganzen Strenge Friedrich Wilhelms I. Aus einem Abkommen, welches die vier alten Abteilungen des Generaldirektoriums mit der von Friedrich gegründeten fünften schlossen, sieht man, was sie sich noch vorbehielten, welche Rechte sie ausübten: die Aufsicht über alle im Lande befindlichen Handwerker und Künstler, ihre Vermehrung und Verminderung, ihre Versetzung aus einer Provinz, aus einer Stadt in eine andere; es war noch ganz jene, allerdings fürsorgende, aber mit gebieterischer Hand durchgreifende Organisation der Arbeit, deren wir gedachten.

Wenn man die Schafzucht beförderte, so blieb doch die Wollausfuhr auf das strengste verboten, die Ausfuhr der bewollten Felle sogar aus einer Provinz in die andere. Bei der Wollschur kaufte die Regierung, nach dem Vorgange Friedrich Wilhelms, eine Quantität Wolle, die sie den kleinen Fabrikanten für den Kaufpreis überließ. Diese waren nur gehalten, nach gemachter und verkaufter Arbeit den Preis zu erlegen; auch für den Verkauf

suchte die Regierung Mittel und Wege zu schaffen. Der große Verzehrer war immer die Armee. Da hätte man auch das an sich Entbehrliche nicht abschaffen dürfen, weil dadurch ein Gewerbe eingehen, die Akzise einen Ausfall hätte erleiden können. Der Zusammenhang des Ganzen wirkt im kleinsten nach, und gerade die Geringfügigkeit der zu einem großen Zweck zusammengreifenden Dinge erweckt in dem Beobachter Interesse.

Nun faßte aber Friedrich II. noch weitere Gesichtspunkte als Friedrich Wilhelm. Das von ihm eingesetzte Departement des Generaldirektoriums hatte nicht allein die Verbesserung der alten, sondern auch die Einrichtung neuer Manufakturen und das gesamte Kommerzwesen zu besorgen. In den Provinzen wurden Auszüge aus den Zoll- und Akziseregistern gefertigt, um zu sehen, was noch aus der Fremde bezogen werde und was dem Inlande mangele. Friedrich hielt es für einen Nachteil, daß das Land so viel Geld für Zucker, Wein und Seidenwaren verausgabe. Er suchte die Einfuhr der fremden Weine durch starke Imposten und Hebung der Erzeugung von Bier einzuschränken; — was würde er für die Runkelrüben getan haben, wenn die Entdeckung des Zuckerstoffes in dieser Pflanze, die durch Markgraf unter seinen Augen geschah, schon damals sich Vertrauen erworben und zu praktischen Erfolgen geführt hätte; wenigstens Zuckerraffinerien richtete er ein, um den Preis der Bearbeitung nicht an Fremde zu zahlen; man begreift, wie wichtig es ihm schien, den Maulbeerbaum zu pflegen, der schon einige überaus strenge Winter im Lande überdauert hatte. Wie manchen Platz verschenkte er hierzu an Privatleute; die Gemeinden und Schullehrer, die Amtleute bei Erneuerung ihrer Pacht wurden dazu aufgefordert; er hoffte, die Seide, deren das Land bedürfe, vielleicht einmal innerhalb desselben zu erzeugen. Bis es dahin käme — denn die Staatswirtschaft der Zeit hieß auch solche Manufakturen gut, zu denen man das Material nicht im Lande finde, sondern kaufen müsse —, wurden die Seidenfabriken mit Eifer befördert. Der König war freigebig, die Unternehmer mit Bauplätzen und Baumaterialien auszustatten; er suchte die geschicktesten Arbeiter heranzuziehen; auch kostbare Werkzeuge schaffte er auf seine Kosten an, z. B. eine holländische Marmorrolle zur Glänzung der hier gefertigten Zeuge.

Wir wollen über diese Dinge nicht ausführlich berichten, zumal da das ganze System in seiner charakteristischen Eigentümlichkeit sich erst später entwickelte; erwähnen wir aber noch an einem Beispiel, wie sehr ins einzelne die Fürsorge ging.

Unter Friedrichs Papieren haben sich Aufzeichnungen gefunden, die er zu seiner eigenen Erinnerung einst auf einer Reise nach Schlesien gemacht hat. In Schweidnitz und Neiße, bemerkt er, fehle es noch an Ziegeldächern, er müsse daran denken, sie zu schaffen; in Schmiedeberg fühle man sich von der Kaufmannschaft gedrückt, die Sache verdiene Überlegung; eine neue protestantische Kirche sei in Pleß nötig; an anderen Stellen seien Kirchen und Schulen zu weit entfernt, um von den Einwohnern besucht zu werden. Er denke daran, wie das schlechte Land hier und da zu verbessern, das Holz, dessen man sonst einmal entbehren werde, mehr zu schonen sei. Er merkte sich an, wo es in den Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehle. Striegau bedürfe einer Manufaktur; er wisse nichts anderes, als etwa Vitriol daselbst bereiten zu lassen; aber besonders gebreche es in Oberschlesien an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen anlegen; in Tarnowitz würden Kunstschreiner beschäftigt werden können; für Waren wie die Nürnberger, zu denen es an Holz nicht fehle, würden Krakau und Teschen einen guten Markt darbieten. Wie ein Hausvater, der sein Besitztum im ersten Frühjahr durchschreitet, um sich die Arbeiten des Sommers zu überlegen, bemerkt er an jeder Stelle, woran es gebricht und was sich tun lasse.

Den inneren Verkehr, besonders zu Wasser, suchte er, nach dem Beispiel seiner Vorfahren, so viel möglich zu befördern. Durch den Plauischen Kanal kürzte er die Schiffahrt von der Elbe her um acht Tage, durch den Finowkanal die Fahrt von Stettin nach Berlin um die Hälfte ihrer Dauer ab. Um vieles leichter ließ sich nun das magdeburgische Salz nach Schlesien, das neumärkische Holz nach dem Magdeburgischen schaffen, um hier zur Salzbereitung zu dienen. Die Erwerbung von Schlesien, die Benutzung der Wasserwege gab dem Handel von Stettin neuen Aufschwung.

Aus den Berichten der Kammern pflegte sich Friedrich den inneren Haushalt einer Provinz zu vergegenwärtigen. Wenn z. B. die Neumark von den 700 000 Talern, die sie jährlich an Abgaben aufbrachte, nur 520 000 in ihren Grenzen verwandte und das übrige an die allgemeine Staatskasse ablieferte, so wurde zweifelhaft, wie sie dabei bestehen könne; aber die Tabellen über Ausfuhr und Einfuhr wiesen nach, daß sie jährlich einen bedeutenden Gewinn im Handel mache: man berechnete ihn auf 265 000 Taler. Hierdurch verschwanden alle Bedenklichkeiten.

Man weiß, welche Unzuverlässigkeit Handelsbilanzen ihrer

Natur nach immer haben, und für ganz sicher möchte ich die nicht ausgeben, welche aus den Listen der verschiedenen Kammern für Friedrich zusammengestellt wurden; aber wenn man auch die Ziffern nur als annähernd betrachtet, sind sie sehr merkwürdig. Die allgemeine Bilanz ergibt für das Jahr 1752 an Ausfuhr für die alten Provinzen mehr als dreizehnthalb, für Schlesien mehr als zehn Millionen; an Einfuhr für jene zehnthalb, für dieses achthalb Millionen, im ganzen ungefähr zweiundzwanzig Millionen Ausfuhr, siebzehn Millionen Einfuhr, so daß sich, nach kaum sechs Friedensjahren, ein Überschuß von fünf Millionen Talern herausstellt.

Doch würde es ein Mißverständnis dieses Staates sein, wenn man ihn als auf die möglichste Entwicklung der kommerziellen Kräfte berechnet denken wollte; so sehr sie auch befördert wurde, so war das doch nur ein Bestreben zweiter Ordnung; der Sinn des Ganzen ging vielmehr auf die Hervorbringung der Macht und der unmittelbar für dieselbe erforderlichen Mittel.

Friedrich hielt darauf, wie es sein Vater eingerichtet, daß die Abgaben zur bestimmten Zeit, unfehlbar, in barem Gelde in die Kasse kamen und von dieser zu ihren verschiedenen Bestimmungen verwendet wurden. Die Etats durften im Laufe des Jahres nicht verändert, die Kassen niemals vermischt werden.

Die Domänenkasse trug in den ersten Jahren Friedrichs, wie in den letzten Friedrich Wilhelms, ungefähr 3 300 000 Taler ein; die regelmäßigen und eigenen Gefälle der Generalkriegskasse wenig über vier Millionen. Wenn das Einkommen der letzteren doch bei weitem höher berechnet wird, in der Regel nahe an sechs Millionen, so rührt dieser Unterschied, wie unter Friedrich Wilhelm, daher, daß ihr nach verschiedenen Augmentationen der Armee aus der ersteren ein Zuschuß von beinahe zwei Millionen gezahlt ward. Mit dem besonders verrechneten Ertrag von Schlesien, gegen vierthalb Millionen, dem Einkommen der Rentei und den Subsidien von Ostfriesland, im Anfang dritthalbhunderttausend Taler, und einigen außerordentlichen Einnahmen belief sich die Gesamtsumme der preußischen Einkünfte im Jahre 1752 auf mehr als 12 Millionen. Die Einrichtung war, daß die Regimenter ihre Assignationen unmittelbar aus den Provinzialkassen empfingen: die preußischen monatlich 64 000 Taler, die magdeburgischen 42 000, die kurmärkischen z. B. im September des Jahres 1741 67 000, im Juni 1744 77 000 und so ferner. Der König prüfte die Rechnungen auf das genaueste, dann aber richtete er, wie wir auch hier aus seinen eigenhändigen Aufzeichnungen sehen, sein persönliches Augen-

merk auf diejenigen Geldsummen, die nicht durch die laufende Verwaltung absorbiert wurden. Die Überschüsse kamen ihm persönlich zu Handen, er hielt über ihre Verwendung jederzeit sorgfältig Buch. Im Jahre 1744 beliefen sie sich auf mehr als 300 000 Taler; aber der König bemerkt, daß er, wenn der Krieg ausbreche, wegen der Abwesenheit der meisten Regimenter und des dadurch verursachten Ausfalles in der Akzise sich keine Rechnung mehr darauf werde machen dürfen. Nach einigen Friedensjahren, im Jahre 1750, waren sie bereits auf ungefähr 700 000 Taler gestiegen. Sie kamen auf aus dem Mehrertrag der Posten, der bei dem wachsenden Verkehr nicht ausbleiben konnte, dem Verkauf von Holz aus königlichen Forsten, dem Überschuß der schlesischen Akzise, einzelnen Ersparnissen der Kammern und einem auf die Einkünfte von Ostfriesland gelegten Vorbehalt von 100 000 Talern. Auch auf die regelmäßigen Einkünfte waren unter dem Titel Reisegelder oder Handgelder verschiedene Summen für den König angewiesen, sie wurden aber sämtlich auf außerordentliche Bedürfnisse, besonders militärischer Art, z. B. den hohen Sold des dritten Bataillons der Garde, Zuschüsse für Uniform und Tafel der Offiziere verwendet. Die Kosten seines Haushaltes, sein Alimentaire, wie er es nannte, zog König Friedrich aus jenem außerordentlichen Aufkommen. Dazu nahm er jedoch nur 120 000 Taler für das Jahr; das übrige verwendete er ebenfalls auf die außerordentlichen Bedürfnisse des Staates, die durch die regelmäßigen Einnahmen nicht gedeckt wurden: zu dem Festungsbau, der Verbesserung der Artillerie, dem Gestütwesen oder zu Landesmeliorationen, z. B. jener Austrocknung der Brüche, zuweilen hat er sie auch in den Schatz gelegt, um eine runde Summe hervorzubringen.

Denn außer dem, was der König persönlich erhielt, floß nun noch ein ansehnlicher Teil des allgemeinen Einkommens regelmäßig in den Staatsschatz, der zur Bestreitung der Kriegskosten bestimmt war.

Einen Begriff davon gibt uns die Aufzeichnung Friedrichs vom Jahre 1744. Der Schatz war wieder ergänzt und enthielt 6 200 000 Taler. Davon wurden zu dem Anfang des Krieges zwei Millionen genommen. Eine halbe Million sollte zur Ausrüstung der neugeworbenen Reiterei dienen, eine andere halbe Million zum Unterhalt derselben, für welchen in dem gewöhnlichen Etat noch nicht gesorgt war; mit einer dritten halben Million dachte er die Kosten des Marsches und der Remonte im nächsten Jahre zu bestreiten und noch immer eine ansehnliche Summe für unvorhergesehene Fälle in den Händen zu behalten. Er hoffte damals, die Winterquartiere



Friedrich der Große mit seinem Gefolge und Gästen vom Manöver nach Hause reitend.
Nach dem Gemälde von E. F. Cuningham.

in Böhmen nehmen zu können, was noch Vorteil für die Kassen bringen werde. Allein wir wissen, wie ganz anders alles ging; wie die Schatzkammer nach und nach völlig erschöpfte, die Bitte um Subsidien von Frankreich abgeschlagen wurde, dann mußte doch, so wenig man das liebte, zu einer Anleihe geschritten werden. Die Form der Anleihen Friedrichs war, daß die eigenen Stände — denn das Geld außer Landes verzinsen zu müssen, wäre wider das Prinzip gewesen — die erforderliche Summe vorstreckten, wovon man ihnen die Zinsen, nach der alten Weise der Anlehen, auf bestimmte Gefälle anwies, deren natürliches Steigen den Ausfall nach kurzer Zeit ersetzte. Im Jahre 1745 belief sich die Summe, mit der die kurmärkischen Stände dem König einen so großen Dienst erwiesen, auf 1 356 000 Taler. Sie reichte damals hin, weil es in kurzem zum Frieden kam.

Nach dem Frieden aber war nun die erste Sorge, alles in die frühere Ordnung zu bringen, und bald empfing der Schatz seine regelmäßigen Zuflüsse wieder.

Im Jahre 1752 belief er sich bereits auf sieben Millionen, und die Staatsverwaltung war so eingerichtet, daß alle Jahre zwei Millionen dazukamen. Friedrich berechnete sich, daß sein Schatz im Jahre 1754 elf, 1756 fünfzehn, 1758 neunzehn Millionen betragen werde. Damit dachte er vier bis fünf Kampagnen aushalten zu können. Neben diesem Schatz hatte er noch einen kleinen von 200 000 Talern angelegt, der besonders zur Mobilmachung der Armee dienen sollte.

Man braucht nicht zu erörtern, daß dieses Thesaurieren von finanziellen Gesichtspunkten zu verwerfen gewesen sein würde; notwendig ward es in seiner Lage, wo er jeden Augenblick Feindseligkeiten zu erwarten hatte.

Wir enthalten uns hier, in die Verwicklungen der Politik einzugehen, die endlich zu einer neuen großen Krisis der europäischen Dinge zusammenwirkten.

Aber werfen wir nur einen Blick auf den Osten und Norden, wo die Kombination, die einst bei der polnischen Thronvakanz im Gegensatz gegen Friedrich Wilhelm I. entstanden war, sich wieder erneuerte, die drei Mächte Österreich, Sachsen und Rußland auf das engste zusammenhielten, so zeigt sich, welche Gefahren daraus für Preußen hervorgingen. Friedrich hegte zwar die Überzeugung, daß die feindselige Haltung von Rußland nicht auf wirklichen Interessen beruhe, sondern zufälliger Natur sei, daß selbst Kaiserin Elisabeth keinen Teil daran habe, sondern nur ihr Minister, aber dieser war nun einmal allmächtig und für Maria Theresia

gewonnen. Einen Angriff auf Schlesien erwartete Friedrich damals nicht, aber er fürchtete eine Besetzung des polnischen Thrones, vielleicht mit einem österreichischen Prinzen, die ihn nötige, zu den Waffen zu greifen.

Sah er sich nach Hilfe um, so konnte er sie weder im Norden finden, wo Schweden in sich selbst beschäftigt und Dänemark mit aller seiner Kraft auf die Erwerbung von Holstein gerichtet war, noch auch bei den Seemächten, die sich an den Anblick der preußischen Flagge in der Nordsee nicht gewöhnen mochten, noch endlich im Reiche.

Wie sehr sich die Mehrzahl der deutschen Stände zu Österreich hinneigte, erkannte man bei den mancherlei Schwierigkeiten, welche die Garantie Schlesiens durch das Reich fand. Das englische Geld übte auf eine große Zahl einen unwiderstehlichen Einfluß.

Wandte er aber seine Augen nach Frankreich, so bestand zwar der im Jahre 1741 geschlossene Definitivtraktat, und im allgemeinen waltete Freundschaft ob; allein die früheren Ereignisse hatten doch einen großen Gegensatz, namentlich in bezug auf die deutschen Angelegenheiten, zutage gebracht. „Nicht wahr“, sagte Friedrich einem seiner Gesandten, „mein Vorteil verlangt, daß ich mich mit Frankreich verbinde.“ „Allerdings“, antwortete dieser, und führte eine Menge Gründe an, weshalb man zu Frankreich Vertrauen haben müsse. „Schon gut“, fiel Friedrich ein; „aber nur auf den Lippen muß das Vertrauen uns schweben.“ Und täglich nahm dort Schwäche und Unordnung zu. Von einem Könige, der sich einbildete, zu regieren, aber von eigensüchtigen Ministern und von einer Mätresse abhing, die allen Anwandlungen der Eitelkeit zugänglich war, ließ sich mehr fürchten als hoffen.

In der Mitte starker und gefährlicher Feinde, ohne alles zuverlässige Bündnis, sah sich König Friedrich auf sich selbst, vor allem auf die Kriegsbereitschaft und die Tapferkeit seiner Armee angewiesen.

Auch hielt er die Sorge für sein Kriegsheer fast für seine wichtigste Pflicht; wie sich Friedrich Wilhelm als Feldmarschall, so bezeichnet er sich als Konnetabel; wir würden ihn nicht kennenlernen, wenn wir diese Seite seiner Tätigkeit unberührt lassen wollten.

Friedrich geht von dem Grundsatz des Vegetius aus, daß der Friede das Studium, der Krieg die Ausübung der Kunst sei. Eine Disziplin, wie die römische, gelte nur noch in der preußischen Armee: sie bilde die Grundlage des Ruhmes, und das Bestehen des Staates hänge davon ab; sie zu erhalten, erklärt er für die Pflicht

seiner Generale und seine eigene. Wohl sei es schön, sagt er diesen, sich Ruhm erworben zu haben, aber eine schändliche Sicherheit würde es sein, nicht auch ferner die Mittel vorzubereiten, die man bald gegen die Feinde anzuwenden in den Fall kommen werde; unglücklicherweise seien die Worte „Feind“ und „Nachbar“ für ihn synonym.

Vor allen Dingen erklärte er für notwendig, bei der ersten Einstellung der Mannschaften eine strenge Aufsicht zu führen. Nur durch die Vernachlässigung derselben sei Holland, welches einst für Preußen zum Muster gedient, aber später sein Kriegswesen in die Hände einiger verwaltender Kaufleute habe geraten lassen, so tief herabgekommen.

Der Fürst-Konnetabel muß sich, nach seiner Ansicht, die eingestellten Rekruten selber vorführen lassen und ihren Zustand untersuchen, damit der Abgang jedesmal durch gleich große und starke Leute ersetzt werde. Der vornehmste Beweggrund für die Beibehaltung des Maßes war, daß die hochgewachsensten Menschen in der Regel auch die stärksten seien; doch waltete dabei zugleich die Rücksicht ob, daß diese Bedingung zur Schonung der Kantons beitrage, welche auch übrigens immer aufs neue zur Pflicht gemacht wird.

Die Vorschriften hierüber konnten kaum strenger sein. Den Regimentern, sagt er, seien nur darum Kantons angewiesen, um den gewöhnlichen Abgang, und nicht diesen einmal vollständig, aus ihnen zu ersetzen, hauptsächlich um sich in Notfällen, wie bei der Eröffnung eines Feldzuges, geschwind vollzählig zu machen; aber unerträglich sei es, daß man die Enrollierten gleichsam als Leibeigene betrachte oder denen, die nicht wirklich eingestellt seien, wegen irgendeines Grundes Geld abfordere. Man sieht, welche Mißbräuche noch obwalteten; als eine der Pflichten seines Amtes betrachtete er, sie abzustellen, überhaupt das Gleichgewicht zwischen den bürgerlichen Einwohnern und den Soldaten zu erhalten.

Aber auch unter dieser Bedingung wurden die Hauptleute dafür verantwortlich gemacht, daß sich nicht untaugliche Leute in den Reihen finden. Von den jungen Offizieren fordert der König nicht allein untadelhaftes Betragen und Kenntnisse, sondern auch Geist; die Hauptleute müssen mit Leib und Seele dienen; die Kommandierenden nicht allein die Mannszucht auf das strengste beobachten, sondern auch die Eigenschaften besitzen, ihren Entschluß in dringenden Fällen für sich selbst zu ergreifen. Er könnte

Obersten nennen, von deren Verfahren der Ausgang einer Schlacht, das Heil des Staates abgehangen habe.

Generale und Obersten müssen dem Fürsten für ihre Regimenter stehen; damit sie das vermögen, muß ihnen ein unbedingter Gehorsam geleistet werden. Ein Soldat, der sich gegen seinen Unteroffizier auflehnt, ein Offizier, der gegen seinen Obern den Degen zieht, muß ohne Erbarmen bestraft werden; Gnade ergehen zu lassen, würde große Gefahr bringen.

Die häuslichen Einrichtungen der Soldaten sind auf körperliches Wohlsein und kameradschaftliches Zusammenleben berechnet. Der Friede soll auch in dieser Beziehung auf den Krieg vorbereiten, zur Mäßigkeit gewöhnen. Spielen und Trinken darf man schlechterdings nicht einreißen lassen; ein gutes Regiment muß sich so ordentlich aufführen wie ein Mönchskloster.

Der Fürst-Konnetabel muß sein Regiment selbst zu exerzieren verstehen, um den kleinen Dienst vollkommen innezuhaben und es zu bemerken, wo dagegen gefehlt wird. Die Gleichförmigkeit in allen Äußerlichkeiten hat viel Einfluß auf den mechanischen Teil der Taktik; darin eingeübt, leisten die Truppen auch im Felde unbedingte Folge.

Der französische Gesandte bemerkt, daß die Übungen der Reiterei anfangs nicht ohne ein Gefühl von Demütigung, mit einer gewissen Verdrossenheit vollzogen worden seien; man habe nur den Stock gefürchtet; jetzt aber habe ein jeder ihren Nutzen eingesehen und unterwerfe sich ihnen mit einer von Erwägung getragenen Resignation. Er bewundert besonders, wie die Eskadron im vollen Lauf auf das erste Signal haltmacht und eine treffliche Ordnung behauptet, oder wie, wenn die erste Linie ihren Galopp fortsetzt, die zweite innehält und im Trabe nachfolgt.

Mit einer gleichen kriegsmännischen Befriedigung wohnte Valori auch den Übungen des Fußvolkes bei.

Es erregt Verwunderung, schreibt er nach einer Revue im Mai 1747, Truppen, die so viel gelitten haben, schon wieder in einem so prächtigen Zustand zu erblicken. Die alten Regimenter haben in Hinsicht auf Zucht und militärische Fertigkeit vielleicht noch gewonnen. Wir haben eine Linie von 19 000 Mann vorrücken sehen, 80 Schritt in einer Minute, so gerade, als wenn sie nach der Schnur abgemessen wäre. Ich kenne die Geschwindigkeit ihres Schießens nun seit acht Jahren aus dem Kriege und aus den Übungen, doch setzt sie mich noch jedesmal in Erstaunen.

Valori war kein unbedingter Bewunderer der preußischen Truppen. Er urteilt, daß ihr Feuern in der Regel zu tief gehe und

nicht gehörig berechnet werde; wenn die Maschine einmal aufgezogen sei, so schieße der Soldat, ohne zu wissen wohin. Wenn er aber meint, daß es dem König hauptsächlich auf dieses Schießen angekommen sei, so tut er ihm unrecht.

„Was heißt es“, sagt Friedrich, „eine Schlacht gewinnen? Es heißt, den Feind nötigen, das Feld zu räumen. Ich übe die Truppen, so rasch anzurücken wie möglich; sie haben nicht zu schießen, sondern bedienen sich des Bajonetts oder dringen, die Flinte über die Schulter, an; so setzen sie den Feind außer Fassung. Nicht das Feuern gewinnt Schlachten, sondern die gute Haltung der Truppen. Auch von der Kavallerie verlange ich geschlossene, lebhafte Attacken. Da die feindlichen Schwadronen weniger geschlossen sind, so können sie diesem Anlauf fast nicht widerstehen; selten kommt es zu dem Gebrauch der blanken Waffe. Die Infanterie muß den Feind von dem Schlachtfeld sozusagen hinuntertreiben; die Kavallerie krönt das Werk durch die Anzahl der Gefangenen, die sie einbringt.“

Zu diesem Zweck, dem Siege in der Feldschlacht, waren nun alle Übungen eingerichtet.

Die Truppen lernen sich auf das rascheste und mannigfaltigste formieren, in Linien oder in Kolonnen, bald von dem einen, bald von dem andern Flügel her; auf das geringste Wort muß das geschehen; die beiden hinteren Linien müssen darin so vollkommen werden wie die vordersten. Die Manöver größerer Truppenkorps sind von Friedrich eingeführt, wie er sagt, um die Offiziere im großen Dienst zu üben.

Aber auch auf alle anderen im Kriege möglichen Fälle waren diese Übungen berechnet. Durch die Gehölze marschieren, ohne die Ordnung zu unterbrechen, plötzliche Wendungen machen, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, Rückzüge vollziehen, ohne in Verwirrung zu geraten, bei den Fouragierungen von Husaren angegriffen sich gegen sie zur Wehr setzen, das hauptsächlich machte sie aus.

Friedrich beschied sich immer, daß er die Kriegskunst nicht allgemein nach ihrem Ideal ausbilden könne, sondern wie sie gegen die Nachbarn, von denen er Feindseligkeiten erwarten müsse, notwendig sei. Der Beschränkung, die es ihm auflegt, daß die Hälfte seiner Truppen aus Soldaten bestand, die keinen rechten Anteil an der Wohlfahrt seines Landes nähmen, blieb er sich jeden Augenblick bewußt.

Um so mehr kam es ihm darauf an, den eigentümlichen kriege-

rischen Geist, die militärische Tugend der Armee aufrechtzuerhalten.

Er setzt dieselbe in drei Dinge: Ordnung, Gehorsam und Tapferkeit. Die zur Gewohnheit gewordene Ordnung bewirke, daß in den dringendsten Gefahren die Verwirrung der Preußen doch noch mehr Haltung in sich habe, als der gewöhnliche Zustand des Feindes; der Gehorsam mache, daß niemals über die Ausführbarkeit einer gebotenen Unternehmung hin und her geredet werde, niemand verzweifle. Die Tapferkeit beruhe darauf, daß die Offiziere nur von den Waffen ihr Glück erwarten und ihren Ehrgeiz darin finden; daß der Soldat Zutrauen zu sich selbst habe und als einen Ehrenpunkt betrachte, niemals zu weichen; jeder Kleinmut mache bei den Kameraden verächtlich; oft habe man noch Verwundete schlagen sehen.

Diesen Geist nun, der im Kriege entwickelt war, in der Zeit des Friedens zu nähren, die Armee in immer vollkommeneren Zustand zu bringen, war das vornehmste Bemühen des Königs.

Um das Jahr 1750 bestand das Fußvolk aus 48 Feldregimentern, 13 Garnisonregimentern, zusammen 122 Bataillonen, jedes zu 880 Köpfen: die Kavallerie aus 8 Regimentern Husaren, jedes zu 1200 Mann, und 130 Eskadronen Kürassiere und Dragoner, jede zu 158 Mann. Die Armee zählte 133 000 bis 136 000 Mann. Im Verhältnis zu dem Lande war sie doch noch immer stärker als zur Zeit Friedrich Wilhelms I., und bei jeder Steigerung der Einkünfte dachte auch Friedrich II. zunächst immer daran, ob er nicht ein paar neue Regimenter errichten könne.

Die von allen Seiten bedrohte Selbständigkeit ließ sich nur durch diese eiserne Wehr verteidigen.

Von dem Bestreben, sein eigener Herr zu sein, die unter einem Zepter vereinigten Gebiete, Norddeutschland überhaupt nicht zu einem Tummelplatz fremder Interessen werden zu lassen, ging alles aus; dadurch ward die Armee und durch diese die finanzielle Organisation notwendig; alles bedingte, unterstützte und erhielt sich gegenseitig; eins war ohne das andere nicht zu denken.

Fünftes Kapitel.

Kirche, Wissenschaften.

Die obersten Prinzipien, die in den Konflikten der geistigen und materiellen Kräfte die Oberhand behalten haben, bestimmen das Leben in jeder seiner Gestalten[1].

Wenn Friedrich durch den Gang seiner eigenen Bildung und den Geist des Jahrhunderts dahin geführt ward, sich von der Herrschaft der Konfession loszureißen, so mußte die große Erwerbung, die er gemacht hatte, der überaus zahlreiche Zuwachs seiner katholischen Untertanen, die Politik, die er im Augenblick der Besitznahme ergriffen, ihn darin mächtig bestärken. Was er einst in jener Marginalresolution den protestantischen Kirchenbehörden in herben Ausdrücken zu erkennen gegeben, das wiederholte er milder dem Kardinal Sinzendorf, jeder seiner Untertanen möge Gott auf die Weise verehren, die er seinem Heile für die zuträglichste halte. Er ersucht ihn einmal, den Polen, bei denen sich Religionsverfolgungen zeigten, das Beispiel von Schlesien vorzuhalten und ihnen zu Gemüte zu führen, wie sehr ihr Verfahren dem göttlichen Gesetze, der christlichen Liebe und dem natürlichen Grundsatze der menschlichen Gesellschaft entgegenlaufe. „Ich bin neutral", sagt er von sich selbst, „zwischen Rom und Genf; wer den anderen beeinträchtigt, wird verurteilt; würde ich mich für die eine oder die andere Religion erklären, so würde ich Parteiung, Verfolgung, Auswanderungen veranlassen; ich suche den verschiedenen Glaubensgenossen zu zeigen, daß sie alle Mitbürger sind." Selbst bei Verteilung öffentlicher Unterstützungen, die sich sonst sehr an das kirchliche Bekenntnis zu knüpfen pflegten, verbat er sich, auf dasselbe Rücksicht zu nehmen; nur die größere Bedürftigkeit sollte den Ausschlag geben.

Er sah nicht allein nach, sondern er wünschte, Katholiken in seinen Diensten zu haben; er verkündigt so laut wie möglich, daß

[1] Diese obersten Prinzipien entsprechen den „Ideen"; über deren Bedeutung in den Werken Rankes und über ihre nähere Bestimmung vgl. Reformation III, 412 und die dort verwiesenen Stellen.

alle seine Vasallen bei ihm fortkommen sollen; wir finden, daß er für den Prinzen von Preußen einen Hofmarschall katholischen Glaubens förmlich suchte. Mit Vergnügen nahm er Männer, wie Keith, alte Jakobiten[1], in seinen Dienst auf, obgleich er auf den Wunsch des Prätendenten, sich in Preußen niederzulassen, nicht einging. Es machte ihm Vergnügen, eine katholische Kirche, einer brandenburgischen Heiligen gewidmet, in Berlin entstehen zu sehen; sein damals vertrautester Freund, Rothenburg, führte bei den hierzu nötigen Einrichtungen die Aufsicht; in jeder Schwierigkeit wandte man sich an den König selbst.

Bei alledem konnte es nicht fehlen, daß ihm nicht eben in der eroberten Provinz viel religiöser Widerwille von seiten der Katholiken begegnete.

Da waren vor allem jene Mitglieder der Magistrate, welche bisher durch den Hof von Wien befördert, die Autorität desselben wiederherzustellen entschlossen schienen. Eine Kabinettsorder verfügte gleich im Anfang, daß die Stellen der regierenden Bürgermeister nur mit Evangelischen zu besetzen seien; auf ewige Zeiten aber sollte hierdurch die Wahl nicht beschränkt oder aufgehoben sein; Friedrich meinte, daß sie der zweiten Generation ohne Gefahr zurückgegeben werden könne.

Dann folgten die Mönche, welche ihre Klöster oft zum Zentrum österreichischer Vereinigungen machten; im Kriege von 1745 erfuhr der König von Plänen, die in der Abtei Grüßau zugunsten des Wiener Hofes geschmiedet worden seien. Er trug kein Bedenken, die Teilnehmer sämtlich nach verschiedenen Provinzen zu entfernen, ehe noch ihr Vorhaben zum Ausbruch kam, in der Überzeugung, daß ihnen damit ein Gefallen geschehe; er wollte sie nur verhindern, eine Schuld auf sich zu laden, die er auf das härteste hätte ahnden müssen; ruhig kamen sie nach dem Frieden in ihre Wohnsitze zurück; er meinte, sich ein Verdienst um sie erworben zu haben.

Am gefährlichsten schienen ihm, trotz mancher freundlicher Annäherungen, die Väter Jesuiten, welche auf die höheren Klassen, wie allenthalben so auch in Schlesien, Einfluß ausübten und den Unterricht in ihrer Hand hatten. Friedrich sah sie im Anfang als Anhänger von Österreich an. Um nicht von ihren Feindseligkeiten bedrängt zu werden, faßte er den Gedanken, wie er sagt, dem Altare den Altar entgegenzusetzen. Er berief Jesuiten aus Frankreich, welche die einheimischen an Bildung übertrafen, sie in

[1] Anhänger der 1689 aus England vertriebenen Herrscherfamilie der Stuarts.



Friedrich der Große im Alter.
Gemälde von Anton Graff.
Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl, München.

dem Einfluß auf die höheren Klassen der Einwohner verdrängten und sich dem preußischen Interesse ergeben zeigten.

Überall kam es darauf an, die politische Seite der religiösen Gegensätze unschädlich zu machen, ohne dem ergriffenen Prinzip zu nahe zu treten.

Lag nun aber nicht in dem Zusammenhang der Katholisch-Gläubigen mit einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, welches die alten hierarchischen Grundsätze geltend machen mußte, schon an sich eine politische Gefahr? War die Einwirkung von Rom nicht mit dem besonderen Wesen des preußischen Staates in innerem Widerstreit?

In Berlin hatte man zuweilen die Anwandlung, die Streitfragen, die natürlicherweise entstanden, theoretisch auszufechten.

Friedrich sagt in einer seiner Kabinettsordern: in allen Dingen, die keinen Glaubensartikel angehen, sei er der oberste Bischof im Lande und habe keine andere Autorität zu erkennen. In einem Aufsatz, den man für den Römischen Stuhl bestimmt hatte, heißt es wörtlich: wenn die Römische Kirche im Preußischen die Rücksicht genieße, die man ihr in katholischen Ländern widme, so geschehe das unter der Bedingung, daß der Römische Hof auch dem König von Preußen alle die Rücksicht gewähre, welche er gegen katholische Fürsten habe, und der Klerus ihm ebenso gehorsam sei; die Religion, die er bekenne, dürfe ihm nicht die Rechte schmälern, deren sich anderwärts die Fürsten erfreuen.

Zuletzt hielt er jedoch nicht für gut, mit dem Römischen Stuhl über Grundsätze zu kämpfen, in denen derselbe vielleicht niemals nachgeben konnte, und, wie schon angedeutet, das Leben mußte ausgleichen, was die Theorie nicht zu versöhnen wußte.

Das Glück wollte dem König Friedrich so wohl, daß er eben ein solches Oberhaupt des schlesischen Klerus fand, wie er bedurfte; der Kardinal-Erzbischof Sinzendorf ging auf seine Gesichtspunkte ein und schloß sich ihm persönlich an.

Zuweilen kam er nach Berlin, wo die Erscheinung eines römischen Prälaten ersten Ranges nicht geringes Aufsehen erregte; er selbst weiß die Aufnahme, die ihm die beiden Königinnen, die liebenswürdigen Prinzen und der geistvolle König zuteil werden lassen, nicht genug zu rühmen. Dagegen gab es auch dann und wann persönliche Verstimmungen; Sinzendorf, der einige Zurückhaltung wahrzunehmen glaubt, bemerkt dem König, wenn man einmal Vertrauen zu ihm habe, so müsse das ein vollständiges sein; Vertrauen lasse sich so wenig teilen wie Liebe; dieser bezeugt, daß er nicht das mindeste Mißtrauen hege.

Friedrich stellte den Grundsatz auf, daß alle einträglichen Würden in Schlesien nur an Eingeborene gelangen sollten; — bei den Wahlen nahm er für sich selbst alle die Rechte in Anspruch, welche Kaiser Karl VI. ausgeübt hatte.

Auch darin lag eine Gunst des Schicksals, daß eben einer der mildesten Päpste auf dem Römischen Stuhle saß, Benedikt XIV., welcher allenthalben das gute Vernehmen mit den weltlichen Fürsten herzustellen suchte. Die beiden Nuntien zu Wien und zu Dresden wetteiferten, dazu mitzuwirken; besonders gewann der Nuntius zu Dresden das Vertrauen Friedrichs. Die Widersprüche des Wiener Hofes, die zuweilen die Gestalt von ernstlichen Mißverständnissen annahmen, konnten dann nicht mehr schaden.

In Zeiten der Umwälzung mag sich ein anderes Verfahren anwenden lassen; für die damaligen, wo Aufsehen und Gewaltsamkeit vermieden werden mußten, war weniger eine theoretisch feste als eine den vorliegenden Fällen angemessene Behandlung erforderlich: von Nachdruck, wo es nötig war, übrigens mild und klug.

Von der evangelischen Kirche hatte Friedrich II. nichts als Beistand zu erwarten; aber leicht hätte sie ihm durch unzeitige Polemik sein Verhältnis zu dem Katholizismus erschweren können. Sein vornehmstes Bestreben war, dies zu verhindern, besonders in Schlesien selbst keinem sektiererischen Treiben stattzugeben; wie es in einer seiner Kabinettsordern heißt, nur vernünftige und geschickte Leute wolle er angestellt sehen, die keinen fanatischen Eifer gegen andere Religionen ausüben. Übrigens überließ er die Regierung der Kirche nach der hergebrachten Verfassung den Konsistorien.

Im Jahre 1750 wurde ein Oberkonsistorium eingerichtet, oder vielmehr, das bisherige kurmärkische Konsistorium ward zugleich mit der Aufsicht über alle anderen Konsistorien in den alten Provinzen und mit ihrer höheren Leitung beauftragt. Es sollte über die Prüfungen und die Führung der Kandidaten, Lehre und Leben der Geistlichen, die gehörige Verwaltung der milden Stiftungen die Aufsicht führen; bei der Besetzung theologischer Professuren gefragt werden; die Schulen regeln; wenn es Strafen verhänge, sollte es von dem weltlichen Arm unterstützt werden.

Da von dieser Unterstützung der Einfluß des Fürstentums auf die Kirche überhaupt ausgegangen ist, so blieb, wie es bei allen Konsistorialverfassungen von jeher gebräuchlich gewesen ist, auch hier der Rekurs an die landesherrlichen Justizbehörden offen. Auf der Konkurrenz von beiden, zumal da die Verbrechen

der geistlichen Personen den weltlichen Gerichten unterworfen wurden, beruhte die öffentliche Ordnung der Kirche.

Von einem Eingreifen des persönlichen Willens war nicht viel zu bemerken; dem Präsidenten ward ausdrücklich befohlen, die Meinung jedes Mitgliedes zu hören, keine langen Disputationen zu gestatten und nur nach Stimmenmehrheit den Schluß zu machen.

Eine vorzügliche Rücksicht ward unter Friedrich wie unter seinem Vater den Äußerlichkeiten der Verwaltung gewidmet. Aus den vereinigten Amtskircheneinkommen sind in den letzten 18 Jahren Friedrich Wilhelms und in den ersten 11 Friedrichs II. in der Kurmark 156 Kirchen oder Türme hergestellt, 129 neu erbaut, zahlreiche Orgeln und Glocken angeschafft worden; auch unter den Kabinettsordern Friedrichs II. finden sich manche zur Unterstützung der Kirchen- und Pfarrbauten.

Für die Fälle, in denen er doch persönlich gefragt wurde, hatte er sich einige Maximen gebildet, z. B. die Geistlichen nicht viel mit hohen Titeln und Würden auszustatten, denn Paulus schreibe sich nur einen Diener Jesu Christi; bei Besetzungen der Stellen mehr als bisher auf den Wunsch der Gemeinden zu geben; besonders wenn er auf wohlgesittete und mildgesinnte Männer ging; vor allem keine neuen Lehrmeinungen einreißen zu lassen; für das beste Heilmittel gegen solche hielt er, daß man sie lächerlich mache. Mit dem Ton der damaligen Prediger war er nicht einverstanden: er vermißte bei ihnen Weltkenntnis und selbst Studium des Evangeliums. Um auf die Welt zu wirken, müsse man dieselbe nehmen wie sie sei; aus dem Studium der Schrift müsse ein Prediger seine vornehmste Beschäftigung machen. Er würde auch in diesem Zweige, wie in dem juridischen auf eine lebendigere Befriedigung der vorhandenen Bedürfnisse gedrungen haben, hätte er ihm mehr Aufmerksamkeit gewidmet; aber weder seine geistige Richtung noch auch seine Politik führten ihn dahin. Es schien ihm genug, wenn nur der Hader zwischen den verschiedenen Bekenntnissen vermieden blieb, der in den letzten Jahrhunderten so viele Verwirrungen veranlaßt hatte.

Den hohen Schulen, die mit den kirchlichen Genossenschaften von alten Zeiten her in den engsten Beziehungen standen, bewies er nur so viel Aufmerksamkeit, als die Stellung eines Fürsten nötig machte. Er hielt auf die Beobachtung der alten Statuten, zumal wenn sie mit seinen Gesichtspunkten übereinstimmten, wie wenn an der Universität Frankfurt a. O. die ordentlichen Professuren der Theologie den Reformierten vorbehalten blieben,

weil diese Fakultät nach den mildesten Normen des reformierten Bekenntnisses zu lehren verpflichtet war; für die Lutheraner blieben nur die außerordentlichen Professuren, denen jedoch einige für die Vollendung der Studien erforderliche akademische Rechte zuteil wurden. Über die Universität Halle pflog man mancherlei Beratungen, ohne daß es zu organischen Veränderungen gekommen wäre; es schien genug, sowohl die Lehrer als die Studierenden zu strenger Disziplin und größerem Fleiß anzuweisen; nach dem Tode von Wolf, der seine Besoldung aus der königlichen Schatulle bezogen hatte, fühlte sich König Friedrich nicht veranlaßt, der Universität diesen Verlust zu ersetzen.

Der tätige Anteil, welchen er den Wissenschaften widmete, konzentrierte sich zunächst in dem akademischen Institute, das er in Berlin erneuert hat.

Er war mit dem Gedanken auf den Thron gekommen, literarisch-berühmte Männer um sich zu sammeln; gleich in den ersten Tagen seiner Regierung äußerte er die Absicht, die Gesellschaft der Wissenschaften, welche trotz einiger Männer von Verdienst, die sie in sich schloß, doch nur ein dunkles Leben fristete, in eine Akademie zu verwandeln, welche mit den französischen und englischen Gesellschaften dieser Art wetteifern könne. Maupertuis, der zuerst herangezogen ward, beschäftigte sich schon im Frühjahr 1741 mit einem Plane dazu. Eigentlich diese Angelegenheit war es, welche ihn ins Feldlager Friedrichs II. führte und ihm jenen Unfall zuzog, der ihn nach der Schlacht von Mollwitz wieder aus Preußen entfernte.

Den nächsten Anlaß, auf den Gedanken zurückzukommen, hat die Erwerbung von Schlesien gegeben. Euler, der ebenfalls vor kurzem berufen war, ein Mann von vielem Talent für die Geschäftsführung einer gelehrten Körperschaft, berechnete, daß der Ertrag des Kalenderprivilegiums, das nun auch auf diese Provinz ausgedehnt wurde, ansehnlich genug ausfallen werde, um darauf eine Akademie zu gründen.

Noch eine andere Anregung von ganz anderer Seite unterstützte den König hierbei.

Nach dem Beispiel Friedrichs beschäftigten sich auch alle, die ihn umgaben, mit der Literatur. Kriegsmänner vom höchsten Rang, Minister, Hofleute selbst empfanden das Bedürfnis, sich fortlaufend zu unterrichten, und bildeten hierfür eine neue Gesellschaft untereinander. Wir finden unter ihnen Podewils und Borcke, Schmettau, Goltz, Stille sowie Sweerts, der die Schauspiele dirigierte, Bielefeld, Jordan; den Kern machten die in Berlin bereits anwesenden Ge-

lehrten aus, die sich den allgemeinen Wissenschaften widmeten, wie Pott, Marggraf, Lieberkühn, Euler, Jarriges, Formey. Sie versammelten sich anfangs bei Schmettau oder Borcke, später auf dem Schloß, wo ihnen der König einen Saal einräumte, alle Donnerstagnachmittage.

Marschall Schmettau, dessen entwürfereichen Geist für Politik und Kriegführung wir kennen, ist es eigentlich, von dem die unmittelbare Anregung zur Gründung der Akademie, wie sie später wurde, ausgegangen ist.

Im Oktober 1743 gab er den Rat, die beiden Gesellschaften, von denen die eine dem Geiste der Zeit am meisten entsprach, die andere aber ein gutes Recht auf die Fonds hatte, zu einer einzigen zu vereinigen und eben dadurch zu einer Akademie auszubilden, die diesen Namen verdiene. Friedrich, damals nicht gerade mit solchen Gedanken beschäftigt, ging doch darauf ein und setzte zur nähern Prüfung des Vorschlags eine Kommission aus einigen Ministern und Mitgliedern beider Gesellschaften nieder. Die Sache konnte hauptsächlich deshalb auf keine großen Schwierigkeiten stoßen, weil die angesehensten Mitglieder der alten Gesellschaft der neuen bereits angehörten, und ward sehr ausführbar gefunden; nach kurzer Zeit, am 23. Januar 1744, dem Vorabend des königlichen Geburtstages, eröffnete die neue Akademie bereits ihre Sitzungen. Schmettau selbst ergriff dabei das Wort; die neuen Statuten wurden verlesen.

Die Hauptsache darin ist, daß die Akademie, nicht zufrieden mit dem, was die Akademien der Wissenschaften und der Inschriften in Paris beschäftigte, auch philosophische Forschungen in ihren Plan zog; aber eine gelehrte Gesellschaft wie jene war sie noch nicht.

Von dem Glanz der Minister und Generale, welche hier teilnahmen, verdunkelt, hinter die Kuratoren, welche ihnen gesetzt wurden, zurücktretend, spielten die eigentlichen Gelehrten nur eine untergeordnete Rolle. Es waren meistens Ärzte und Theologen, von denen die einen sich mit Naturwissenschaften, die andern mit antiquarischen Forschungen beschäftigten, und einige Professoren der Mathematik, Astronomie und Botanik. Unter den Ansprüchen, welche die bloßen Dilettanten machten, schien der eigentlich wissenschaftliche Gehalt untergehen zu müssen.

Maupertuis, der bald hierauf nach Berlin zurückkam, hat das Verdienst, dies Element beschützt und ihm eine gewisse Selbständigkeit, man kann kaum sagen gerettet, sondern erst verschafft zu haben.

Moreau von Maupertuis, Sohn eines glücklichen Korsaren von St. Malo, in früher Jugend Hauptmann bei einer Kompanie Dragoner, hatte sich dann den mathematisch-physikalischen Wissenschaften gewidmet und besonders dadurch Glück gemacht, daß er die Newtonischen Lehren gegen die Cartesianer verfocht. Er stand an der Spitze jener Expedition, welche die französische Regierung im Jahre 1736 nach dem äußersten Norden schickte, um die Frage, ob die Erde ein abgeplattetes oder längliches Sphäroid sei, worüber die Anhänger Cassinis und Newtons stritten, durch eine Gradmessung in der Nähe des Pols zur Entscheidung zu bringen, wie sie denn in der Tat darüber zuerst den Ausschlag gegeben hat. Bei seiner Rückkehr nach Paris ward Maupertuis Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung; man weiß, daß jüngere Männer dadurch gereizt worden sind, sich der Literatur zu widmen; Voltaire empfahl ihn dem König von Preußen, und dieser, der einen Mann von so anerkanntem Ruf für Berlin zu gewinnen wünschte, blieb auch nach der Erneuerung der Akademie dabei, ihn zum Präsidenten derselben zu machen. Maupertuis zog bei dem Antrag in Betracht, daß er sich der Eifersucht der Gelehrten aussetzen werde, darauf indes wollte er es wohl wagen; was er aber wahrhaft unerträglich fand, war die Unterordnung unter die Kuratoren vornehmern Ranges, welche der Akademie vorgesetzt waren. Sehr merkwürdig ist sein Schreiben, worin er dem König vorstellt, die Stelle eines Präsidenten der Akademie sei unter Leibniz ehrenvoll gewesen, unter Gundling lächerlich, unter Jablonski etwas sehr Mittelmäßiges; jetzt könne der König alles, was er wünsche, daraus machen. Von Preußen dürfe man nicht sagen, was nach Fontenelle von Frankreich in einem früheren Jahrhundert wahr gewesen sei, daß Wissenschaft zu besitzen, dem Ansehen eines Mannes nur nicht schade. Er wisse wohl, indem er für die Wissenschaften spreche, führe er seine eigene Sache, aber von Friedrich dürfe er alles verlangen, was ihm Ansehen genug gebe, um für die Wissenschaften selbst zu wirken.

Hierauf wurde Maupertuis zum immerwährenden Präsidenten ernannt und erhielt seinen Platz über den Kuratoren; nach einiger Zeit ward das Recht, zu erledigten Stellen vorzuschlagen, ausschließlich ihm übertragen. Eine so monarchische Verfassung, als sie einer gelehrten Körperschaft nur immer gegeben werden konnte, hier dadurch erträglich, daß ein Mann von einer rein wissenschaftlichen Autorität, ohne fremdartigen Einfluß, an die Spitze der Gelehrten kam. Selbst Schmettau erfuhr bald, daß er

nichts ausrichten konnte. Zur Ausbildung der äußeren Stellung von Maupertuis gehörte, daß er einen Orden erhielt, der sonst nur militärischem Verdienst zuerkannt worden war, in angesehene Familienverbindungen trat, und besonders, daß er in unaufhörlicher Beziehung zu dem König und den andern Familien des Hofes stand. Die Gelehrten ordneten sich ihm unter, weil sie in seiner Person sich alle geehrt sahen.

Das aber dürfte man ihm nicht schuld geben, daß er die Akademie französiert habe. Der Beschluß, die Denkschriften der Gesellschaft nur französisch herauszugeben, war gleich nach der Erneuerung gefaßt worden, denn immer allgemeiner werde diese Sprache und das lateinische Land verliere dagegen täglich an Umfang; und es scheint sogar, als sei Maupertuis nicht ganz zufrieden damit gewesen; wenn man die Denkschriften ansieht, so überzeugt man sich bald, daß der eigentlich französische Geist wenig Anteil daran hatte. In der physikalischen Abteilung führten neben Pott und Eller besonders Marggraf und Gleditsch das Wort; die mathematische erfüllte Euler mit zahlreichen und gelungenen Abhandlungen; in der philosophischen arbeiten besonders Mitglieder der alten Kolonie, denen sich später einige Schweizer, wie Sulzer und Merian, zugesellen, in der philologischen, die noch wenig bedeutet, einige einheimische Schulmänner und Theologen. Wenn der unnatürliche Zustand, daß die Abhandlungen einer deutschen Gelehrtengesellschaft erst ins Französische übersetzt werden mußten, um gedruckt zu werden, einen Vorteil hatte, so lag derselbe darin, daß Arbeiten, wie Marggrafs, dessen genaue und wiederholte Experimente zu bedeutenden Entdeckungen führten, auf diesem Wege eher zu einer allgemeinen Anerkennung gelangten. Auch hätte ohne dies der König schwerlich den Anteil genommen, den er nahm.

In der Klasse für Philosophie und schöne Wissenschaften erschien der König selbst ein paar Jahre hindurch als der fleißigste und wirksamste Mitarbeiter.

Bald nach dem Kriege beschäftigte er sich, aus dem natürlichen Wunsche, über die Geschichte seiner Macht, worüber ihm nichts Genügendes vorlag, ins klare zu kommen, mit der Geschichte seines eigenen Hauses und Landes. Zu meinem Erstaunen finde ich, daß der in öffentlichen Geschäften unermüdliche Podewils ihm auch hierbei Hilfe geleistet hat. Er hat ihm einen Entwurf über den Dreißigjährigen Krieg, insofern er Brandenburg angeht, ausgearbeitet, über die militärischen Einrichtungen dieser und der folgenden Zeiten Untersuchungen angestellt, einen chronologischen Auszug der unter Friedrich Wilhelm I. geschlossenen Verträge an-

gefertigt und was dem mehr ist. Auch aus dem Plassenburger Archiv sind dem König durch die Besorgung der Markgräfin von Bayreuth einige Nachrichten zugekommen.

Am 1. Juni 1747 wurden die ersten Abschnitte der brandenburgischen Denkwürdigkeiten bis zum Jahre 1640 in einer Sitzung, der die Brüder des Königs und seine Schwester Amalie beiwohnten, von Darget gelesen. Man fand den Stil eigentümlich und edel, voll von dem Ausdruck einer freien und großen Stellung, die den Autor über alle Rücksicht erhebt. Maupertuis machte die Versammlung auf den Unterschied der darin geschilderten früheren Zeit und der damaligen aufmerksam; das königliche Schloß, wo die Sitzung gehalten ward, das sonst einer fremden Garde gedient, sei jetzt ein Sitz der Wissenschaften geworden. Am 24. Januar 1748 ward das Leben des Großen Kurfürsten gelesen, das durch die Eleganz und den Glanz der Darstellung nicht allein, sondern auch durch seinen Gegenstand, der zum erstenmal in scharfen und faßlichen Formen hervortrat, noch größere Bewunderung erweckte.

Noch ein anderes historisches Werk hat Friedrich damals hervorgebracht, das sich nicht für das Publikum eignete und von dem nur einer oder der andere Vertraute teilweise Kenntnis erhielt: die Geschichte des eben geführten Krieges. Zu einer objektiven Auffassung stand er den Dingen noch zu nahe; aber um so größeren Wert gibt dem Werke die unmittelbar frische Erinnerung, die es in jedem Worte atmet. Es ist mit rückhaltloser Jugendlichkeit hingeworfen; ebenso leicht und angenehm als unterrichtend. Die spätere Überarbeitung hat vieles beseitigt, was man für die historische Kunde zu erhalten wünschte.

Bei aller Verehrung für das Andenken seines Ältervaters legt doch Friedrich hierbei eine durchgreifende Abweichung von den Gesichtspunkten desselben an den Tag. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren die religiös-politischen Gefahren, mit welchen Ludwig XIV. Europa beängstigte, in nebelhafte Ferne gerückt. Friedrich hat kein Mitgefühl für die konfessionelle Religiosität der französischen Flüchtlinge; nur durch die Belebung der Industrie hatten sie Wert für ihn. In seiner Vergleichung zwischen Ludwig XIV. und dem Kurfürsten tut er dem letztern beinahe unrecht, wenigstens in militärischer Hinsicht. Die Stellung, die er damals innehatte, flößte ihm Vorliebe für Frankreich, Abneigung gegen den Kaiser ein. Die Besorgnis vor einer Universalmonarchie, in der sein Großvater lebte, betrachtet er fast als eine Schimäre; dessen Politik leitet er von einer ungerechtfertigten Abhängigkeit von dem kaiserlichen Hofe her. Wir sind weit entfernt davon, darüber



Samuel von Cocceji.
Kupferstich von G. F. Schmidt nach dem Gemälde von Antoine Pesne.

Johann Georg Ritter von Zimmermann.
Radierung von H. Pfenniger nach dem Porträt von A. Graff.

mit dem großen König zu rechten; er schreibt immer als der König. In seinem Verhalten und seiner Anschauung spricht sich sein eigener Standpunkt aus, welcher der Standpunkt des Jahrhunderts war und täglich mehr wurde. Der Natur seines Geistes entsprach es, seinen Staat eben nur in seiner besonderen, auf sich selbst beruhenden Stellung zu fassen.

Gesellschaft von Sanssouci.

Werfen wir überhaupt noch einen Blick auf die Beziehungen Friedrichs zur Literatur und Kunst in dieser Zeit.

Einst, in der Jugend, mochte er es für seine künftige Aufgabe gehalten haben, die militärische Umgebung seines Vaters mit einer künstlerisch-literarischen zu vertauschen: nachdem er den Thron bestiegen hatte, blieb wenigstens seine Absicht, beides zu verbinden.

Gleich in den ersten Tagen der Regierung ward der Gedanke gefaßt, neben einem akademischen Gebäude, mit einer tauglichen Sternwarte, ein Haus für die große Oper zu gründen. Friedrich hat den leitenden Gedanken angegeben, Knobelsdorf, der die berühmtesten Bauwerke, die der König nur aus den Abbildungen kannte, gesehen und studiert und sich einen angeborenen Sinn für das Einfache und Große durch die Mannigfaltigkeit der Anschauungen nicht hatte stören lassen, erwarb sich das Verdienst, dieses Gebäude aufzurichten, dessen stolze und reine Umrisse mit Recht über eine verderbliche Feuersbrunst hinaus gerettet worden sind. Über Einzelheiten der Ausschmückung ist Knobelsdorf mit Algarotti zu Rate gegangen; am 7. Dezember 1742 ward das Haus mit einer Oper von Graun eröffnet.

Es mag wohl sein, daß die ersten Aufführungen, trotz des offiziellen Lobes, das ihnen zuteil wurde, viel zu wünschen übrigließen; der sächsische Resident Siepmann, der hauptsächlich über diese Gegenstände berichtet, tadelt die Dekorationen und den Gesang und findet alles tief unter dem, was man in Dresden habe. Auch der König war nicht gerade sehr zufrieden; seinen Wünschen entsprach die Oper erst, seitdem Salimbeni (im Jahr 1746) und die Astrua anlangten. Dem ersten schreibt Friedrich Geschmack und Anmut zu; die Stimme der Sängerin findet er in Mannigfaltigkeit, Agilität und Anmut unvergleichlich, und dabei spiele sie wie eine französische Actrice; unter den Tänzerinnen glänzte noch eine Zeitlang die Barbarina, eine der schönsten Personen, die je die Bühne betreten haben; die Dekorationen besorgte der geschickte Bellavita. Von allen Darstellungen dieser Zeit erwarb sich, wenigstens

bei dem Könige selbst, die Oper Cinna den größten Beifall, wie durch den Text, welcher Interesse und Schrecken vereinigte, so durch die zugleich rührende und lebendige Musik. Schon hatte man überhaupt die für die Oper vorzugsweise geeigneten Gegenstände der musikalischen Poesie gefunden, wie Iphigenia und Armide; die Situationen des Montezuma, welchen Friedrich selbst abfaßte, kehrten im Cortez wieder.

Etwas später als das Opernhaus kam die Akademie zustande; 1747 ward zu der katholischen Kirche, 1749 zu Prinz Heinrichs Palais der Anfang gemacht; 1750 ward die neue Domkirche fertig. Es liegt in der Natur der Sache, daß Gebäude, zu denen man die vornehmsten Motive aus Zeichnungen von Bauwerken schöpft, die man nie selbst gesehen hat, nicht gerade immer Kunstwerke werden; einiges aber ist doch gelungen: die Verteilung des Raumes war großartig; das innere Berlin bekam allmählich die Gestalt einer europäischen Hauptstadt. Auch an den Außenseiten, wo früher die Wälle gegangen, erhoben sich neue Plätze und Straßen. Vor den Toren versuchte man Anpflanzungen, um nur erst den Sand festzuhalten und der wüsten Plätze loszuwerden; sonst würde selbst jenes Asyl, das Friedrich den „verwundeten Unüberwundenen" 1748 gründete, nicht wohl haben bestehen können. Allenthalben wurden Bäume gepflanzt, die den Nachkommen Schatten geben sollten.

Die größte Sorgfalt ward dem Tiergarten gewidmet, der bisher mit einem Plankenzaun umgeben, von Vieh beweidet, mehr die Gestalt eines Jagdreviers als eines Parkes darbot. Knobelsdorf dachte nicht, den Naturcharakter zu verändern, er führte nur einige gartenkünstlerisch organisierte Partien aus; er durchbrach den Wald nur hier und da durch Alleen, die zu Mittelpunkten von künstlichen Anlagen mit weiten Aussichten führten. Der große Stern, der Kurfürstenplatz, in dessen Nähe einige Zelte standen, aber noch nicht die Baulichkeiten, die später dort alles verdüstert haben, der Florasalon mit seiner Umgebung von Linden, in Mitte hochgewachsener Eichen, sind von ihm erneuert oder angegeben.

In Potsdam richtete sich Friedrich nicht allein prächtiger ein als seine Vorfahren — das Schloß in der Stadt ward nach Knobelsdorfs Zeichnungen vollkommen umgestaltet —, sondern besonders wohnlicher, gemütlicher. Bis in die entferntesten Regionen der Welt ist der Ruf der bescheidenen Wohnung gedrungen, die sich Friedrich nahe der Stadt auf einem Weinberg zu ländlicher Zurückgezogenheit erbaute. Die Mittel zu dem Bau gewährten ihm die noch zu keinem andern Zweck angewiesenen Erträge von Ostfriesland, die

er sich vorbehielt. Zu dem Garten, den er umher anlegte, steuerten die verschiedenen Provinzen bei, was sie an Gewächsen Vorzügliches besaßen; Küstrin und Magdeburg schickten schwarze Erde, aus Schlesien kam Marmor zu den Bassins. Friedrich suchte seinen Wohnsitz mit Kunstwerken auszuschmücken; einiges sendete Frankreich, anderes schuf das einheimische Talent, beides nach dem einseitigen Geschmack der Zeit; doch hatte er das Glück, auch einige der bewundernswürdigen Werke echter Kunst zu erhalten. Jener Anbeter, der aus den lysippischen Zeiten stammen mag, erhob nun seine Hände hier in Sanssouci. Die schönsten Werke der sinnlichen Imagination Correggios fanden ihren Weg dahin. In dieser Umgebung geistiger Ruhe und einfacher Genüsse nahm Friedrich die Studien von Rheinsberg wieder auf und suchte Genossen derselben um sich zu sammeln.

Was hätte er darum gegeben, die alten Freunde um sich zu sehen, die seinen ganzen Bildungsgang mit ihm geteilt hatten: Keyserlingk und Jordan; aber sie waren beide kurz nacheinander gestorben.

Noch war Rothenburg bei ihm, der ganz sein Vertrauen genoß und sein Ohr besaß, so daß sich die Nachrede gegen ihn erhob, als sei er es, der mißliebige Dinge enthülle; doch war er auf keinen Fall ein eigentlich literarischer Mann.

Als solcher führte sich zunächst ein Südfranzose, der sich mehr in den Kopf gesetzt hatte, in seinem Vaterlande nicht leben zu können, als daß dies nicht möglich gewesen wäre, Marquis d'Argens, bei dem Könige ein. Zuerst in Gesellschaft der Herzogin von Württemberg ist er nach Berlin gekommen: die unberechenbaren Launen seiner Gebieterin aber verscheuchten ihn aus ihrer Nähe. Er war ein wohlwollender, dienstfertiger Mensch, eher nachlässig in seinem Äußern, worüber er oft verspottet wurde, aber voll von den mannigfaltigsten Kenntnissen in dem Gebiete der allgemeinen Literatur und von umfassendem Interesse für alles Wissenswürdige. Er bezeichnet sich selbst als Deist und Epikuräer oder auch als den modernen Demokrit; seine Meinungen waren denen des Königs analog, doch stimmte er darum noch nicht allezeit mit ihm überein; zuweilen erhitzte er sich im Gespräche und suchte dann mit einem provenzalischen Witzwort wieder einzulenken; das Verhältnis zwischen beiden gewann mit den Jahren an Wärme und Innigkeit; d'Argens widmete dem Könige eine herzliche Hingebung und zeigte oft mehr Vertrauen zu seinem Glücksstern als dieser selber.

Auch ein Nordfranzose war zugegen, der Arzt de la Mettrie, unter allen Schriftstellern, die je gelebt, einer der unbesonnensten, der

höchst anstößige Bücher schrieb und darüber erschrak, wenn man ihm die Konsequenzen seiner Behauptungen nachwies; er glaubte alles, was man ihm sagte, und ließ sich hinreißen, das denkbar Schlimmste von jemand in die Welt zu schreiben; ebenso leicht aber bat er den Beleidigten um Verzeihung und überhäufte ihn mit unverdienten Lobeserhebungen. Daß er wegen seiner Meinungen verbannt worden war, verschaffte ihm Eingang bei Friedrich, der ihn als ein Opfer fanatischer Verfolgung nicht allein der Priester, sondern auch der Ärzte geschildert hat. Überdies aber liebte er seine tumultuarisch wilde Konversation, hinter deren Qualm und Rauch sich doch ein echter Funke zeigte. Es muß wohl Menschen geben, in deren Seele die Idee der Moral gar nicht aufgegangen ist; de la Mettrie hat Dinge begangen, die ich verschweigen will; aber im gewöhnlichen Umgang war er gutmütig, auch in gutem Sinne selbstvergessen, von unverwüstlicher Lustigkeit, welche doch nur selten drückend wurde; der Beifall des Königs hielt ihn in der Berliner Gesellschaft aufrecht.

Welch eine andere Gestalt sein Landsmann und Beförderer, jener Maupertuis, der sich durch den europäischen Ruhm, den er in vollen Zügen genoß, berechtigt glaubte, ganz nach seinem Sinne zu leben. Er unterschied sich in Kleidung, Betragen, Hauseinrichtung durch eine stolze Sonderbarkeit, in die er Würde zu legen suchte. Im Gespräch erschienen seine Gedanken wie der Blitz, unerwartet, abgerissen und energisch; seine Ausdrücke konnten überaus schmeichelhaft sein, nicht selten waren sie beleidigend; es dünkte ihn nicht der Mühe wert, andere zu schonen. Hat er doch zuweilen sogar dem König grollend seine Verstimmung zu erkennen gegeben. Aber er selber wollte geschont sein; sein Wohlwollen hörte auf, sobald man in den geringsten Wettstreit mit ihm geriet; er beförderte am meisten die, welche ihn niemals in Schatten stellen konnten. Von den materialistischen Doktrinen wandte er sich von einem Jahr zum andern mehr ab: die Fähigkeit und Macht, die dem menschlichen Geiste eingeboren sei, schlug er überschwenglich hoch an.

Im Jahre 1747 kam Algarotti wieder, der jetzt nicht mehr in diplomatischen Geschäften, womit ihm der erste Versuch mißglückt war, sondern nur als geistreicher und gebildeter Mann in der Gesellschaft zu glänzen suchte. Friedrich sagt von ihm, er habe sich von allem Wissen das Interessanteste angeeignet, auf jede Frage, die man über Philosophie, schöne Wissenschaften und Künste an ihn richte, bezahle er mit klingender Münze, eine unschätzbare Gabe für ein literarisches Hofleben. Er war

ein Egoist, doch ohne zu beleidigen, bewegte sich in gewandter Schmeichelei, die den Erfolg hatte, ihm seine Tage angenehm zu machen; aber niemals war er vollkommen hingegeben, weder gegen seine Freunde, noch selbst in Angelegenheiten des Herzens.

Wir wollen des ehrlichen Darget, der hauptsächlich ein geschickter Sekretär, und Chasots, der ein gern gesehener Adjutant, aber nicht viel mehr war, nicht ausführlicher gedenken; die größte Aufmerksamkeit von allen erregte Voltaire, als er sich endlich bewegen ließ, die vorteilhafte Stellung anzunehmen, die ihm Friedrich für immer in Berlin anbot. Die Einladung traf gerade in eine Zeit, wo Voltaires Empfindlichkeit durch kleine Zurücksetzungen in der Pariser Gesellschaft gereizt war. Friedrich, der von Jugend auf, geschäftliche Unterbrechungen ausgenommen, den ganzen Tag über französisch sprach, so daß man sich lange an seinem Hofe aufhalten konnte, ohne ein deutsches Wort zu hören, hatte einen unüberwindlichen Trieb, allgemeine Gedanken und Gefühle in französischen Versen auszudrücken. Zur Ausbildung der intellektuellen Selbständigkeit, um nicht dem Einheimischen und Angestammten, wo oft die Gewohnheit als die Regel gilt, blindlings zu verfallen, hat man seit den Zeiten der Römer die Übung eines gelernten und fremden Idioms für nötig gehalten. Die damaligen Höfe trieben dies sämtlich bis zur Vernachlässigung der Muttersprache; Friedrich wünschte wenigstens, da er nun einmal so viel französisch schrieb, es so vollkommen zu tun als möglich, denn es war ihm widerlich, in irgendeiner Sache, die er vornahm, nicht zur Meisterschaft zu gelangen. Er entschloß sich, der Schüler des Mannes zu werden, der die französische Sprache mit Virtuosität, und zwar einer solchen, die auf Studium und Einsicht beruhte, zu behandeln wußte. Voltaire war, wie er einmal selbst sagt, recht eigentlich der Grammatiker Friedrichs; er hatte die Gedichte desselben, die zum Teil, aber nur in wenig Exemplaren vorläufig gedruckt waren, durchzusehen, die Mangelhaftigkeiten des Ausdruckes zu bezeichnen, Verbesserung desselben anzugeben. Er zeigte sich keineswegs als ein nachsichtiger Lehrmeister; zuweilen hat er die Arbeiten Friedrichs völlig verworfen und sie der Vernichtung preiszugeben geraten; manches hat der König zwanzigmal umgearbeitet, und auch dann ward es noch nicht gut gefunden; Voltaire hat hie und da sehr umfassende Verbesserungen vorgeschlagen, die der König annahm. Eins und das andere aber erschien dem Altmeister auch von Anfang vortrefflich; er sagt einmal, er werde seinen Meißel nicht an der Gruppe des Farnesischen Herkules versuchen. Überhaupt wußte

er das literarische Talent seines königlichen Schülers zu schätzen: er fühlte sich durch sein Feuer belebt; er bekennt, indem er ihn korrigiere, lerne er selbst und gewinne für seine eigenen Studien.

Sie arbeiteten alle fleißig: d'Argens richtete sich ganz als Gelehrter ein und suchte den gesamten Umfang der heterodoxen Literatur an sich zu bringen; der friedliche Algarotti ließ sich durch die Umgebung antreiben, der antiken und modernen Kriegskunst seine Aufmerksamkeit zu widmen, die Theorie Machiavells, die Taktik der Scipionen zu erörtern. Voltaire brachte eins seiner besten Bücher, das Jahrhundert Ludwigs XIV., zu dem er den Stoff schon längst gesammelt hatte, in Potsdam zustande. Ich will nicht behaupten, obgleich die Sache danach aussehen könnte, daß der Anblick der nach allen Seiten gerichteten Tätigkeit eines geistvollen Fürsten auf seine Auffassung Einfluß geübt habe; es gehörte zum guten Tone jener Gesellschaft, von Anregungen dieser Art zu schweigen; — aber davon spricht Voltaire oft selbst, daß der Aufenthalt in Potsdam ihn über tausend Rücksichten erhob, die ihm in Paris auferlegt worden wären; in der Gesellschaft mit dem Könige sah er einen neuen Antrieb, etwas Gutes hervorzubringen.

König Friedrich, in dem Bestreben begriffen, sich einer Ausdrucksweise zu bemeistern, die er für klassisch hielt, war desselben Sinnes; politische und militärische Geschäfte hinderten ihn nicht an mannigfacher literarischer Hervorbringung; doch hatte er es nicht allein auf Arbeit abgesehen, sondern auch auf Umgang. „Der Geist ist ein Feuer", sagt er einmal, „welches erlischt, wenn man es nicht nährt"; es schien ihm gleichsam die Pflicht eines Fürsten, im Verkehr mit geistreichen Leuten seinen Geist zu schärfen; überdies aber, lebendiges Gespräch, wissenschaftliche Unterhaltung gewährten ihm ein großes persönliches Vergnügen.

Und nicht übel war seine Gesellschaft zusammengesetzt, solange der natürliche Gegensatz zwischen Maupertuis und Voltaire nur dazu diente, sie zu beleben.

Der eine ein phantastischer, dem Geheimnis zugewandter Naturforscher, der andere ein kalter und kaustischer Poet; jener noch voll von einer nicht immer gezügelten Lebenskraft, im Gespräch kein Freund von langen Reden, sondern abwartend, bis er ein treffendes Wort dazwischenwerfen konnte; dieser skelettartig in seiner Erscheinung, so daß sein Leben nur ein Hauch schien, aber immer das Wort an sich reißend, dogmatisierend. Voltaire lebte und webte in dem Widerspruch gegen die positive

Religion, besonders den Katholizismus; Maupertuis versäumte die Messe nicht mehr, seitdem Voltaire in Potsdam angekommen war. Und doch hatten sie vieles gemein: sie waren beide Newtonianer, Maupertuis vielleicht noch ungerechter gegen Leibniz und Wolf als Voltaire; sie waren alte Freunde und Hausgenossen.

Der König neigte sich seiner ganzen Natur nach mehr zu Voltaire. Wer hat es nicht empfunden, daß es ein von aller Willkür unabhängiges Verhältnis der geistigen Persönlichkeiten zueinander gibt? Die Gesellschaft des einen verstimmt an und für sich; man fühlt sich gedrückt und trübe; in der Berührung mit dem anderen erwachen die Gedanken, die Worte kommen von selbst, und die Seele fühlt sich wohl in ihrer Tätigkeit. Ein solches Verhältnis hatte Friedrich zu Voltaire, den er für den bestorganisierten und anmutvollsten Geist erklärt, welchen die Natur geschaffen habe.

Wenn Voltaire bei alledem nicht ein vollkommenes und für die anderen drückendes Übergewicht erlangte, so rührte es daher, daß er Eigenschaften zeigte, die der Vorliebe für seinen Geist Grenzen setzten.

Aus mannigfaltigen Wiederholungen kennt man die Geschichten, die damals das Stadtgespräch von Berlin ausmachten, immer eine häßlicher als die andere. Eifersucht und Geldgeiz schienen Voltaire zu beherrschen; nur daran schien er Gefallen zu finden, wenn er Beleidigungen rächen oder Entzweiungen veranlassen konnte, mochte es auch zwischen seinen nächsten Freunden sein. D'Argens ließ sich zuweilen von ihm täuschen, nicht so leicht der italienisch feine Algarotti. Friedrich sagt, man könne von den Torheiten Voltaires ein Buch schreiben, so dick wie ein Band des Bayle; mit einem Geiste vom ersten Range sei in diesem Manne eine der perfidesten und schwärzesten Seelen verbunden: wenn er ruhig erscheine, dann denke er am gewissesten auf eine Treulosigkeit; auf wessen Meinungen er einzugehen Miene mache, der müsse sich am meisten vor ihm in acht nehmen. Wir wollen nicht voneinander scheiden, was an diesen Beschuldigungen Wahres oder was darin übertrieben sein mag — es wäre eine Erörterung von widrigen Kleinigkeiten; genug, so war die allgemeine Meinung, diesen Eindruck machte seine Lebensweise in Berlin. Der König meint einmal eine Art von Gerechtigkeit der Natur darin zu sehen: wäre es anders, so würde Voltaire eine zu große Macht über die Menschen ausüben. Er selbst suchte ihn zu ertragen, in der Hoffnung, ein so bejahrter Mann werde doch wohl endlich zur Erkenntnis über sich kommen; bei mancherlei

Wechsel von Gnade und Ungnade, Zurücksetzen und Wiederaufnahme erhielt sich doch immer ein erträgliches Verhältnis.

Endlich aber trat ein Ereignis ein, welches allen Unmut zutage brachte und alles zerwarf.

Zwischen den beiden feindlichen Geistern, Voltaire und Maupertuis, kam es endlich zum Bruche. Der Poet konnte die amtliche so wenig wie die gesellschaftliche Autorität eines Mannes ausstehen, den er zwar selbst einst empfohlen hatte, aber im Grunde doch für einen untergeordneten Geist hielt. Es mag wohl sein, daß sie sich noch mehr verfeindeten, wenn der eine oder der andere eines Abends am meisten geglänzt hatte. Verfängliche Reden wurden hin und her getragen; Voltaire schrieb eine bittere Kritik, die über sein neuestes Buch herauskam, dem Einfluß des Präsidenten der Akademie zu; dieser nahm die Ernennung eines Korrespondenten übel, die auf Voltaires Fürsprache vom König bewilligt worden war.

Nun ließ sich Maupertuis damals durch den Versuch des Professors König in Leiden, ihm die Entdeckung eines Naturgesetzes, auf welche er einen übertriebenen Wert legte, streitig zu machen, zu einem heftigen Verfahren fortreißen; um einen Brief, auf den es ankam, für unecht zu erklären, setzte er die Staatsgewalt und die Akademie in Bewegung. Zugleich gab er, wahrscheinlich durch den Beifall verführt, den seine Ideen in den Kreisen, die er beherrschte, erworben hatten, eine Briefsammlung heraus, in der er seiner Einbildungskraft den Zügel schießen ließ. Einiges Gute bringt er darin in Vorschlag, z. B. eifrigere Erforschung des Australlandes, die hernach allerdings Resultate gegeben hat, von denen man damals keinen Begriff hatte, Förderung mikroskopischer Untersuchungen, und was dem mehr ist, aber er trägt auch Abenteuerlichkeiten vor: er zeigt sich nicht abgeneigt, auf die Astrologie zurückzukommen, und erklärt es für möglich, den Geist bis zur Wahrnehmung der Zukunft emporzuschwingen.

In dieser Verbindung einer Rechthaberei, die etwas Gewaltsames hatte, mit wissenschaftlichen Verirrungen sah Voltaire die erwünschte Gelegenheit, den Nebenbuhler zu vernichten. Er nahm Partei für den Professor von Leiden, den er sonst eben auch nicht liebte, und wendete in dem Akakia die ganze Schärfe seiner Waffen gegen die Phantasien und die Eitelkeit des Präsidenten.

Hat es aber nicht von jeher literarische Feindseligkeiten gegeben? Was lag in dieser so Besonderes, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit so oft beschäftigt hat?

Das Wesentliche ist, daß Voltaire dabei den König selbst be-

leidigte. Er benutzte eine Erlaubnis, die er für ein ganz anderes Buch erhalten hatte, um die Schrift in Potsdam drucken zu lassen; der König, der den Präsidenten seiner Akademie, dem er eine so ausgezeichnete Stellung gegeben, nicht lächerlich machen lassen wollte, nötigte Voltaire, die Auflage zu vernichten, und nahm ihm das Versprechen ab, auch keine andere zu veranstalten. Wie hätte aber dieser Geist, der gleichsam geboren war, um die Gesamtheit der Ideen zu zersetzen, auf denen die eingeführte Weltordnung beruhte, in seinem schriftstellerischen Treiben irgendeine Rücksicht nehmen sollen? Auch der König, den er oft als einen Salomo des Nordens gepriesen, gewann ihm eine solche nicht ab. Voltaire säumte keinen Augenblick, seine Satire anderweit drucken zu lassen, und bald gingen die Exemplare zu Berlin von Hand zu Hand.

Hierüber geriet nun aber der König in große Aufregung. Seit seiner Ankunft hatte Voltaire dahin getrachtet, jeden Gegner oder Nebenbuhler aus Friedrichs Dienst zu verdrängen, und einigemal es durchgesetzt. Friedrich glaubte, er wolle jetzt auch Maupertuis verjagen, um statt desselben den Präsidentenstuhl in der Akademie einzunehmen. Dazu hielt er ihn doch nicht für geeignet. Überdies aber war das hierzulande noch Unerhörte geschehen; ein königlicher Befehl war in der Hauptstadt des Landes übertreten worden. In der Aufwallung hierüber, die von allen Winkelzügen, die dabei vorgekommen, noch gesteigert wurde, ließ der König das Libell Voltaires durch Henkershand an den Straßenecken von Berlin verbrennen.

Voltaire war zu sehr Schriftsteller von Fach, nichts als ein solcher, als daß er sich die Freiheit literarischer Publikationen auf irgendeine Weise hätte beschränken lassen wollen; Friedrich war zu sehr König, um eine Mißachtung seiner Autorität unter seinen Augen jemals zuzulassen.

Hierauf war an kein längeres Beisammenbleiben zu denken, obgleich man es versuchte. Die beiden Gegensätze stießen sogar nach der Trennung noch einmal zusammen. Da Voltaire ein Exemplar der Gedichte Friedrichs mitgenommen hatte, das ihm in Frankfurt am Main abgefordert wurde, so gab es dort eine widerwärtige Szene, in welcher die Schlangenwindungen des Schriftstellers in einen ungleichen Kampf mit dem trockenen Diensteifer eines preußischen Beamten gerieten, der ein unangenehmes Aufsehen in Europa machte.

Friedrich hat später einmal gesagt, er hätte sich um diese Sache nie bekümmern sollen, es sei ihm gegangen wie einem, der zwei

Kämpfende auseinanderbringen will und dabei selbst einen Schlag bekommt. Indem er den Krieg zwischen den beiden Gegnern verhindern wollte, verlor er beide.

Maupertuis konnte den Akakia nicht verwinden; er ist nie wieder der alte geworden. Voltaire dachte auch aus der Ferne auf Rache. Nicht eben sogleich, sondern als die Zeit gekommen, mitten in einer gefährlichen Verwicklung, wendete er seine Waffen auch gegen Friedrich, und zwar nicht allein den Schriftsteller, sondern zugleich den König und den Menschen.

König Friedrich hatte, auf ein häusliches Privatleben Verzicht leistend, sich ein literarisches zu gründen, die Stunden der Muße im Umgang mit Männern, welche ihm der Ruf als die ersten des Jahrhunderts bezeichnete, und die ihm persönlich zusagten, zu genießen gedacht; allein ruhevolle Zurückgezogenheit ist dem Menschen kaum in sich selber gewährt: die Umgebung, die ihn am glücklichsten machen könnte, setzt ihn oft am meisten den Stürmen der Leidenschaften aus.

Und noch auf eine andere Weise kam das Königtum Friedrichs mit seiner Literatur in Berührung. Wie oft hat man gesagt, daß seine Äußerungen mit seinen Handlungen im Widerspruch seien, daß sein Wesen gleichsam aus zwei verschiedenen Tendenzen bestanden habe, von welchen die eine in diesen, die andere in jenen hervortrete.

Wir können die Betrachtung der ersten Epoche Friedrichs nicht schließen, ohne das Verhältnis seiner allgemeinen Ansichten und seiner Regierung noch mit ein paar Worten zu erörtern.

Meinungen und Regierungsweise des Königs.

Ich möchte nicht wagen, aus den literarischen Arbeiten Friedrichs, wie sie in jenen Zeiten, jener Umgebung entstanden, ein System von allgemeinen Gedanken zu entnehmen.

Manches der bedeutendsten Werke der alten und neuen Literatur eignete er sich erst noch an; unter den Anregungen der Lektüre, des Umganges und des Lebens machte er bald einen, bald einen andern poetischen Versuch, bei dem er oft nur die Geschäfte zu vergessen, eines Eindruckes, der ihm unangenehm war, Herr zu werden suchte. Wollte man ihn als einen Schriftsteller betrachten, der das Publikum belehren oder vergnügen will, so würde man ihn verkennen; seine Werke tragen den Charakter des Gelegentlichen und individuell Momentanen. Darin wich er ganz von Voltaire ab, daß

dieser nur für die Wirkung auf die Leser arbeitete, er dagegen eine unbedingte Freude an der Produktion an und für sich hatte.

Unter den größeren Arbeiten begegnet uns zuerst das Palladium, ein komisches Heldengedicht, worin die falsche Frömmigkeit und die Zuchtlosigkeit der Feinde aus dem letzten Kriege in großen karikierten Zügen verspottet wird; ein Phantasiestück in Callots Manier, voll von Talent, aber ungezügelt und wild.

Damit im Gegensatz tritt in dem Gedichte über die Kriegskunst der dort verspottete Karl von Lothringen sehr glänzend auf; sein Rheinübergang wird einer Tat des alten Hannibal gleich geachtet; er soll die reine Huldigung, das verdiente Lob eines Feindes empfangen, der für das Geschrei des Hasses taub ist. Selten ist wohl ein Lehrgedicht geschrieben worden, dem eine so gute Kunde des Gegenstandes zugrunde lag wie diesem. Leben empfängt es von den Erinnerungen des letzten Krieges, die ein patriotisches Feuer atmen. So recht grunddeutsch ist die Darstellung des in seine Heimat zurückkehrenden Offiziers; aber noch höher mag man die Schilderung des Feldherrn schätzen, der Friedrich selbst zu entsprechen suchte. Voltaire fragte ihn einst, ob ihn die Schlacht nicht mit Wut erfülle; „im Gegenteil", antwortete er, „nie bedarf der Geist größerer Fassung." So schildert er hier den General, wie er die Bewegungen des Kampfes beherrscht, jeder Unordnung steuert, bei jeder Erschöpfung zu Hilfe kommt, nichts vom Glück, alles Heil nur von sich selber erwartet; bedächtig im Rat, verwegen in der Ausführung. Im Vorhofe des Mars lehrt man die Gesetze der Ehre, des strengsten Verdienstes; Habgier und Grausamkeit werden verdammt, nur Menschlichkeit und Hingebung gepriesen, die Bildsäule des Kriegsgottes ist umgeben von der wachen Arbeitsamkeit, kaltblütigen Tapferkeit, der proteusartigen Kriegslist, der schöpferischen Imagination, die von göttlichem Feuer glühend ihre Pläne entwirft.

Wenn man die kleineren Gedichte liest, so sollte es dem Verfasser zuweilen bloß auf den Genuß des Lebens anzukommen scheinen. Die Anstrengung wird als ein Verlust der Freiheit betrachtet: man stößt auf Nachahmungen des Lukrez, deren Inhalt die Dogmen des Epikur wiederholt; wenn Friedrich in einer seiner Episteln die Lehre entwickelt, daß sich die Vorsehung um das Kleine nicht bekümmere, so darf man schwerlich behaupten, daß er sie in dem unverfänglichen Sinn von Malebranche verstanden habe. Daneben aber nimmt man allenthalben eine ernste, auf das Wesentliche und Echte in den Dingen des menschlichen Lebens vordringende Richtung wahr. Den Lockeschen Lehren gemäß er-

scheint der menschliche Geist nicht fähig, das Unendliche zu ergreifen; aber Friedrich schließt daraus nur, daß man sich auf dieses Gebiet nicht wagen, und vielmehr hier auf Erden sich der Tugend widmen, das Gute von dem Bösen unterscheiden lernen müsse. Einen seiner Brüder macht er aufmerksam, daß Tugend und Talent keine Ahnen haben: wer einen Namen besitzen will, muß ihn verdienen. Wie beklagt er die deutschen Fürsten, die, wenn sie von einer Reise nach Frankreich zurückkommen, ihren Ehrgeiz darin suchen, Meudon oder Versailles in kleinen Dimensionen zu Hause nachzuahmen. Von den Nichtigkeiten des Hoflebens oder des Treibens in großen Städten war wohl niemals ein Mensch mehr durchdrungen als Friedrich. Er ist vollkommen zufrieden in seiner Einsamkeit, denn das einzige Glück sieht er in geistiger Beschäftigung; was die Natur gegeben, muß der Fleiß vollenden. Ruhmesliebe hatte ihn zum Kriege gespornt, aber er weiß, daß die Meinung der Menschen von den Umständen abhängt, hin und wieder schwankt, das Glänzende oft dem Gediegenen vorzieht. Aus allen den Zufälligkeiten, welche auf Lob und Tadel einwirken, zieht er die Lehre, daß man den Weihrauch verachten, die Tugend um ihrer selbst willen lieben müsse.

Er bekennt seiner Schwester einmal, er habe eine zwiefache Philosophie: im Frieden und Glück schließe er sich den Schülern des Epikur an, im Unglück halte er sich an die Lehren der Stoa. — Das heißt nur eben, daß er den Genuß durch Reflexion mäßigt oder entschuldigt und sich im Unglück durch moralischen Schwung erhebt; es ist nichts anderes, als was ein Philosoph dieses Jahrhunderts (Kant) sagt, daß Neigung zum Wohlleben und zur Tugend, im Kampfe miteinander, wo die erste durch die letzte eingeschränkt wird, das höchste moralisch-physische Gut hervorbringt; nur tritt in den Gedichten, der vorwaltenden Stimmung gemäß, bald die eine, bald die andere Richtung allein herrschend hervor.

Nicht alles, was an Poesie in ihm war, legte Friedrich in seine Gedichte. Wir kennen seine Meisterschaft auf der Flöte; auch hier war jede seiner Kompositionen ein Versuch, eine besondere Schwierigkeit zu überwinden; hauptsächlich aber seine Empfindungen, seine Freude und besonders seinen Schmerz, ein melancholisches Gefühl, das ihn sein ganzes Leben begleitete, drückte er in diesen Tönen aus. Seine Verse sind oft mehr lebendig angeregtes Raisonnement als Poesie; wie Voltaire sagt, nicht von echt französischem Kolorit, aber um so eigentümlicher im Ausdruck und voll Ideen eines weiten Horizontes.

Wie in den Gedichten, so beschäftigte sich Friedrich in seinen Briefen, seinen Gesprächen, unaufhörlich mit den schwierigsten Fragen, die der Mensch sich vorlegen kann, über Freiheit und Notwendigkeit (die er für das schönste Thema der „göttlichen“ Metaphysik erklärt), über Schicksal oder Vorsehung, Materialität oder Unsterblichkeit der Seele; auf die letzte kam er immer von neuem zurück.

Zuweilen scheint ihm der Zusammenhang zwischen Körper und Geist unauflöslich bis zu ihrer Identität. Was bleibe von dem Ich übrig, wenn man ihm zwei Dinge nehme, die Sinne und das Gedächtnis? Der Mensch befinde sich in der Mitte der Unendlichkeit der Zeiten, die vor ihm gewesen und nach ihm sein werden; wenn er vor seiner Geburt nicht existiert habe, so müsse er davon auf das schließen, was ihm nach dem Tode bevorstehe; die Nacht des Grabes umfange das Wesen, das da denkt. Allein nicht immer blieb er bei diesen Meinungen, namentlich hielten sie nicht aus, wenn ein Freund, den er liebte, oder wenn jemand aus dem Familienkreise abschied. Dann meinte er, obgleich der Geist unabhängig vom Körper sei, so sehe man doch oft, und zwar gerade, wenn die Maschine sich auflöse, daß er einen neuen Schwung nehme und eine bewundernswürdige Stärke entfalte. „Vielleicht werde ich die Verlorenen eines Tages wiedersehen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich dann die großen Männer des Altertums erblicken könnte!“ Zuweilen war er mehr von den Ansichten des Lukrez, zuweilen von den Argumenten der Apologie des Sokrates durchdrungen.

Nicht glauben ist noch lange nicht leugnen; aber nur nicht verwerfen, auch keine Überzeugung. Ich weiß nicht, ob man über diesen Skeptizismus hinauskommen kann, wenn man die Offenbarung nicht annimmt, wozu Friedrich sich nie bewogen fühlte.

Wir kennen sein Schwanken zwischen der Annahme eines blinden Geschickes und einer allwaltenden Vorsehung, und wie er in den großen Entscheidungen auf die letzte zurückkam. Meistenteils schien es ihm doch, daß alles ein nicht aufzulösendes Rätsel bleibe, wenn man nicht eine Vorsehung voraussetze, die das Weltgeschick zu einem großen Ziele leite. Nur in einem Punkte war er unerschütterlich; er fuhr auf, wenn jemand im Gespräche seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelte; die populären Beweise für das Dasein Gottes, besonders den von der weisen Ordnung in der Natur hergenommenen, wiederholte er mit dem vollsten Ausdruck der Überzeugung: „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an.“

Sein skeptisches Verhalten zu den meisten positiven Lehren ge-

hörte ohne Zweifel dazu, um ihm die Politik möglich zu machen, die er in Beziehung auf die verschiedenen Bekenntnisse ergriffen hatte: er würde sonst mit sich selbst in Widerspruch geraten sein. Aber wie er schon im Gespräch abbricht, wenn er bemerkt, daß sein Mangel an Orthodoxie den andern verletzt, so hätte er im Leben noch viel weniger daran gedacht, seine Meinungsabweichungen auszubreiten, von denen er wohl fühlte, daß sie das Gemüt nicht befriedigen, einem Volke nicht genügen können. Er hielt es schon für ein Glück, daß man dieselben an ihm duldete.

Für ihn reichte die Überzeugung hin, daß der Zweck der Welt in dem individuellen Glücke liege; die wahre Philosophie bestehe nicht in den verwegenen Spekulationen, durch welche die Wissenschaft zu einer Kunst von Vermutungen gemacht, von den Sitten losgerissen werde, sondern in der Moral, welche die Heftigkeit der ersten Eindrücke zu mäßigen und zu zügeln fähig mache. Um glücklich zu sein, dazu gehöre sittlich leben, seinen Stand erkennen, sich der Mäßigung befleißigen, das Leben nicht zu hoch anschlagen. Friedrichs religiöses Gefühl erhob sich nicht über die ersten und einfachsten Elemente: dagegen sein moralisches Bewußtsein war von der lebendigsten Energie.

Eine der ersten Pflichten des Menschen, doppelt notwendig in seiner Stellung, sah er in der Selbstbeherrschung und arbeitete dafür unaufhörlich an sich. Er bekannte seinen Vertrauten, wenn er etwas Unangenehmes, Aufregendes erfahre, suche er nur durch Reflexion über die erste Bewegung Herr zu werden, die bei ihm unendlich lebhaft sei; zuweilen gelinge es, zuweilen auch nicht, dann aber begehe er Unvorsichtigkeiten und komme in den Fall, sich über sich selbst zu ärgern.

Er bildete sich eine Politik des persönlichen Glückes aus, die darin bestehe, daß man die menschlichen Dinge nicht zu ernstlich nehme, sich mit dem Gegenwärtigen begnüge, ohne zuviel an die Zukunft zu denken. Wir müssen uns freuen über das Unglück, das uns nicht trifft; das Gute, was wir erleben, müssen wir genießen, der Hypochondrie und Trauer nicht erlauben, das Gefühl der Bitterkeit über unser Vergnügen zu gießen.

„Ich habe den Rausch des Ehrgeizes überwunden, Irrtum, Arglist, Eitelkeit mag andere berücken; ich denke nur noch daran, mich der Tage, die der Himmel mir gegeben, zu erfreuen, Vergnügen zu genießen ohne Übermaß und so viel Gutes zu tun, als ich kann.“ Besonders dieser letzte Wunsch erfüllt seine Seele.

Unter allen Dichtern liebte er Racine am meisten, den er weit über Voltaire stellte, nicht allein der Harmonie und Musik seiner

Sprache, sondern des Inhalts wegen; auf seinen Reisen, im Wagen, las er ihn immer aufs neue und lernte ganze Stellen auswendig. Von allem aber, was dieser Dichter geschrieben hat, machte nichts einen größeren Eindruck auf ihn als die Szene (im vierten Akt des Britannikus), wo Burrus dem jungen Nero vorstellt, daß die Welt „das öffentliche Glück den Wohltaten des Fürsten“ verdanken könne, daß ein solcher sich sagen dürfe: überall in diesem Augenblicke werde er gesegnet und geliebt. „Ah!“ rief Friedrich aus, „gibt es etwas Pathetischeres und Erhabeneres als diese Rede, ich lese sie nie ohne die größte Rührung.“ Er muß das Buch weglegen, Tränen ersticken seine Stimme: „Dieser Racine“, ruft er aus, „zerreißt mein Herz.“

Eine Weichheit, die niemand in ihm suchen sollte, der nur seine Kriege und seine strenge Staatsführung kennt, und die doch mit dieser wieder in genauem Zusammenhange steht.

Es scheint ihm ein lächerlicher Stumpfsinn der Welt, daß man das Glück der Fürsten beneidet; sie seien schlecht bedient, ihre Befehle führe man mangelhaft aus, und schreibe ihnen doch alles zu, was geschehe; man messe ihnen Absichten bei, an die ihre Seele nicht denke, und hasse sie, wenn sie schwere Dinge fordern; leicht werde die Welt ihrer müde.

Wer sollte glauben, daß ihm noch in jungen Jahren, im Genusse des Ruhmes und der Welt, aus dem Innern seiner Seele die Idee einer Verzichtleistung aufstieg. Er dachte die Krone seinem Bruder zu überlassen, den er in dieser früheren Zeit ungemein hoch hielt. Eins wäre ihm freilich unbequem gewesen, einen fremden Willen über sich zu fühlen, und er dachte sich Einrichtungen aus, wie dem vorzubeugen sei; aber das Glück, zu gebieten, reizte ihn nicht, noch der Besitz großer Geldmittel; er würde, sagte er, mit 12 000, ja mit 1200 Taler leben können, er würde Freunde haben, und ihr wahrer Freund sein, nur den Wissenschaften würde er sich widmen.

Indem er dem nachsinnt, und in dem Gedanken schwelgt, nichts zu sein als ein einfacher, aber ganz unabhängiger Gelehrter, sieht er doch, wenn er die Umstände und Persönlichkeiten überlegt, besonders in kritischen Augenblicken, wie deren so viele kamen, daß alles dies unmöglich ist. „Ich habe ein Volk“, ruft er aus, „das ich liebe, ich muß die Last tragen, welche auf mir liegt, ich muß an meiner Stelle bleiben.“

Was macht den Menschen, als der innere Antrieb und Schwung seines moralischen Selbst?[1]

[1] Vgl. Reformation II, 167.

Wir wollen nicht sagen, daß jene Stimmung die vorherrschende, daß Friedrich nicht von dem Gefühl des geborenen Königs fortwährend durchdrungen gewesen sei; aber er ging nicht darin auf: die Reflexion, daß er es auch nicht sein könne, die Neigung selbst, einem anderen Beruf zu leben, schärfte sein Pflichtgefühl für diesen, der ihm durch Geburtsrecht zuteil geworden.

Wir mögen es nicht unerwähnt lassen, was er selber sagt, daß er oft lieber der Morgenruhe noch genossen hätte, aber sein Diener hatte den bestimmtesten Befehl, sie ihm nicht länger zu gönnen; der Grund, welchen Friedrich angibt, ist, daß die Geschäfte sonst leiden würden.

Er bekennt einmal, es mache ihm ein größeres Vergnügen, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, als mit der Verwaltung der laufenden Geschäfte; aber er fügt hinzu, daß er darum diesen doch keinen Augenblick der Tätigkeit und Aufmerksamkeit entziehen würde, denn dazu sei er geboren, sie zu verwalten.

Ein Fürst, sagt er in dem politischen Testament, der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu befördern, sei nicht allein auf dem Thron unnütz; er mache sich sogar eines Verbrechens schuldig. Denn nicht dazu sei der Fürst zu seinem hohen Rang erhoben und mit der höchsten Gewalt betraut, um sich von den Gütern des Volkes zu nähren und im Glück zu schwelgen, während die ganze Welt darbe. „Der Fürst ist der erste Diener des Staates, und gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrechtzuerhalten, aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohl des Staates arbeite, und daß er wenigstens die wichtigsten Dinge mit Ernst betreibe.“ Die Frau, welche einem König von Epirus, der nicht auf ihre Klagen hören will, die Frage vorlegt, warum er denn König sei, wenn er ihr nicht Hilfe schaffen wolle, scheint ihm ganz recht zu haben.

Die Auffassung der königlichen Pflichten, wie sie Friedrich hegt, erinnert an die Vorstellungen, die in dem ältesten, nicht priesterlichen Staat der Welt, in China, nach den Aussprüchen der Weisen und Gesetzgeber des Landes, über die höchste Gewalt vorherrschten. Der Fürst ist nach diesen die lebendige Vernunft der Dinge, seine Gewalt ist unumschränkt, aber nur um die Herrschaft der Ordnung zu realisieren. „Der höhere Mensch“, heißt es in den Unterhaltungen des großen Meisters, „muß Wohltaten erweisen, ohne verschwenderisch zu sein, Dienste und Abgaben fordern ohne Geiz; Würde und Majestät haben, ohne Ostentation; wenn er verlangt, was vernünftig und notwendig ist, wer könnte



Ansicht des Lustgartens in Berlin mit dem von Friedrich dem Großen erbauten Dom.



Blick auf das Berliner Schloß und den Lustgarten vom Packhof aus.
Links die Börse und der Dom.
Nach den Gemälden von C. F. Fechhelm (1783).

ihm darüber zürnen? Seelengröße gewinnt die Menge; Offenheit erweckt Vertrauen; wenn ihr tätig und wachsam seid, so gehen die Geschäfte gut, wenn ihr für alle Interesse zeigt, dann fühlt das Volk sich glücklich.“ Es ist, als wenn man Friedrich reden hörte.

Das Zurücktreten des religiösen Begriffes mußte in einer energischen Natur das Bewußtsein des weltlichen Berufes um so lebendiger hervorrufen. Die Seele ist dann nicht durch das Gefühl des universalen Zusammenhanges des Geistes gehoben, der auch dann noch genugtut, wenn die Erfolge den Absichten nicht entsprechen; es liegt etwas Trockenes, Beschränktes darin, aber um so geschärfter wird der praktische Sinn, da man des Erfolges bedarf. Der Geist der Zeit kam dem Könige Friedrich mit der gleichen Tendenz entgegen und förderte sein Tun; auch in der Erfüllung der Pflicht an sich liegt eine unendliche Befriedigung.

Um sich dazu fähig zu machen, hielt es Friedrich für nötig, die Menschen, wie er es einmal selbst nennt, zu studieren, besonders diejenigen, die ihm entweder als Werkzeuge dienten, oder der Gegenstand seiner Sorgfalt waren. Unter seinen Untertanen unterschied er die feinen und gelenken Preußen, deren Gewandtheit jedoch besonders innerhalb ihrer Grenzen leicht in Fadheit überschlage, von den naiven und geraden Pommern; die Kurmärker stellt er weder den einen noch den anderen gleich, das Wohlleben gelte ihnen zuviel, in Geschäften seien sie selten mehr als mittelmäßig; lebhafteren Geist besitze die magdeburgische Ritterschaft, mancher große Mann sei aus ihr hervorgegangen; den Niederschlesiern fehle es an einem Prometheus, der sie (durch Erziehung) mit dem himmlischen Feuer erfülle; Anstrengung und Arbeit sei bisher noch nicht ihre Sache, sondern eher Genußliebe, gutmütige Titelsucht. Auch in Minden und der Grafschaft Mark fehle es nur an Erziehung und Übung, nicht an Talent, am wenigsten entsprach Kleve seinen Wünschen. Er suchte sie alle zu heben und dadurch zu vereinigen, daß er die provinzialen Bezeichnungen vor der allgemeinen als Preußen verschwinden ließ; besonders machte er diese im Felde geltend.

Wir sahen, wie er sich für jeden Zweig nach den demselben inwohnenden Erfordernissen Gehilfen zu bilden suchte: in Justiz, Administration, Militär; so hatte er auch eine Pflanzschule für den Dienst in den auswärtigen Geschäften im Sinn; um das Jahr 1752 ward dazu unter der Leitung von Podewils ein Anfang gemacht. Die natürliche Gabe, die allem zugrunde liegt, sollte durch allgemeine Kenntnis sowohl wie durch das Aufnehmen der Idee des Staates entwickelt werden.

Die Minister, die an der Spitze der verschiedenen Abteilungen des Dienstes standen, schickten dem König über die wichtigen und zweifelhaften Punkte täglich ihre Berichte ein. Friedrich hielt nicht für gut, den Geheimen Rat zu versammeln, denn aus großen Ratsversammlungen gehe selten eine weise Beschlußnahme hervor, durch Privathaß und Rechthaberei werde da eine Sache eher verdunkelt; das Verfahren der schriftlichen Anfrage mit Gründen und Gegengründen hielt er für das bessere: der Fürst müsse sich nur die Mühe geben, zu lesen und einzusehen; ein gesunder Sinn fasse leicht die Hauptpunkte, auf die es ankomme. Eine Kabinettsregierung, zu deren Ausführung aber ebensoviel Anspannung des Geistes wie Talent gehören. Friedrich besaß das letztere in einer seltenen Vielseitigkeit. Wie er nach schriftstellerischer Vollendung strebte, so sahen wir ihn die obersten Gesichtspunkte für die Einrichtung der Justiz fassen, die Verwaltung bis in das geringste Detail des Rechnungswesens beaufsichtigen; neue Manöver für seine Feldübungen ersinnen; nicht ohne Nutzen besucht er Spitäler, denn schon sein Vater hat ihn viel dahin geschickt, so daß er sich eine Kenntnis von Chirurgie verschafft hat; er gibt Verbesserungen der Manufakturen im einzelnen an und macht selber die Pläne zu seinen Bauwerken.

Zu dieser Mannigfaltigkeit der Befähigung kam nun aber eingehende Rücksicht auf die vorgelegten Gründe, der ernste Wille, die Sache recht zu machen.

Nicht alles ward auf der Stelle, beim ersten Vortrag entschieden. Wenn die Kabinettsräte nach demselben sich entfernt hatten, griff Friedrich zu seiner Flöte; doch war seine Seele weniger beim Spiel, in das sie nur ihre Stimmung hauchte, als bei den Angelegenheiten; ganz mit sich selber allein überlegte er die schwierigen Fragen und gab seine Entscheidung, wenn sie zurückkamen.

Nicht selten klagen die auswärtigen Gesandten in ihren Berichten, daß er sich in den Audienzen unbestimmt und sogar furchtsam ausgedrückt habe; seine Entschließungen wurden in der Tiefe seines Gemütes gefaßt und standen ihm dann auf immer fest.

Auch darüber beschweren sich die Gesandten häufig, daß er alles allein tun wolle und sie von niemand sonst beschieden werden können. Die auswärtigen Angelegenheiten seien unter zwei Minister verteilt, und keiner von beiden kenne sie alle; ein geheimer Rat, der vielleicht eine allgemeine Übersicht habe, wage doch nie, zu dem Repräsentanten einer fremden Macht zu kommen. Im ganzen Lande gebe es, außer dem König, nur einen ein-

zigen Mann, der die inneren und äußeren Angelegenheiten zugleich kenne. Von diesem Manne, der alle Morgen mit dem Könige arbeite, ihn auf seinen Reisen begleite, machen sie eine beinahe mythische Beschreibung; er wisse alles, erfahre alles, aber kein Sterblicher könne sich rühmen, ihn je mit Augen gesehen zu haben; auf eine wunderliche Weise verunstalten sie seinen Namen. Es ist Eichel, dessen Briefwechsel mit Podewils wir zuweilen erwähnt haben, der im Kabinett die Feder führte, die mündlichen Resolutionen Friedrichs niederschrieb, die wichtigsten Anordnungen nach seiner Anweisung anfertigte; ein Mann von einer unermüdlichen Arbeitsamkeit, die aus Liebe zur Sache und persönlicher Hingebung entsprang, scharfsinnig und einsichtsvoll, nur ein wenig pedantisch und nicht ohne eine zaghafte Scheu bei den unberechenbaren Bewegungen des Genius, den er vor sich sah. Wenn die Fremden dem König schuld geben, er habe nie auf Gegenvorstellungen der Minister geachtet, so erweisen die Akten das Gegenteil: zuweilen zeigt er sich sogar ungeduldig, daß er seinen Willen nicht durchsetzen könne. Nur mündliche Beratungen vermied er je länger je mehr. Wenn er noch einen zweiten seiner Minister befragte, so hielt er doch nicht für gut, denjenigen, dessen Gutachten er zuerst gefordert, davon wissen zu lassen, er besorgte, daß der Vorzug, den er dem einen vor dem anderen gebe, Eifersucht und Entzweiung verursachen möchte. Überdies wäre dann leicht das Geheimnis, worin er die Seele der Geschäfte sieht, verletzt worden.

„Ich verberge", äußerte er einmal gegen einen seiner Vorleser, „meine Absichten denen, die mich umgeben; ich täusche sie sogar darüber; denn wenn sie vermuten, was ich im Sinne habe, so könnten sie davon sprechen, ohne die Folgen zu ahnen; nur durch das Geheimnis kann ich mich vor Schaden bewahren."

„Ich verschließe mein Geheimnis in mich selbst; ich bediene mich nur eines Sekretärs, von dessen Zuverlässigkeit ich versichert bin; wenn ich mich nicht selbst bestechen lasse, so ist es unmöglich, meine Absicht zu erraten." Von den auswärtigen Angelegenheiten überließ er die, welche mehr rechtlicher Natur waren, den Ministern; die Leitung der anderen behielt er in eigener Hand.

Soviel Argwohn legte er gegen fremde Verschwiegenheit an den Tag, daß es für den Umgang mit ihm als eine Regel galt, sich zwar übrigens ohne Zwang zu bewegen, vertraulichen Mitteilungen aber lieber auszuweichen.

Auch er selbst aber war gegen alles auf der Hut, was seine Umgebung ihm sagen mochte.

„Wenn wir uns jedem Gespräch hingeben, das irgendjemand mit uns anfängt, darauf hören, wovon man will, daß wir es hören, uns in zweifelhafte Verbindungen einlassen, so kann dies leutselige Wesen schlimmere Folgen haben, als die Hartherzigkeit. Von Anfang an habe ich meiner Umgebung zu zeigen gesucht, daß sie bei mir durch Ränke und falsche Berichte nichts gewinnen wird, daß ich ein Mann bin, um die Dinge selber zu sehen, und unerschütterlich in den einmal gefaßten Plänen. Gutmütigkeit muß mit Festigkeit vereinigt sein; der Fürst muß sich mit braven und ehrlichen Leuten umgeben; für sich selber gewinnt er damit wenig, aber alles für das Wohl des Staates.“

Es mag sein, daß ihm auch darum für seinen persönlichen Umgang Fremde am liebsten waren, weil sie keinen Zusammenhang mit kleinen einheimischen Interessen hatten.

Soll die Monarchie eine Wahrheit sein, so müssen die Regionen, wo die Entschlüsse gefaßt werden, von allem fremdartigen Einfluß frei bleiben: der höchste Wille muß sich nur auf das Wesen der Dinge richten.

An den französischen Zuständen fand Friedrich nichts widerwärtiger und schädlicher, als das Auseinanderstreben der verschiedenen Minister, deren jeder seine besonderen Rücksichten habe, seinen besonderen Vorteil suche.

„So wenig“, sagte er, „wie Newton sein System in Verbindung mit Leibniz und Cartesius hätte zustande bringen können, so wenig kann ein politisches System gemacht und behauptet werden, wenn es nicht aus e i n e m Kopfe entspringt, und das muß der des Fürsten sein; Minerva muß aus dem Haupte Jupiters hervorgehen. Von dem, was er selber gedacht hat, mehr durchdrungen, als von dem Gedanken anderer, wird er all sein Feuer an die Erreichung eines Zweckes setzen, der zugleich die Eigenliebe in Anspruch nimmt. Finanzen, Politik und Militär sind unzertrennlich. Nicht der eine oder der andere dieser Zweige muß gut verwaltet werden, sondern alle zusammen. Sie müssen zusammenwirken, wie in den olympischen Spielen die Rosse vor den Wagen, die mit gleicher Anstrengung die Rennbahn durchlaufen und dem Lenker den Preis verschaffen.“

In Hinsicht der Finanzen und des ganzen inneren Regierungssystems folgte er, wie wir wissen, dem Vorgange seines Vaters, dessen Bild und Andenken ihn unaufhörlich begleitete. Im Gespräch erzählte er zuweilen Züge der Gutmütigkeit von demselben,

die anderweit nicht vorkommen; öfter gedachte er seiner Härte, und dessen, was er von ihm gelitten habe. „Ein schrecklicher Mann, vor dem man habe zittern müssen, aber durch und durch brav, ja im wahren Sinne des Wortes ein philosophischer König; er habe nur eine zu hohe Vorstellung von der Fähigkeit der Menschen gehabt, und von seiner Umgebung und seinen Untertanen die nämliche Strenge gefordert, deren er sich gegen sich selbst bewußt gewesen sei. Wer es nicht wisse, könne sich keine Vorstellung davon machen, welchen Geist der Ordnung er in die verschiedenen Teile der Regierung gebracht, wie er bis in das einzelste nach möglichster Vollkommenheit gestrebt habe. Der unermüdlichen Arbeitsamkeit, bewundernswürdigen Ökonomie und strengen Soldatenzucht des Vaters verdanke er alles, was er sei. Auch ihn habe derselbe zu einem Soldaten machen wollen, aber kaum glauben dürfen, daß es damit gelingen werde; wie würde er erstaunen, wenn er wieder auflebte, und ihn, mitten in den ehemals kaiserlichen Gebieten an der Spitze einer siegreichen Armee sähe, namentlich mit einer Kavallerie, von der man in jenen Zeiten keine Idee gehabt habe; er würde seinen Augen nicht trauen."

Dürfen wir das Verhältnis Friedrichs zu seinem Vater noch einmal berühren, so war es bei weitem nicht von so umfassender Welteinwirkung, wie, womit man es verglichen hat, das Verhältnis Karls des Großen zu Pipin, Alexanders zu Philipp, aber in sich selbst um vieles merkwürdiger.

In dem Vater erscheint die Selbstherrschaft noch als Eigenwille, mit der Rauheit und Gewaltsamkeit des siebzehnten Jahrhunderts, verbunden mit einer Religiosität, die eine pietistische Ader hatte, der Idee einer allgemeinen Ordnung im Deutschen Reiche sich auch dann fügend, wenn diese unbequem ward. In dem Sohne lebt dagegen seit der ersten Jugend ein lebendiger Trieb persönlicher Ausbildung: er begreift die Wissenschaften mit dem doppelten Eifer eines Autodidakten; von der Religion hält er nur die allgemeinsten Grundsätze fest; das Reich erkennt er an, inwiefern es Rechte gewährt, nicht inwiefern es Pflichten auferlegt. Der natürliche Gegensatz, worin sie sich befanden, führte einst zu jenen Konflikten, welche die Augen der Welt auf den preußischen Hof lenkten. Hätte Friedrich Wilhelm wirklich, was er nach den alten Berichten beabsichtigt haben soll, den Sohn hinrichten lassen, so würde der Staat, den er aufrechterhalten wollte, vielmehr in Gefahr geraten sein, sofort wieder umgestürzt zu werden. Er hätte einen geistigen Selbstmord begangen: oder vielmehr, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das eine Janushaupt hätte das

andere erschlagen. In allen wesentlichen Dingen zeigte sich eben dieser Sohn als der wahre Fortsetzer des Vaters; an ihrem Beispiel sieht man, wie ein Zeitalter sich aus dem anderen entwickelt, zu gleicher Zeit Identität und Verschiedenheit möglich sind. Nur Weiterbildung ist die rechte Fortsetzung. Zur Gründung gehört ein noch von der Unwillkürlichkeit des ersten Antriebes umfangener starker und rücksichtsloser Wille; die Durchführung fordert eine selbstbewußtere und umsichtigere Tatkraft.

Friedrich vereinigte die strenge Staatsordnung des Vaters mit den ihm eingeborenen Kulturbestrebungen, wodurch der Widerspruch des soldatischen Wesens mit den Tendenzen des Jahrhunderts vermittelt ward. Seine glücklichen Kriegsunternehmungen gehörten dazu, um dem Staate die Kräfte zu gewinnen, deren er noch bedurfte, ihm Haltbarkeit, Ansehen und Rang in der Welt zu geben[1].

In der Heerführung blieb Friedrich fortwährend einiger Lehren eingedenk, welche ihm einst, bei jener Anwesenheit im kaiserlichen Lager, Prinz Eugen von Savoyen gegeben hatte; eine namentlich, die Geschichte der früheren Feldzüge zu durchdenken, sich die Lage der Generale zu vergegenwärtigen, um in dem Geiste die Fähigkeit auszubilden, in dringenden Momenten das rechte Mittel zu ergreifen, hat er nie vergessen; er bekannte sich zuweilen als ein Schüler Eugens, doch war es die Schule aller großen Feldherren, in die ihn dieser geführt, der er sich in den eifrigsten Studien hingegeben hatte.

In der Politik dürfte man sich nicht einmal an Vorbilder halten, da die Zeiten sich unaufhörlich verändern und Einsicht in die sich bildende Gegenwart die Summe davon ausmacht.

Was man sonst wohl dafür fordert, Kenntnis der Formen, Schonung und rücksichtsvolle Rede war nicht Friedrichs Sache; er sprach mit Lebhaftigkeit und sparte die Sarkasmen nicht; seine Äußerungen, von Mund zu Mund getragen, haben ihm an den meisten Höfen Feindseligkeiten erweckt, ja selbst Nationen, wie die Ungarn, gegen ihn aufgereizt; ein guter Diplomat wäre er nicht geworden. Die Eigenschaften aber, welche zur obersten Leitung der Geschäfte gehören: Bewußtsein der eigenen Stellung und ihrer Grundlagen, natürlichen Scharfblick des Geistes, vor dem jede Täuschung zerrinnt, Gefühl von dem, was sich ausrichten läßt, kluge Mäßigung, verschlagene Entschlossenheit besaß er von Natur und bildete sie täglich mehr aus. Nur dadurch

---

[1] Vgl. Band I, Seite 387.

konnte ihm die nach dem Begriffe der Zeit verwegenste Unternehmung gelingen; das politische Talent hatte daran nicht geringeren Anteil, als die Heerführung.

Noch entsprach die Stellung, die er nun einnahm, mitnichten dem, was man sich im allgemeinen von einer neu zu begründenden Macht hätte denken können. Wäre es auf Friedrich angekommen, so würde er sich in ein ganz anderes Verhältnis zu Deutschland gesetzt, Westpreußen an sich gebracht, die Grenzen nach der sächsischen Seite erweitert haben, denn höchst ungern sah er seine Hauptstadt den Anfällen eines gefährlichen Nachbarn ausgesetzt, die östlichen preußischen Lande von den übrigen Provinzen getrennt; er hätte sich wahrscheinlich auch zur See bewaffnet; allein die gemachten Erfahrungen verboten ihm jeden Gedanken dieser Art.

Auch in den beschränkten Grenzen aber, in denen er sich halten mußte, hatte er eine Macht gegründet, unantastbar und unüberwindlich, dem Wesen nach von niemand abhängig. Ihre letzte historische Grundlage war das reichsgesetzmäßige Fürstentum mit seinen Erbrechten und Anwartschaften, allein die Monarchie Friedrichs erschien hievon losgerissen, ihre Notwendigkeit in ihrem Dasein tragend; der protestantisch-kontinentale norddeutsche Staat[1], zu dem Jahrhunderte lang Volk und Fürst, Anstrengung und Talent sowie das gute Glück gewirkt, war zustande gekommen.

Wie wir im Eingange berührten, die großen Mächte hatten sich auf der Grundlage der früheren Völkerbildungen und religiös-politischen Weltereignisse erhoben[2]. Die slawisch-griechische Welt konzentrierte sich in der russischen Autokratie; die romanisch-katholische in dem bourbonischen Königtum; eine katholisch-germanische Weltmacht stellte sich in Österreich dar; England beruhte in seinem damaligen Zustand auf der Ausschließung der Katholiken und beherrschte das Meer.

Der kontinentale Protestantismus hatte einen Versuch gemacht, sich in Schweden zu einer Weltmacht zu erheben, aber vergeblich; im welthistorischen Sinne dasselbe, was die streitbaren Schwedenkönige, Gustav Adolf, Karl X. und Karl XII. nicht zu vollbringen vermocht hatten, vollzog jetzt Preußen, aber auf eine andere Weise. Jene würden den religiösen Begriff mit Strenge festgehalten haben; das Emporkommen von Preußen, wie es in

[1] Zu der folgenden Charakteristik der verschiedenen Prinzipien der Staaten vgl. „Die Großen Mächte“ (Päpste II, 448 und 474).

[2] Vgl. Päpste II, 120 ff.

der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschien, beruht darauf, daß das nicht geschah. Hier riß sich die Idee des Staates von ihrer Verbindung mit dem positiven Bekenntnis zum ersten Male los[1]. Der Begriff des protestantischen Reichsfürstentums mit dem Rechte der kirchlichen Reformation setzte sich in den des Staates um, der vor allen Dingen hierauf Verzicht leistete. Um sich vor dem Übergewicht anderer Weltelemente zu schützen oder ihr Recht gegen sie zu behaupten, mußte die protestantische Welt diese Umwandlung vornehmen.

Was in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Neuerung schien, war nach zwanzig bis dreißig Jahren der allgemeine Sinn von Europa. Daß Friedrich mit der geistigen Bewegung der Zeit verbündet war, machte ihn groß in ihren Augen und förderte seine Unternehmungen. Er richtete einen Staat auf, in welchem der Druck, der noch an vielen Stellen nicht vermieden werden konnte, durch die Erwägung der Notwendigkeit gemildert wurde, der Gehorsam ein Bewußtsein von Freiheit nicht ausschloß. Da der Fürst sich den Bedingungen des Bestehens vollkommen unterwarf, so tat es auch ein jeder andere ohne Beschämung.

Die Generation, welche Friedrich in dieser Zeit umgab, war eine der geistesmächtigsten, die Norddeutschland jemals aus seinem Schoße hervorgebracht hat. Wie vielleicht die besten Generale der Welt, Münnich, der Marschall von Sachsen, der Alte Dessauer und so viele andere Gefährten des Königs Norddeutsche, so waren es die, auf denen die Regeneration der deutschen Philosophie und Poesie, die zum erstenmal hervorgehende Kritik und Altertumskunde beruhte. Wie Friedrich die Disziplin der Römer in seinem Heer wiederherstellte, so wetteiferte der deutsche Geist in seiner eigenen Sprache in allen Zweigen der Literatur mit dem Altertum; eine gesinnungsvolle, in ernster Arbeit emporstrebende Zeitgenossenschaft; Geister der verschiedensten Richtungen, weder untereinander einverstanden, noch zu diesem Werke herbeigezogen, aber im höheren Sinne zusammenwirkend[2].

Im Deutschen Reiche war es nun dahin gekommen, daß das Kaisertum in dem Kerne seines politischen Daseins mehr als je Territorialfürstentum geworden war: das Territorialfürstentum dagegen war beinahe zum Kaisertum entwickelt. In Brandenburg-Preußen ward weder in legislativer noch religiöser Beziehung, weder in Gericht noch Verwaltung auf etwas anderes als das

[1] Vgl. Band II, Seite 60 und 263 ff.; und das Nachwort.
[2] Vgl. Reformation III, 402.

innere Bedürfnis Rücksicht genommen. Den Anspruch darauf rechtfertigte es durch die Unabhängigkeit nach außen, die es behauptete. Selbst Österreich arbeitete erst, sich dem maßgebenden Übergewicht der Seemächte zu entziehen; Sachsen hing von Rußland ab; die Verbindung mit England knüpfte Hannover an die Politik dieses Landes. Die übrigen Fürstentümer waren zu schwach, um etwas für sich zu bedeuten. Nur in Preußen war eine große, zugleich deutsche und europäische Selbständigkeit gegründet, welche das volle Gefühl der Unabhängigkeit seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder in die Gemüter brachte, durchdrungen von dem Stolze, auch in bezug auf die Weiterbildung der Welt anderen voranzugehen.



ANHANG

Politisches Testament des Großen Kurfürsten 1667[1].

Die Vatterliche liebe So Ich als ein Vatter kegen seinen Sohn, vndt zukunftigen Successoren trage, hatt mich verursacht, Ihme einige auß langer erfahrenheitt nutzliche Vnterrichtungen zu hinterlassen, vndt also dieses kurtzlichen in die feder zu fassen, in betrachtung, daß es Ihme nottig vndt dienlich zu wissen ist, wie Er Seine gantze Regirung fuhren, wie Er darin zu forders gegen Gott, Seines gleichen, wie auch gegen Seine, Ihme von Gott vntergebene vndt anuertrautte vnterthanen, im Kirchen vndt weltlichen Regimendt, Sich zu verhalten, was fur Rähtte Er gebrauchen, wie Er im Rahtte votiren lassen solle, auch wan vndt wie Er das conclusum nehmen solle, Mitt welchen Er in Alliance sey, vnd mitt wehme Er solche noch zu machen habe, vnd wie der Cammerstadt verbessert werden kan, was an conservation der vestungen gelegen, benennungen der vestungen so ahn itzo sein, vndt was für Ortter bequemlich zu versicherung vndt communication der Landen angelegt werden konnen, was fur garnisonen, in friedens vnd krigszeitten darin nottig, darnehbenst die vnterhaltung der Magasinen, vndt dessen vermehrung: So trage Ich gantz keinen zweiffell das in diessem aufsatz genugsahm begriffen sein wirdt, wie der gantze Staadt gefuhret werden muß, hoffe auch das mein Sohn solches gebuhrendt beobachten werde, wodurch er dan diesses erlangen wirdt, daz Ihme Seine Regirung

[1] Ein durchaus eigenhändiger Aufsatz des Großen Kurfürsten, in dem Königl. Hausarchiv aufbewahrt, ohne irgendeine Aufschrift. Der Titel: Väterliche Vermahnung, unter welchem derselbe zuweilen erwähnt wird, ist eine aus späterer Zeit herrührende archivalische Bezeichnung. Die Instruktionen, welche Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. ihren Nachfolgern hinterlassen haben, beziehen sich ausdrücklich auf dieselbe. Sie bilden eine Reihe politischer Testamente, denen sich die von Friedrich II. unter diesem Titel vorhandenen Schriftstücke anschließen. Eine Kontinuation der in diesem Hause vorwaltenden Gedanken für innere und äußere Politik. — (Dieser Text wurde vom Herausgeber revidiert nach der neuesten Ausgabe der „Politischen Testamente der Hohenzollern" von Küntzel und Haß, Quellensammlung zur Deutschen Geschichte, Leipzig 1919.)

nicht schwer sondern gantz leicht fur kommen, auch solches von seinen dieneren nicht zu lernen haben wirdt, sondern selbst die wissenschaft haben kan, Deßwegen Ich auch so viell mir muglich gewessen, kurtzlich solches hirin verfasset, auf das es mein Sohn mitt viellen vndt langen lessen nicht verdrißlichen fallen moge.

Nun ist vndt bestehet zu forders die rechte tugendt eines rechtschaffenen Regenten darin, das Er Gott, der In erschaffen, vnd zu einem Herrn vndt Regenten so vieller Lande vndt leutte gesetzet, recht von hertzen furchte, liebe, vndt fur augen habe, Sein allein Seligmachendes Wohrdt, die wahre Richtschnur Seiner gantzen Regirung vndt lebens sein lasse, dieweill darein die rechte Gott wohlgefellige Regirungs kunst, vnd hochste politica begriffen ist, hienehbenst Gott taglich morgendts mittags vnd abendts, mitt einen inbrunstigen gebette fleissig anruffe, zu forders vmb weisheitt vnd verstandt, auch vmb gnedigen beistandt solche schwere Regirungslast, zu Seines hohen Nahmens Ehre, Anuertrautten Landen vndt Leutten zum besten, also zu dirigiren, damit Ihr solches gegen Gott, hir zeittlich vndt dort Ewig verantwortten moget, hirnehbenst erinnert Euch auch stetz, der vielfeltigen hohen Wolthatten Gottes so Er Euch fur anderen erwissen, das er Euch zum fursten vber so viell Landt vndt Leutten, auß lautter gnadt gesetzet, deßwegen Ihr Ihn taglich mitt fleissigem gebett, hochlich vrsache zu dancken habt, Euch auch befleissiget Ewer gantzes Leben vndt Regirung, zu Seinen diensten anzuwenden, betrachtet auch oftmals vndt alzeitt, das Ihr nichts das aller geringste begehet, oder thutt, dauon Ihr dem hochsten ins kunftige werdet rechenschaft geben mussen; Ja auch von dem allergeringsten. Diesse Christliche betrachtung nun der zukunftigen rechenschaft, welche Gott von Regenten mehr den von andere erfordert, vndt das auff Sie aller vnterthanen augen gerichtet sey, vndt deren exempell folgen, wirdt verursachen Damitt Ihr Euch, in Euren gantzen leben befleißigen werdet, nicht wissendtlich gegen Gott zu sundigen, sonderen allzeitt Euch des gutten, so viell die Menschliche Schwacheitt zulest, zu befleissigen, wan Ihr diesses wol beobachtet, So wirdt der nutz darauß entstehen, daz die furcht des Herrn, von tage zu tage, iemehr vndt mehr in Euch wackssen vnd zunehmen wirdt, So wirdt Euch auch alß dan alles zeittliche So Ihr von Gott begeren vnd bitten werdet, vndt Euch nur Sellig ist, von Ihm reichlich zufallen, vnd Euch gegeben werden, befleissiget Euch auch eines rechten messigen vnd nuchteren lebens, gehet damitt Ewern vnterthanen vndt dieneren mitt gutten exemppell fur.

Der Fraw Mutter woferne Selbige noch bey Leben were, Seidt Ihr schuldig allen kindtlichen Respect, liebe, vndt gehorsam zu erweissen, wie Ihr dan auch solches zuthun schuldig, vndt von Gott Kraft des funften gebots Euch anbefollen ist, auf das der Segen des Herrn vber Euch vndt Ewere Nachkommen, nicht aber der erschreckliche fluch kommen moge, befohrab habt Ihr grosse vrsache darzu, weil Sie Ewrentwegen vnaufhorlich zu Gott gebetten, vndt vielle muhe vndt sorge außgestanden hatt, Darumb Ihr Selbige nicht genugsamb Ehren vndt Dancken, vndt dafur schuldige gegen liebe erweissen konnet. Gegen die Armen seidt freigebig es ist auch Christi befell, dadurch Samlet Ihr Euch einen vnuergencklichen Schatz im himmell, welchen keine motten oder Rust fressen, oder diebe nach graben werden.

Was nun die Religion, vndt der Kirchen bau in Euren Landen betrift, vndt welcher gestaldt Ihr solchen bestmugligst zufuhren habt, So ist furnehmlich Dahin zu sehen vndt zu trachten, auf das die Reformirte Religion, welche auff das wahre wort Gottes, vndt auff die Simbola der Apostellen allein gegrundet, vndt ohne Menschen zusatz ist, In allen Eweren Landen moge vortgepflantzet werden, Doch solcher gestaldt, das es nicht mitt zwangsmittelen, oder entziehung der Lutterischen Kirchen, vndt abgang deren Rentten oder inkunften gesche, sondern auß Eweren eigenen mittelen, solchen bau der Reformirten kirchen in Eweren Landen befordert, vndt wirdt solches so hiran verwandt, den Cammer gefellen zu keinen abpruch gereichen, sondern Gott wirdt solches vielfeltig belohnen, vndt reichlichen wider ersetzen vndt vergelten: Vndt gleich wie Ich mich den bahu der kirchen Gottes, aufs fleissigste in meiner Regirung, So viell mir, bey den stetten krigen, vndt gefehrlichen zeitten muglich gewessen, hab anbefollen sein lassen, auch den anfang zum theill gemacht, Als will Ich gar nicht zweiffellen, sonderen hoffen, Ihr werdet darin fleissig continuiren, vnd dasienige, So Ich nicht hab volfuhren konnen, durch die gnade vndt beistandt Gottes zu folfuhren, Euch hochstes fleisses angelegen sein lassen. Zu beforderung nun diesses wercks, habt Ihr furnehmlich dahin zu sehen, das wan Solche Subiecta von der Reformirten Religion In Eweren Landen Sich befinden, So da qualificirt vnd geschickt, fur andere zu denen bedinungen vndt officien, zu hoffe vndt im Lande annehmet vndt bestellet, Ja da auch in der Chur Brandenburg keine verhanden, auß der frembde annehmet, vnd den Lutterischen furziehet. Der Reformierten kinderen gebet die ordinar beneficia vndt Stipendia, damitt Sie etwas lernen, vndt Euch desto besser dienen konnen,

hirnehbenst auch zu Predigers in Stetten vndt auffem lande vociret, welche nicht zancksuchtig, vndt Euere Religion nicht verketzeren oder verdammen, sondern fridliche leutte sein, So da den kirchen friden zu beforderen suchen, vndt meinen edicten nach zu leben Sich reserviren, gleichfalls die Schullen vndt Academien im Lande mitt solchen preceptoren vndt Professores besetzet, So da moderat, vndt nicht zancksüchtig sein, die solches nicht thun wolten, selbige das Landt zu reumen befelliget.

Der vnterschidlichen Religionen, Sein Ihn allen Eweren Landen drey, Als die Reformirte, Lutterische, vnd die Romisch Cattollische, In der Chur Brandenburg, Preussen, Magdeburg, Pommeren, Halberstadt, Minden, Grafschaft Marck vndt Rauensperg, sein die meisten Lutterisch, vndt die Wenigsten der Reformirten Religion zugethan, vndt ist Gott lob die Chur Brandenburg vndt Pommeren von Pabstlichen groben greulen vndt Abgötterey gentzlich befreihet, ausser was die Lutterischen in Ihren Kirchen auß dem Pabstumb ahn Ceremonien behalten haben, welches da es mitt gutter manir abgeschaft werden könte, Ihr Euch billig bemuhen sollet. Es muß auch fleissige acht gegeben werden, damitt Sich die Romische Cattollische nicht wider heimblich einschleichen, beforab weillen deren in der Chur Brandenburg vndt Pommeren keine verhanden sein, vndt den wenigen, so auffem Lande wohnen, das exercitium weder offendtlich oder heimlich zu verstatten ist, wie dan auch Ihnen sider das die Reformation alhier in abgenanntten beiden Landen, niehmals ist verstattet worden, Ausser wan Kayserliche oder Königliche gesantten zu Berlin gewesen, dabey Ich wunsche das es der hochste biß ahn den Jungsten tag bestendig verbleiben lassen wolle, auf das solche abgotterey vndt greuell von den nachkommen niehmals mögen gesehen werden. In Preussen haben die Romischen Cattollischen das offendtliche exerticium, wie auch kirchen vndt Capellen, dabey muß man Sie lassen, vndt ist Ihnen ein mehres nicht einzureumen, oder zu verstatten, Als was Ihnen die pacta gunnen. In den Landen welche fur Pommeren zum equivalents gegeben worden, Sein viell Romisch-Catollische, vndt haben Ihr offendtliches exerticium, iedoch wirdt es Ihnen nicht weitter verstattet, als wie Sie es Anno 1624 gehabt, vndt gebraucht haben, dabey muß man Sie schutzen, ein mehres aber ist Ihnen keines weges inzureumen. Was nun die Romische Cattollische in den Cleuischen vndt angehorigen Landen betrift, da Sein die Reversallen, welche Ihnen von Churfurst Johann Sigismundt, vndt Georg Wilhelm gegeben worden sein, auch hernachmals den



Die Aufbahrung Friedrichs des Großen im Audienzzimmer des Potsdamer Stadtschlosses.
Nach dem Gemälde von F. W. Bock.

Stenden von mir sein confirmiret worden, Selbige Reversallen habt Ihr in hoher acht zu halten, den in kraft derselben die Stende Meinen Herrn vattern vndt mich fur Ihren erbherrn erkandt vndt angenommen haben, derhalben sein die Stende gegen menniglich dabey zu schutzen, vndt keines weges zu verstatten, das selbige Reversallen irgens worinnen gekrencket werden mogen, es wirdt auch zu Eweren besseren vnterricht dienen, das Ihr selbige leset, oder Euch furlessen lasset die wortte so die Romisch Cattollischen angehen, beruhen darin, das Ihre Religion in allen zu behorigen Landen zuzulassen seien, darin ist keine conivens, sondern eine freie zu zulassung Ihres abergleubischen glaubens bewilliget, versichert bin Ich das Sich deren Leutte genugsamb finden werden, so woll weldt als Geistliche, so diese Reversallen anders außlegen vndt expliciren werden, Ich aber hab selbige Alzeit also wie es der klare Buchstabe mitt Sich bringet verstanden, dahero auch selbige wortte gegen den Pfaltz Graffen von Neuburg den Euangelischen zum besten angezogen, vndt gebraucht, Auff das Sie selbige freiheitt in Seinen Landen, gleich als die Romisch Cattollische gebrauchen mochten. Wan die Romisch Cattollische Geistlichen in diesen obbenanten Landen Euch alleine fur Ihren Supremum Episcopum halten, wie Sie alzeitt die vorigen hertzogen von Cleue dafur haben erkennen mussen, des Babstes vndt der Bischoffen Bullen, decretta vnd befell, nicht pariren, sondern Sich einig vndt allein ahn Euch halten, So seidt Ihr schuldig Ihnen allen schutz zu leisten, da Sie aber dem herkommen zu wider handelen wolten, vndt einen anderen Episcopum oder Supremum in diesen Landen erkennen mochten, so seindt selbige erstlich mitt gelde zu bestraffen, welche Straffen den kirchen vndt der Vniversitet Düßburg zu besserer vnterhaltung zugelegt werden konnen, wen aber solches nicht bey Ihnen verfangen möchte, vndt Sie in Ihrer bosheit vndt vngehorsam verhartten, So kan man selbige absetzen, vndt andere Romische Cattollische ahn Ihre stelle, die da gehorsam leisten hinwiderumb setzen. Die Canonicatten vndt prebenden so verfallen, habt Ihr zu vnterhaltung der Reformirten als Lutterischen kirchen, Predigeren vndt schullen, in gesambten Cleuischen, Gulischen, Bergischen vndt Märckischen Landen anzuwenden, Solches aber ist also zu verstehen, Das wan die canonicatten in Eueren turno verfallen, Das die Romische Cottollische Sich fur ein gewisses deswegen mit den Euangelischen abfinden, weill man Ihnen solche nicht entziehen oder nehmen kan. Die Vniuersitetten so in Eweren Landen vorhanden, selbige wollet Ihr

Euch zum hochsten befollen sein lassen, vndt muß dahin für allen Dingen gesehen werden, das furnehme gelartte Leutte zu professoren angenommen, vndt besteldt werden, Dauon Ihr zuforder, vndt den die Vniuersitet ehre vndt Ruhm haben mogen, auch wan Straffen oder sonsten was verfille, So Eweren Cammer intraden nicht abgengig, solches Ihnen zu Ihrer besseren vnterhaltung zu wenden konnet, zu dem ende kan auch der viertte theill der vnterstifter im Magdeburgischen wan Ihr solches nach absterben des itzigen Administratoren, bekommen werdet, zum theill der Vniversitet Franckfurdt ahn der Oder, Jochimstallischen Schullen, wie auch zu behuff der communitet, welche zu Franckfurdt gehalten wirdt, verwandt vndt gebraucht werden. Ihr habt aber, die Professores dahin zu halten, das Sie in Ihren Ambt fleissig sein, vndt die Jugendt treulich vnterrichten, vnd von bossen abhalten.

Ewere von Gott vntergebene vnterthanen musset Ihr ohne ansehung der Religion als ein rechter Landes Vatter lieben, Ihren nutzen vndt bestes, in billigen dingen alzeitt gerne zu beforderen suchen, die commercia vberall in aufnehmen bringen, vndt auff mehrer peuplirung insonderheit der Chur Brandenburg gedencken die von Prelatten, herrn vndt Adell lasset ofters fur Euch kommen vndt redet mitt Ihnen, erzeigt Euch auch gegen einen ieden gnedig vndt belebt, wie dan solches einen grossen herrn wollanstehet, auch Ihme zu sonderbahren ruhm bey menniglich gereichen thut, es wirdt auch dadurch die liebe vnd affection der vnterthanen iemehr vndt mehr gegen Euch erwecken, Jedoch muß in allem eine solche moderation gebraucht werden, damitt Ihr Eweren Standt nicht verkleinert, vndt den Respect behaltet, gegen Eweres gleichen aber, habt Ihr was die precidents vndt Rang betrift, das aller geringste nicht nachzugeben, vndt von dem was Euch zukommen thut, nichts zu vergeben, Sonderen vber die Churfurstliche praeeminents feste zu halten, den durch gar zu grosse hoflichkeitt vndt belebtigkeit kan ofters auch einer Sein habendes Recht verliehren, wie dan solcher exempell genugsamb vorhanden sein.

Die liebe Justicie lasset Euch in allen Eweren Landen hochlichen befollen sein, vndt sehet dahin, damitt so woll den Armen als Reichen ohne ansehung der persohn, recht verschaffet werde, vndt das die processen beschleuniget, vndt nicht aufgehalten werden mogen, den das befestiget die Stülle der Regentten. Vndt weill Ihr wegen Ewerer anderen Regirungsgeschefte, die Justits Sachen selten horen konnet, so gebet fleissig acht auf die Rähte,

so dazu bestellet sein, vndt wan Ihr erfahret, das Sie Sich corrumpiren lassen, vndt mit der Justits nicht recht vmbgangen seindt, So straffet dieselbige dergestaldt, das Sich alle andere dauor zu spiegelen haben, wurde aber einer auß boßheitt vber die Rähtte klagen, so ist derselbe auch billig zu straffen, damitt der Justits Ihr gebuhrender respect verbleibe, vor allen Dingen huttet Euch, das Ihr in Justits Sachen keinen bescheidt ertheilet, es sey dan das kegentheill zuforderst mitt seiner Verantworttung vernommen. Was nun für Rätthe vndt Diener Ihr ins kunftige zu gebrauchen habt vndt wie selbige qualificirt sein sollen, weill eines Herrn Reputation daran hengett, was Er vor Rähtte erwelet, So habt Ihr Euch in solcher wahll woll vorzusehen, vndt nicht zu vbereillen, vndt weiß Ich Euch deren keine besser zu benennen vndt fur zu schlagen, als solche, welche der Jetro dem Mosse beschreibt, nemlich daz es solche leutte sein sollen, so solche qualitet haben, das Sie zuforders Gott furchten, vnd dem geitze von hertzen feindt, vberdehm verschwiegen, eines erbahren lebens, aufrichtigen gemuthes, etwas Staadtskundig vndt Der Reformirten Religion sein, Nach solchen sehet Euch in vndt ausser Landes mitt hochstem fleisse vmb, Wan Ihr solche darzu erwehlet vndt annehmen werdet, so wirdt es Euch woll gehen, Gottes Segen in der Regirung verspuhren, auch wirdt Euch die last alßdan nicht so schwer zu tragen ankommen, Ihr musset aber auch dieselbige also vnterhalten vndt recompensiren, das Sie Euch zu Ehren leben konnen, vnd nicht vrsache haben mogen, auff andere Mittell zu gedencken, vndt Sich corrumpiren lassen, damitt Sie also blohs vndt allein von Euch dependiren, vndt sonst auf niemandts in der weldt Ihr absehen haben, Nur hutet Euch, das Ihr einen diener alleine, nicht zu groß machet, vndt Ihme alle autoritet alleine lasset, Sondern allen so Euch redlich dienen gleiches vertrauen zutraget, vnd gleich gebrauchet, vndt keine favoritten ahn Eueren hoffe haltet, den solche leutte entziehen den herren Ihre Ehre, die Ihnen alleine gebuhret, bringen Ihn in verachtung, steigen entlich auch dem herren selbsten vber das haupt. Ich hoffe nicht das Ihr deren leutte vmb Euch dulden oder leiden werdet, den es Euch nur verachtung, kleinerung, schaden vndt grosses nachteill verursachen wirdt, Da aber vber alles verhoffen Ihr ohne dergleichen leutte nicht leben oder sein konttet, so haltet derselben lieber vielle, vndt lasset Ihnen keine große autoritet, leset hiruon die Regirungsverfassung, So D. Ossa dem Churfürsten von Sackssen aufs Churfürsten begeren aufgesetzet hatt, welches buch Ich Euch hiemitt will recommendirt haben,

den viell schone Dinge darin verfasset sein. Verstattet Eueren dieneren auch nicht das Sie factiones, vndt Ihnen einigen anhang machen, Alle Ewere Rahtte vndt bedientte haltet dahin, das Sie alleine von Euch dependiren vndt von keinem anderen, So werdet Ihr woll vndt glücklich in Ewerer Regirung fahren. In bedienungen der Officien vndt Empter ist dahin zu sehen vndt must Ihr Euch hutten, das Ihr auß einer familie nicht viell befordert, weill solches geferlich, vndt die autoritet im Lande bey solchen geschlechteren alßdan zunimpt, vndt waksset, Sich auch leicht einen anhang machen konnen, So haben auch alßdan die anderen geschlechter wenig oder gahr keine hofnung zu einigen beneficien, oder anderen beforderungen zugelangen, auch dahero genottrengt werden, Sich ahn die ienige zuhengen, dadurch Sie zu beforderungen gelangen konnen, vndt ist diesses furnehmlich in Preussen woll zu beobachten.

Ihm Rahdt horet fleissig zu, Notiret alle der Rähtte bedencken woll vndt lasset danehben fleissig protocoll halten, concludiret in gegenwahrt der Rahtte In wichtigen dingen, vndt da verschwiegenheitt von notten, nichts, sonderen nehmet solches zu bedencken anheimb, lasset nochmals einen oder den anderen geheimen Rahdt, vndt einen Secretarium zu Euch kommen, vberleget nochmals alle Votta, So da geführet worden sein, vndt resolviret darauff, vndt seidt gleich den Bienen, die den besten Saft auß den Blumen saugen, ist es eine schwere Sache, So bittet Gott das Er Euch in Eweren hertzen wolle eingeben, was Ihr zu thun oder zu lassen habet, damit es zu forders zu seines nahmens ehre, Landen, Leutten vndt vnterthanen, wie auch zu Eueren vndt Eures hausses besten vndt aufnehmen gereichen moge, vndt alßdan mitt einer prompten execution volfuhret das werck welches Ihr furhabet, So wirdt es glucklich vndt woll ablauffen. Lasset alle Brieffe so mit den Posten oder sonsten kommen, Euch selbsten zu bringen, erofnet vndt durchlesset dieselbigen, vndt theilet hernach die arbeit vnter den Rahtten auß, oder lasset dieselbige außtheillung durch einen anderen thun. Wan Ihr die Rähtte Vottiren lasset, So werdet Ihr dahin sehen, das Ihr von vnten, vndt nicht von oben ab den anfang machet, die vrsache ist diesse, Das wegen der großen Autoritet der Alten Rähtte die Jungen Ihre meinung vndt gedancken nicht erofnen oder frey sagen durffen, weill Sie ofters von den Alten Rahtten durch die hechell gezogen, vndt vbers maull gefahren werden.

Dieweill auch der hochste daß hauß Brandenburg fur andere hausser im Romischen Reich mitt viellen vndt statlichen Landen

so reichlich gesegnet, vndt dahero viell feinde hatt, So solchen Segen, dem Hausse hertzlich mißgönnen, vndt da Sie vber kurtz oder lang einige gelegenheitt erlangen, oder fehig werden kontten, Ihr bosses furnehmen zu vergeringerung des hausses ins werck zu richten, vndt selbiges ausser aller consideration zu bringen, nicht vnterlassen wurden, So ist dahin alzeitt zu sehen, das mit Allen Chur, Fursten, vndt Stende des Reichs, so viell nur immer muglich, Ihr in gutter vertraulichkeitt, freundtschaft vndt correspondens lebet, vndt Ihnen keine vrsache zu einigen widerwillen gebet, vndt gutter fride vnterhalten werde, vndt weill Gott vnser Hauß mit viellen Landen reichlich gesegnet, So habt Ihr auff deren conservation alleine zu gedencken, vnd huttet Euch das Ihr durch appetirung mehrer Lande, nicht grossen neidt vndt feindtschaft auff Euch ladet, vndt dadurch auch was Ihr schon habet in gefahr setzet, Jedoch das Ihr Euch keines weges von Eweren Landen, grenssen, oder woll hergebrachten gerechtigkeitten etwas entziehen oder nehmen lassen sollet. Da auch deßwegen einiger Streitt entstehen mochte, kan zuforders in der gutte solches beizulegen gesucht werden, wan aber gegen alles verhoffen solche gutliche vergleichung nichts verfangen wolte, So muß man sich best muglichst dabey zu manuteniren angelegen sein lassen. Wan auch zwischen zwe anderen krieg entstehen solte, So suchet durch Ewere interposition den streidt beizulegen, aber stehet alzeitt in gutter postur, damit Ihr nachdruck habet, Solches habe Ich alzeitt gethan, vndt durch Gottes gnade viell vnglucks damitt abgewandt, Wan aber notwendig krig sein muß, so lasset in Ewere Landen gutte ordre halten, vndt gebet nicht zu das Ewere vnterthanen vnterdruckt vndt vergewaltiget werden, den durch Ihre mittell musset Ihrs außfuhren.

Gutte Alliancen habt Ihr so woll in als ausser dem Romischen Reich zu machen, den dieses kan von keinem vbell genommen werden, auch ist solches Kraft des Munsterischen vnd Osnabruckischen fridens, einen Reichsstandt zugelassen worden. Dieienigen Alliancen So Ich mitt auswendigen getroffen, mussen fur außgang der Jahre wider erneuet werden, Jedoch vndt furnemlich mitt denen, welche keine pretension auff Ewere Landen haben, auch welche nahe angrensendt. Mitt dem Kayser als oberhaubt, vndt wegen der Schlesie nahen, angrensenden Landen, kündt Ihr sehr woll in gutter Alliance stehen, iedoch aber solcher gestalt, das Ihr furnehmlich auff des Reichs, der Evangelischen vndt Ewerer wolfahrt fleissige acht habet, vndt darin dem Kayser nichts einreumet, so dawider vndt zu des Reichs vndt der Evan-

gelischen vntergang vndt benehmung der Teutschen freiheitt gereichen mochte, folget hirin Ewerer vorfahren Rumlichen exempell, deren consilia zu des Reichs bestem noch heuttiges tages vom freundt vndt feinden gelobet worden sein, auch fur die zutregligsten fur das Reich sein gehalten: Solte auch der Kayser von der Chron Schweden wegen des Polnischen, vndt Denischen kriegs, gegen den Claren buchstaben des Oliuischen fridens, oder sonsten vnbilliger weisse angegriffen werden, So habt Ihr billig getreulich zu assistiren vndt musset Ihr nicht dabey stille sitzen, Sonderen Die wapffen alsouordt ergreiffen, vndt Euch in gutter verfassung stellen, vndt alßdan gutte conditiones fur Euch vndt Eweren Staadt machen, Den das ist einmahll gar gewiß, wan Ihr darzu stille sitzen wurdet, vndt gedencken, Das feuer seie noch ferne von Eweren grensen: Ewere Lande Das theaterum sein wurden, Darauff man die tragedi Spillen, Ich geschweige der viellen marchen vndt remarschen, welche die Lande gentzlichen ruiniren, vndt treffen wurde, auch entlichen wan das Landt verdorben, die vestungen, Ja entlich gahr Eweren Lande vndt Leutte dadurch verlustig werden möchtet. Mitt dem Konige in Pollen vndt der Republick, als den negsten Nachbahren, erstlich wegen der Chur Brandenburg, vndt Dan auch wegen Preussen, haltet alzeitt gutte Nachbarschaft, vndt suchet der Republick gutte affection zuerhalten, Spahret auch hirahn keine kosten, den wan Ihr der Republick freundtschaft versichert seidt, So wirdt die nuhmehr erhaltene Souverenittet in Preussen Euch desto sicherer sein, vndt Ihr werdet selbige mitt besserer ruhe genissen konnen. In was vnertraglichen zustande Ich vndt meine vorfahren bey der Chron Pollen hiebefohr, wehrendem Vasallagio gewessen, vndt wie alles mitt gelde alsda aufgewogen werden mussen, solches kan nicht alles beschriben werden. Das Archivum vndt die Rechnungen werden etwas dauon zeugen. Nachdem nun der hochste Gott, wouor Ihm ewig gedanckt sei, Mir die grosse gnade erwiesen, das Ich nach so beschwerlichen vndt kostbahren kriege, die Souverainitet erstritten vndt erhalten, So nehmet solche als ein teueres Kleinott Eweres hauses in gute acht, dan auff einer seitten wirdt von den Pollen, auff der anderen seitten von den Preussen selbst sehr darnach getrachtet werden, wie es wider zu vorigem Stande kommen moge, wofur Euch Gott behutten wolle. Da auch die Chron Pollen von der Chron Schweden wider alles verhoffen, ins kunftige, solte angegriffen, vndt Sie gegen alle treue und zusage handelen, vndt Selbige vberfallen mochten, So seidt Ihr schuldig den aufgerichten Vellauischen vndt Brambergischen

pacten gemes, mit Aller Eweren macht vndt vermogen, derselben treulich zu assistiren, vndt beyzustehen, Den ahn Ihrer conservation vndt erhaltung beruhet Ewere vndt Ewerer Lande wolfahrt, hienebenst musset Ihr der Republick zu manutenirung Ihrer Alten freiheitt alzeit beistehen, Auch keines weges durch promessen einige avantagen dauon Separiren oder abwendig machen lassen, Euch auch stetz ahn der Republick halten, welche nummer außsterben thut, Dadurch erlanget Ihr auch, das der König alzeitt eine sonderbahre reflection auff Euch nehmen muß: Weill auch nuhmer die Chron Schweden vnsere negste nachbahren in Pommeren worden sein, So hatt man zuforders gutte achtung auf Sie zu geben, ahn gutten erbitten, vndt Nachbarlichen vertrauens, muß gegen Ihnen nichts gespahrdt werden, es muß Ihme auch keine Vrsache zu einigen widerwillen gegeben werden, auf das Sie nicht eine vrsache haben mogen, die wappen gegen Euch zu ergreiffen. Wan Sie Sich auch der Evangelischen im fall Dieselbe bedrengt werden solten annehmen, kont Ihr Euch mit Ihren Consilijs confirmiren: Da Ihr aber vermercken mochtet, das Sie Neue weitleuftige werbungen anfingen, oder ville volcker auß Schweden vbersetzten, So habt Ihr Euch bey zeitten in verfassung zu setzen, vndt nach gutten Officiren bey Zeitten vmbzusehen, auch selbige alsouordt mitt einem gehaldt versehen, Damitt Sie nicht in andere Dienste gehen.

Es stehet auch zu vermutten, das die Schweden nicht vnterlassen werden, vber kurtz oder lang, wan Sie nur bequemme gelegenheitt dazu haben konnen, Sich Ewerer Sehaffen so ahn der Ost See gelegen, mitt list oder gewaldt zu bemechtigen, den darnach haben Sie gebuhlet so lange Ich Regiret habe, derhalben Ihr ein guttes wachendes auge auff Ewere Haffen haben musset. Die Aalliance habt Ihr mitt der Chron Schweden zu erneuren, zu trauen aber ist Ihnen nicht, dienet auch solche nur, damitt Sie nicht alsouordt Euch aufs leib fallen, vndt damitt der glimpf auff Ewerer seitten, der vnglimpff aber auff sie fallen, Da Ihr auch alßdann eine gerechte sache, welche ein ieder gerne mitt ambrassiren wirdt, haben werdet.

Der Frembden Chrohnen habt Ihr Euch solchergestaldt zu gebrauchen, Das wan etwa, welches Ich nicht hoffen will, der Kayser, Spanien, vndt das haus Osterreich zu weitt gehen solten, den getroffenen Fridenschlus zu Munster vndt Osnabruck vmbstossen, oder einige neuerung, in geist, vndt weldtlichen sachen im Reich, So gegen die Teutsche freiheitt, vndt zu vntertruckung derselben vralten gebreuchen vndt verfassungen lieffen, beginnen

oder anfangen mochten, Selbige Ihnen entgegen zu setzen, deßgleichen auch daferne Schweden oder Franckreich, zu weitt gehen wolten, habt Ihr Euch ahn den Kayser vndt den hausse Ostereich zu halten, damitt Ihr schwischen Ihnen allezeit die rechte Balance halten moget, den durch solche weisse manuteniren Sich die Italienischen Fursten, welche wan sie sehen, das einer oder der ander zunimbt, groß vndt mechtig wirdt, vndt die eine partie Der ander vberlegen ist, Sich ahn die schwechste halten, vndt also Den anderen entgegen setzen.

Was fur vrsachen vnsere vorfahren die Churfursten von Brandenburg gehabt, mitt der Chron Franckreich in gutter correspondents auch in Alliance zu stehen, Dauon wirdt Euch das Archivum den besten bericht abstatten, vndt habt Ihr Euch darauß informieren zu lassen, auff solche ahrdt konnet Ihr Euch, wie fur diessen vnsere vorfahren gethan, mitt Franckreich auch Allijren, Jedoch das Ihr den Respeckt, welchen Ihr, als ein Churfurst, auff das Reich vndt den Kayser haben musset, nicht ausser augen setzet, Der Guldenen Bulle vndt Churfurstlichen verein vndt preminents in keinerley wege zuwider handelt, Sondern Ewere Reflection furnehmlich aufs Reich, als frembde Chronen habet, Auch bey solchen Consilien Euch nicht finden lasset, welche den Alten Reichs verfassungen wie auch herkommen zugegen lauffen mochten.

Deren Alliancen So ich itzo habe sein diesse, Als mitt dem Kayser, Franckreich, Engelandt, Dennemarck, Schweden, Pollen, vndt mitt den herrn Staadten der Vereinigtten Niderlanden, welche theils zu erneuren, theils auch nach gelegenheitt der coniuncturen zu verbesseren oder auch zu vnterlassen sein. Es weisset vndt gibet auch die stette erfahrung, Das wenig auff Alliancien zu bauen stehet, jedoch heldt ein Schwerdt zum ofteren das andere in die scheiden, es bedencket Sich auch noch einer oder der ander, das er in regardt der Alliancen nicht leicht etwas beginnet, oder anfengt, Dieweill er Sich befahren muß, das wegen eines oder des anderen interesse, einige assistens geschehen mochte. Mitt Engelandt in Alliance zu sein, ist nöttig, beforab weill Engelandt sehr mechtig zur See ist, vndt auff den notfall Euch in Ewere Sehaffen so ahn der Ost See gelegen assistiren kan. Mitt Dennemarck hatt es dieselbige consideration, vndt liget selbiger Euch noch neher als Engelandt. Mitt Hollandt ist in consideration zu ziehen, zuuorders das Sie der Reformirten Religion sein, vndt dan das Sie Ewere eltesten Allijrten sein, auch danehbenst die nahe nachbarschaft, wegen der Cleuischen Landen, dan auch die grosse macht

So Sie zur See haben, vndt Ihr interesse wegen der comertien, so Sie in der Ost See, in Ewern haffen vndt See portten haben, derhalben für allen nottig, das mit Ihnen alle Nachbarliche treue freundtschaft gehalten werde, Jedoch must Ihr auch dahin sehen, weil Sie in einigen Cleuischen Stadten garnison haben, das Sie oft sich vnternommen, Ich aber allezeitt gewehret, beginnen mogen.

Mit anderen mehren Alliancien zu machen, wirdt die coniunctur der zeitt solches schon ahn die handt geben, vndt muß man Sich alzeitt darnach reguliren, vndt richten, vndt dan daßienige thun, was seinem Staadt nutzlich vndt ersprislich sein kan: Alliancen seindt zwahr gutt, aber eigene Krefte noch besser, darauff kan man Sich sicherer verlassen, vndt ist ein Herr in keiner consideration, wan er selber nicht mittell vndt Volck hatt, den das hatt mich, von der zeitt das Ichs also gehalten, Gott sey gedanckt considerabell gemacht, und beklage allezeitt das Ich im anfange meiner Regirung, zu meinem hochsten nachtheill mich Dauon ableitten lassen, vndt wider meinen Willen, anderer Rahdt gefolget.

Nachdem auch das Ertz Stift Magdenburg nach absterben des itzigen Administratoren ahn das Churhauß Brandenburg verfellet, So soll dasselbe nicht allein, sondern auch alle anderen Landen niehmallen von den Chur Landen getrennet werden, weder durch theillung oder wie es sonsten nahmen haben moge, zu keinen zeitten von der Chur Separiren lassen, ausser was Ich in meinem testament wegen Halberstadt auß sonderbahrer consideration wolwissendtlich verordnet habe, vnd wegen Lauenburg vnd Buttauw meinem jungsten Sohne Ludtwichen noch disponiren mochte, den von anderen Chur Landen, Furstenthumern wie auch Grafschaften, ist Euch keines weges zurathen, das geringste Euren Bruder oder Bruderen, wen deren Gott noch mehr geben wurde, mehr zu geben, den durch zertheillung der Lande, fellet die macht, vndt der Respect des hausses, Ich geschweige auch der großen vnkosten, so zu der Regirung der Churfurstlichen Dingnitet erfordert wird, welcher alß dan nicht mehr, wie es der Respect erfodert gefuhrt werden kan, dadurch wurde auch der Respect, so man gegen dem hausse Brandenburg itzo hatt, gantz fallen, wie man den solche exempell ahn dem hausse Sackssen, vndt Anhaldt, wie auch anderen mehr hatt, Mitt Gelde vndt beneficien in Geistlichen Stiftern, welche Ihr zu vergeben habet, Deßgleichen Stathaltereyen, wan Ihr nottig ermesset Stathalters zu setzen, mitt den Meisterthumb vndt Commendereien, damit kont Ihr Ewere Bruder, weilen Sie Euch neher als andere, fur andere beneficiren vndt versehen, damitt Sie desto besser

Ihren Furstlichen Standt fuhren, vndt dem hausse Brandenburg zu keiner Verkleinerung leben mogen, hirnehbenst ermahne Ich Euch errenstlich, auch gantz vatterlich, Euch vnter einander recht Brüderlich zu lieben, in gutter, recht Bruderlicher einigkeitt vndt vertrauen Allzeitt zu leben, So zweiffele Ich auch nicht, es werden Ewere Brühder, Euch allen gebuhrenden Respect, welchen Sie Euch als den haubt des hauses schuldig zu erweissen nicht vnterlassen.

Nachdem Ich mich auch mitt den PfaltzGraffen von Neuburg, wegen des gantzen Successions werck, der Gulischen vndt Cleuischen Landen auß erheblichen considerationen vndt vrsachen nuhmer gentzlichen verglichen habe, so wollet Ihr, selbigen bestendig halten, auch in gutter bestendiger Freundschaft mitt Ihn leben, vndt wan Jemandt keme der Euch rahten wolte, solchen vergleich vmbzustossen, dem woltt Ihr nicht trauen, sonderen festiglich glauben, das derselbe Sein eigen interesse dabey suche, welches selbst erfahren, aber mich, weill Ich eines besseren versichert gewessen ahn keine einrede, die mir auff die letzte stunde, von eins theils leutten geschehen nicht keren wollen, Dan Ich dieses werck wehrender meiner Regirung so oft vndt reiflich vberleget, Das wan Ich gefunden, das wegen so vieller anderen außwerttigen, vndt die im Reich sein, welche mir hiebey keine mehrer Avantage gönnen wollen, es eine vnmugligkeitt gewessen, ein mehres zuerlangen, So wurde Ich mich eben ietzt so nicht verglichen haben, weill Ich in solcher postur Gott lob stehe, das wan Ichs mitt dem Pfaltz Graffen nur alleine zu thun hatte, Ich mich also nicht wurde verglichen haben, vndt da einer oder der ander, von den pretendentten, mitt gewapneter handt, Ihr pretendirendes recht außzufuhren bedacht sein mochten, alßdann zusammen fur einen Mann stehen, vndt keine theillung mehr verstatten, weill sonsten die theillung zu klein vndt gering fallen durfte.

Was nun die vestungen in Eweren Landen betrift, Darahn beruhet nicht allein die wolfahrt Ewerer Lande, sonderen auch Eweres gantzen Staadts, befelle Euch derhalben dieselbigen zum hochsten, verwahret, verbessert, vndt bauet selbige, versehet Sie auch mitt aller notturft, aufs beste Ihr konnet, es mach auch kosten was es wolle, vndt da Ich es nicht erleben mochte, das die Neue von mir angelegte ortter vndt vestungen bey meinem leben außgebaudt wurden, So seidt mitt fleis dahin bedacht, Selbige folgens zur volkommenen perfection zu bringen. Ich hab selbige keines weges zu meiner lust, sonderen vielmehr zu meiner, vndt ins kunftige zu Ewerer vndt Ewerer Lande vndt vnterthanen

besten, vndt versicherung angelegt, vndt gebaudt, Bitte auch Gott von hertzen, das Er Euch eine langwirige bestendige vndt fridtfertige Regirung verleihen vndt geben wolle, den der fride ernehret, der krieg aber verzehret. Ihr musset auch deßwegen, den hochsten fleissig anruffen vndt Bitten, Da Ihr den in gutter ruhe vndt friden, Destobesser gelegenheit vndt zeitt haben werdet, Solche gebauden auß zu fuhren, vndt allerhandt Vorrahdt ahn gewehr, Pulffer, Luntten, Bley, Stucke, Salpeter, Schweffell, Schantzzeug, vndt allerhandt materialien, wie auch Proviandt bey zu schaffen, Diesses wirdt auch mir, vndt Euch zu mehren ruhm vndt Ehren gereichen, Mir Das Ihr dasienige So Ich angefangen, volfuhret, vndt meinen concepten nachgefolget seidt, Euch aber das Ihr in allen, meinen fußtappen nachgefolget, auch meinen vatterlichen Erinnerungen nachkommen seidt, den diesses gewis zu Ewerer vndt Ewerer Lande Sicherheit gereichen thutt.

Die Magasinen in den vestungen, hab Ich so viell mir muglich gewessen in der zeitt meiner beschwerlichen Regirung, darinnen mir Gott, bey allen begebenheiten sondere grosse gnadt erwissen, vndt So vielfeltig gnedig beigestanden, in solchen stande gebracht, Das selbige mehr, den zur notturfft versehen sein, derhalben auch selbige nicht allein in gutten zustande zu halten. Sonderen iemehr vndt mehr zu verbesseren, Euch bemühen vndt angelegen sein lassen sollet, auf das in zeitten der Nodt der Armudt im Lande nicht allein damitt geholffen, sonderen Ihr zum krige, daferne Ihr gegen verhoffen darzu genottiget werden musset, einen reichen vberschus, ohne abspruch des gewonlichen Magasins zu erhaltung der Vestungen haben moget, Wie nun solche Magasine zu vnterhalten, auch zu vergrossern, darin habt Ihr meine verordenung zu folgen, wie solche itzo gebreuchlich, vndt in schwange ist. Allen Proviant verwaltern muß Errenstlich anbefollen werden, Das Sie nichts ohne außdrucklichen befell außleihen, vndt von dem was außgeliehen wirdt, da muß für 4 Scheffel der 5. Euch in der Einnahme hinwieder berechnet werden, hiemit konnen die Magasinen vergrossert, das alte Corren verkauft, vndt fur das geldt, muß bei wollfeiler zeitt, wider ander Corren an die stelle erkauft werden, Da aber des Correns gar zu viell were, So kan man solches verkauffen, vndt andere Notwendige sachen zu behuff Der zeughausser inkauffen lassen. Durch solche mittell kan ein sehr grosses ahn vorrahdt von allerhandt angeschaft werden, vndt im fall der Nodt, Euch ein sehr grosser nutzen schaffen, Ihr musset aber den vorrahdt woll zu rahtte halten, vndt nicht vereusseren, Als wan die Nodt vorhanden ist, iedoch auch

solcher gestaldt, damitt in den vestungen, vndt zu deren vntterhalt die notturft verbleibe. Ich erinnere mich, Das Ich viellmahls angelauffen worden bin, einen hie den anderen dahr, von solchem vorrahdt zu schencken, oder auf abschlack Ihrer foderung zu geben, Ich hab Sie aber allemahll abgewisen, vndt Ihnen angewenet, das Sie mich damitt nicht mehr behelliget haben. Es mussen auch noch mehr proviandt vndt Chorren Hausser gebaudt werden, den Vohradts zu viell wirdt Euch nicht schedlich sein, vndt kan man dessen niehmals gnugsam haben. Den Vorrahdt Der Magasinen vndt den bestandt Derselben, lasset Euch alle Monadt oder quartall von denen Darzu verordnetten bedientten fleissig einschicken, darauß Ihr dan werdet ersehen konnen, was wurcklich vorhanden, was ingenommen, außgegeben, vndt in rest gefuhret wirdt. Alle Jahr aber muß richtige Rechnung abgeleget, vndt den vnterweillen ehe es Sich die proviandt verwalters versehen, hingeschickt, vndt zugesehen werden, ob auch alles verhanden ist: Ihr musset auch nicht verstatten, das die Gouverneurs, oder Commendanten, Ihres gefallens ohne Eweren Vorbewust darauß etwas entlehnen. Was fur ohrtter in der Chur Brandenburg angelegt, vndt zu mehrer versicherung der Lande annoch mussen gebauet werden, deren sein zwey, Als Lokenitz, welches ein frontir ohrdt, auch nahe bey Stettin gelegen ist, vndt die Residents Berlin von der Pommerischen seitten Decken thut, auch kan man von Dar allezeitt gutte Kundtschaft haben, auf Das nicht etwas vnuermuhts einen auffen halse kommen moge, Der ander ohrdt ist Mullerosse So auff dem Neuen graben, So auß der Sprew in die Oder gehet, lieget, es ist eine sehr gutte Sittuation, vndt Siehet in frembder Herrn Lande, vndt ist eine lienie von communication auf die Peitz, bedecket auch die Mittel Marck von der Lausenitzen seitten.

Vndt nachdem durch des hochsten sonderbahren beistandt die Stadt Magdenburg ohne anlegung einigen gewalts, Sich freiwillig ergeben, den Erb Eidt geleistet, Garnison eingenommen, auch Sich in allem als eine gehorsame Stadt accommodiret, Als wollet Ihr Selbiger Stadt Alles was Ich Ihnen versprochen vndt verschriben festiglich halten, auch nicht zugeben, das Jemandt er sey auch wer er wolle, So lange Sie in vollkommener devotion verbleiben, dawider handele oder thue. Die Stadt vndt Insulen lasset vollgens meinem dessein, wie Ich solche anzulegen vorhabens bin, zu vollkommener perfection, wan Ich es nicht erleben wurde, bringen, Den diesses ein ohrdt von sehr grosser Consideration, vndt Euch so woll im Ober vndt Niderseckischen Kreisse sehr considerabell

machet, Ich geschweige, der grossen Avantagen, so Ihr fur anderen Chur vndt Fursten im Romischen Reich hidurch erlanget habt, auch in krigs Zeitten darauß haben vndt geniessen konnet, Ja So ist es auch, eine grosse versicherung, der Chur Brandenburg, wie auch Ewerer anderen Landen, So zwischen Rein vndt Elbe liegen. In der Chur Brandenburg, sein getreue vnterthanen welche willig vndt gerne Euch vnter die Armen greiffen werden, Ihr künnet Euch auch auff Ihre treue gewiß verlassen. Was nun Das Hertzogthumb Preussen angehen thutt, So ist solches ein so furnehmes Hertzogthumb das deren keines im Romischen Reich von macht vndt stercke ist, vndt Dahero gleich als ein kostbahres kleinodt zu schetzen, vndt in gutter acht zu nehmen stehet, vndt ist furnehmilch Dahin zu sehen, Damitt der anitzo zerfallene Cammer Staadt wider zurecht gebracht werden moge, Werender meiner Regierung ist es wegen der continuirlichen kriege, vndt gantz verderblichen zeitten, eine wahre unmugligkeitt gewessen, Den Anfang hab Ich gleichwoll gemacht, werde auch wan mir Gott das Leben fristen wirdt, ferner fortfahren, vndt solches kan damitt geschehen, das die verpfendete stucke wider gelosset, vndt beybracht werden mogen, vndt dan das keine Bauren oder wuste huffen weck geschenckt, dieweill Ewer reichtumb in Preussen, in beibehaltung der viellen huffen vornehmlich bestehet, Derohalben wollet Ihr solche nicht vergeben, den wan man die Hennen oder hunner vergibet, So werden Sie schwerlich Eier legen, zur Cammer Direction brauchet wenig leutte, den das Spruchwort gewiß ist, jemehr Diener Jemehr diebe, Ich geschweige auch des grossen vnterhalts, So darauff gehet, vndt das dadurch die Cammer sehr beschwerdt wirdt. Ich muß gerne gestehen, das itzo sehr viell diener in dienste sein, aber es seindt auch alte abgelebtte leutte, welchen man billig das brohdt, zeitt Ihres Lebens geben muß, geschigt solches doch woll ahn alten Pferden, vndt Hunden, Ich will geschweigen, das man solches ahn alte Diener nicht thun solte, Diesses Segenet Gott wider reichlich, theils aber nur vnnottige Diener konnen woll erlassen werden, dennoch mitt vertrostung, das wan stellen wider Vacant wurden, Selbige fur andere darzu zu beforderen, wie Ich dan bey vntersuchung der Cammer vnd hofstadts den Anfang Damitt gemacht habe.

Vndt nachdem in Preussen die Ober Rähte viell taussendt huffen verschenkt, vndt fur gar einen liderlichen vndt geringen zinß außgethan vndt verschriben, welches Sie aber keines weges befugt sein, auch Deßwegen keine befelle oder confirmationes

von Eweren vorfahren oder mir haben, So habt Ihr dieienige So nach Anno 1612 von Ihnen, daruber Sie keine befellige haben, vndt Ewere Vorfahren, vndt meine handt nicht ist, außgeferttiget sein, zu cassiren, vndt aufzuheben. Ihr seidt auch nicht schuldig selbige zu confirmiren, Sonderen es muß deßwegen aufs neue mitt den leutten gehandelt vndt Sie auf einen hoeren zientz gesetzet werden, es kan auch solchen leutten die kaufsumma, so sie fur die huffen gegeben wider erstattet werden, den Sie gar zu gering daran gekommen sein, hiebey muß Ich auch diesses erinneren, das dieienige huffen, So von Alten Marggraffen vnd hertzogen in Preussen auff zinsse verschriben worden sein, nach dem Valor der alten Muntze mussen gesetzet vndt ingenommen werden, dan selbige dazumahll viel hoher im werdt gegolten hatt, als die itzige, den eine marck dazumals mehr als itzo zwey gegolten hatt, es kan Sich auch hiruber keiner mitt fuge zu beschweren, zwahr wirdt man suchen, solches bey Euch zu verhinderen, vndt durch vielle Remonstrationes, welche aber gar nichts zu bedeutten haben, abzuwenden, volget Ihnen aber hirin nicht, den diesses der Cammer noch eins so viell als itzo inbringen wirdt. Es mussen auch gar scharfe befelle ergehen, das In den Amptteren keine Reste gefuhret werden sollen, den diesses der beambtten vorteill allein ist, vndt gebrauchen Sich eines solchen zu Ihren grossen vorteill vndt nutzen. Ewere eigen behorige vnterthanen in den Empttern mussen dahin gehalten werden, damitt Sie das Sals wie auch den hering von denen, welchen Ihr solches auftragen werdet, nehmen, vndt nicht von kaufleutten oder den beambtten, wie itzo geschigt, man wirdt zwahr inwenden wollen, es seie diesses eine neurung, es habens aber die vorigen hertzogen von Preussen auch gethan, wie solches die alten rechnungen gnugsamb beweissen, vndt was nun Ihnen den vorfahren recht gewessen, ein solches muß Euch auch recht sein, vndt lasset Euch hiruon keines weges abwendig machen, den diesses kan Euch Jährlichen viell taussenden inbringen. Ihr musset Euch aber vmb treue leutte vmbthun so diesses werck verstehen, vndt treulich verrichten, itzo gebrauchen Sich eines solchen die beambtten selbst, wie schon zu vor angezogen worden, vndt werden suchen, diesses nottige werck durch Ihre Clienten zu verhinderen vndt deßwegen keine muhe vndt arbeitt spahren.

Nehmet Euch auch woll in acht, daß Ihr nicht gar zu weitleuftige hofstadt haltet, Sondern ziehet denselben nach gelegenheitt der zeitt ein, vndt Reguliret allemahll die außgabe nach den Einkunften, vndt lasset die berechnete diener alle Jahr fleissige

rechnung ablegen, wan Der Cammer Staadt wider in gutten stande ist, So werdet Ihr mittell genugsahm haben, vndt habt Ihr alßdan nicht vrsache die Stende vmb geldt zuersuchen, oder anzusprechen, Auch ist es alßdan nicht nottig vielle vndt kostbare Lantage zu halten, den iemehr Lantage Ihr haltet, iemehr Autoritet Euch benommen wirdt, weill die Stende alzeitt was suchen, so der Herschaft ahn Ihrer hocheitt nachteillig ist.

Preussen ist eines von Eweren besten landen, da Ihr die meisten Domeinen vndt inkunfften innen habet, Dahero nottwendig, das die vbrigen Amptter so noch nicht vntersucht worden sein, fleissig Durch treue Leutte so da recht ohne ansehung der persohn Durch gehen, vndt dabey auch nicht intressiret sein, vntersuchen lasset. Der vestungen Seindt diesse, als Pillau, Mummell, vndt die Citadell zu Konigsperg, bauet selbige vollendts auß, vndt lasset Euch durch keinen Menschen dahin bewegen, oder bringen, selbige zu Demoliren, Es sein gewiß keine treue diener oder Rähtte die ein solches Euch rahtten werden, vndt habt Ihr Sie daran zu erkennen. In diesse vndt anderen Eweren vestungen, vndt Ortter, leget solche zu commandanten hinnein, die einig vndt allein von Euch dependiren, vndt lasset Euch auch keine darzu recommendiren, oder furschlagen, erwellet darzu solche die im kriege woll erfahren, vndt Damitt Ihr auff allen fall keinen mangell ahn wollerfahrenen hohen kriegs officiren habt, So ist es nottig das Ihr bey fridens zeitten Dieselbige, So viell in belegerungen Attacquen, vndt Battallien gewessen, vndt gutte renommee erworben, an Euch ziehett, vndt Ihnen einiges Accommodement geben, den da werdet Ihr woll bey fahren, Auch kan man alßdan in krigeszeitten, solche zu vornehmen Scharschen nutzlichen gebrauchen. Wan Gott Euch die mittell geben vndt verleihen wirdt, das der Cammer Staadt wider in etwas befreidt, So lasset Labiau vndt Vellau in Preussen woll Fortificiren, Dan wan Ihr Nattangen vndt Ober-Landt schon verlohren hettet, vndt nur einiges freundes in der See versichert Seidt, So ist es vnmuglich, das man Euch Samlandt nehmen kan, Sonderen wan Ihr Daßelbige nur woll verwahret, konnet Ihr alsdan Nattangen vndt Oberlandt woll widergewinnen, Wie man dan solches, schon bey zeitten des Ordens gesehen, vndt dauon das exempell fur Sich hatt, wie der Alte Marggraff Albrecht Sich So Menlich vndt Tapper, darin gegen die gantze Polnische grosse macht gehalten hatt. Fischaussen muß auch, weill es die linie von cummunication auff die Pillau ist, folgens außgebaudt werden. Es dienet auch darzu das ein Feindt die Pillau nicht leicht zu lande angreiffen wirdt, weill Er

den ohrdt so nahe in rucken liegen hatt. Die Preussische Landes Militz taug zu keinen kriege, wie Ich solches selbsten erfahren hab: Darumb muß man dahin trachten, das die Freien vndt Fiberantzen ein gewisses geldt von Ihren Diensten Jahrlichen geben, dafur Sie von den Pflichten, Alte hausser abzubrechen, vndt neue zu bauen erlassen werden mussen. Das geldt kann beigelegt, vndt in zeitt der Nott zu werbungen, vndt Landes Defension angelegt werden, da auch die Freien und Fiberantzen, Sich verweigern mochten, ein gewisses geldt Jahrlichen zugeben, So muß man Ihnen So viell arbeitt auflegen, damitt Sie entlich selber Darumb anhalten mogen.

Es werden die Landstende Ihm Hertzogtumb Preussen anhalten, das ein Landes Obrister wider moge angesteldt vndt angenommen werden, lasset Euch aber keines weges darzu bringen oder bewegen, Sonderen Ihr habt solches in der gutte abzuschlagen, vndt furzugeben, das es den Stenden viell reputirlicher seie, das Ihr selbige Scharge selber vertretten, vndt des Landes ruhe vndt wolfahrdt fleissig beobachten wollet. Den Ich erinnere mich, was fur Autoritet selbige pretendirt haben, vndt gleichsam die stelle eines 5. Ober-Rahdt vertretten wollen, wie auch alle Direction in garnisonen vndt Felde praetendirt haben, Ich will geschweigen, was es fur eine Autoritet den Ober-Rähtten geben durfte, wan Sie einen Generall der die Milice an der handt vndt von Ihnen vndt den Landtstenden Dependirte ahn Ihrer seitten hetten, mit viehren kan man eher zu rechte kommen als mit Funffen. Vndt habt Ihr dahin zu sehen, das Ihr der Ober Rahtte Autoritet So viell muglich zu beschneiden suchet, Ihnen auch keine Autoritet mehr inreumett, als anderen Eweren Rähtten, dabey werdet Ihr woll fahren, vndt wan Ihr viell vestungen in Preussen angeleget, vndt darin solche zu Gouverneurs leget, Die allein von Euch dependiren, vndt denen Ihr versichert seidt, welche auch ahn Pohlnischer Seitten nicht gedinett, oder in bestallung gewessen sein, So werdet Ihr den nutzen dauon ziehen, das Ihr des Landes, vndt vestungen desto besser versichert, vndt Ihr mehren Respekt vndt furcht haben werdet, So wirdt auch Ewere Souverenitet hiedurch in mehrer Sicherheit gesetzet werden. Caressiret die Preussen, aber habt stetz ein wachendes Auge auff Sie. Ich bin versichert, das wan Ihr nach meinem tode zur Regirung kommen werdet, Ihr alßdan meiner wan Ich schon verrottet sein werde, bey furfallenden Dingen oftmahls gedencken werdet. Ich mach von diesser materien auß gewissen vrsachen nichts mehr es melden, Ich hab Sie zeitt meiner Regirung lernen kennen, Gott gebe das Ihr nicht

noch etwas mehres lernen moget, welches Ich von hertzen wunsche. Seidt verstendig vndt weise, vndt nehmet Euch woll in acht.

Minden, Lipstadt, vndt Calkar sein Drey vornehme ortter, beuorab in krigszeitten, den durch die Lipstadt, kan man in krigszeitten, Auß Den vmbligenden Landen, wan man eine partie annehmen will, in die 60 000 Ja biß ahn die 70 000 Rthlr Monatlichen ziehen. Weill auch vielleicht von den gesambtten Stenden Des Furstenthumbs Cleue vndt Graffschaft Marck wirdt begeret werden, Das die Lipstadt vndt Calkar mogen demoliret werden, So ist Ihnen solches Ihr suchen gantz gnedig abzuschlagen, vndt habt Ihr Euch auff den Munsterischen vndt Osnabruckischen fridensschlus zu beruffen, Den darin klerlichen enthalten ist, Das einem Chur vndt Fursten frey stehen solle, ortter zu Seiner versicherung zu bauen. In der Capitulation vndt Reichsabscheide stehett auch, Das der Notturftige vnterhalt von den Stenden dazu gegeben werden solle, vndt haben Sich Stende gegen einen Reichsschlus gar nicht zu opponiren. Calkar ist ein ohrdt, der erst nutzlich fallen wirdt, beforab wan Franckreich Den krieg in Brabandt vndt Flanderen fuhren wirdt, deßhalben muß Selbiger ohrdt follendes außgebaudt werden. Durch Minden kan auch in kriegszeitten, weill es in vielle benachbarte Länder siehet, auch woll ein 20 000 Rthlr Monnatlich gezogen werden, vndt wan alle benachbahrtte Chur vndt Fursten So woll weldt als Geistliche in verfassung, vndt man nicht eigendtlich weiß zu welchem ende solches angesehen sey, So wirdt Euch auch nicht konnen verdacht werden, das Ihr, So viell muglich, Euch auch in gutter verfassung setzet. Den Ich besorge, es mochten die Cattollischen, vber kurtz, oder lang einige praetensiones auff Ewere Landen, So woll Stifter als Geistliche gutter machen, zumahllen weillen Ihr deren sehr viell habet. Was nun fur besatzungen in denen itzigen vestungen vndt posten von notten, Solches hab Ich in diessen zweien tabellen kurtzlich verfasset, da die eine in krigszeitten, die andere aber in fridenszeitten mitt nutz gebraucht werden kan, man muß Sich aber hiran nicht binden lassen, Sonderen Alzeitt die coniunctur der zeitt, wie auch was fur nachbahren man habe, vndt ahn was ohrtt der krig gefuhret wirdt woll beobachten.

In der Chur Brandenburg mussen auffs wenigste in krigszeitten besetzet verbleiben:

In Berlin vndt Collen	1500 Mann.
Spandau	900 ,,

Custrin	800	Mann.
Peitz	500	„
Driessen	400	„
Oderberg	200	„
Stadt vndt Schantze zu Franckfurt	900	„
Lockenitz	100	„
Die Schantz gegen Goritz ahn der Oder	100	„
Müllerosse wan selbiger ohrdt gebaudt wird	400	„

Hierauß kunnen nun 4 biß in die 500 Mann auff die pesse, vndt wo selbige von notten commendirt, vndt zu des Landes besserer verwahrung vndt sicherheit verleget werden. In Preussen mussen die Vestungen vndt ortter in krigszeitten also besetzet werden:

Pillau	1200	Mann.
Mummell	800	„
Fischaussen	400	„
Die Schantz zu Konigsperg	400	„

Im Furstenthumb Magdenburg ist itzo kein ander ohrdt als Magdenburg, ins kunftige muß Halle welches Die Residents ist, wider gebauet vndt vortificiret werden, Dieweill es auff der Salle liget, vndt Euch in benachbahrtte ortter considerabel machen wirdt. Weill in den anderen Landen nicht mehr Den nur eine Vestung ligett, Als ziehe Ich selbige in dieser tabell zusammen, vndt mussen in krigszeitten nottwendig so starck als folget besetzet sein, nemlich:

Magdenburg	1600	Mann.
Colberg	1600	„
Minden	1000	„
Spahrenberg	150	„
Lipstadt	1000	„
Ham	800	„
Calkar	800	„

Was nun fur Besatzungen in fridenszeitten nottwendig zu versicherung vndt besatzung der vestungen vndt ortter von notten, ist auß volgendem diessem aufsatz mit mehrem gnugsamb zu ersehen, Als

Berlin	800	Mann.
Spandau	300	„
Custrin	500	„

Peitz	250	Mann.
Driessen	160	,,
Oderberg	150	,,
Stadt vndt Schantz zu Frankf.	150	,,
Lokenitz mitt commendirte	50	,,
Die Schantz gegen Goritz mitt commendirte	12	,,
Mullerosse mitt commendirte	160	,,
Pillau	600	,,
Mummell	400	,,
Fischaussen	100	,,
Schantz zu Königsperg	300	,,
Colberg	600	,,
Minden so lange keine Citadell gebaudt	600	,,
Spahrenberg	80	,,
Lipstadt	600	,,
Ham	100	,,
Calkar	250	,,

Ich lasse alhie alle krigs verstendige iudiciren ob diesse obbenentte ortter mitt weniger garnison in Fridenszeitten zur genühge konnen vndt mogen besetzet werden, weill auß diessen ortten andere kleine posten besetzet werden mussen.

Fur allen dingen aber, So muß denen Stathalteren, Daferne Ihr solche sehr notwendig halten oder bedurffen mochtet, kein commando vber die vestungen gegeben werden, wie auch Eweren Regirungs vndt anderen Rähtten solches nicht verstatten noch zu geben, das Sie verordnungen ahn die Gouverneurs in den vestungen ergehen lassen, Sonderen das behaltet allein fur Euch. Es mussen aber die Stathalters vndt Regierungs Rahtte dahin sehen, vndt befelliget werden, das Sie den commendanten die hulfliche handt biehten, auff das der vnterhalt der garnisonen richtig beigeschaft werde, auch das Sie fleissige erinnerung thun, damitt Die wercke vndt gebaude in gutten stande erhalten werden mogen. Das auch in diessen letzten taffell, die da handelt, wie die vestungen in Fridenszeitten besetzet sein sollen, einige ohrtter stercker besetzet sein, als in Fridenszeitten nottig, ist darumb geschehen, das man auß denen ortteren, die vbrigen posten mitt commendirte besetzen kan.

Die zeughausser mussen mit mehren Stucken von Jahr zu Jahr versehen werden, So woll mitt halben Cartaunen, 12, 8, 6, 4, 3 vnd 2 ℔ stucken, welche kleine Stucke in den weittleuftigen posten mit grossen nutzen viell besser als die Schweren Stucke, welche

sehr viell Pulffers weck nehmen, gebraucht werden konnen, Vndt weill die Residentz nuhmer Fortificirt ist, So ist es nottig, das alda das grosse Magasin Sey, derhalben ein schön Zeughauß alda angelegt werden muß, Da dan alle grosse Schwere Stucke auß den anderen zeughausseren hinnen gebracht werden mussen.

In den anderen vestungen, wen alda nehbenst den anderen 12, 8, 6, 3, 4 vndt 2 ℔ Stucken viehr halbe Carttaunen verbleiben, So die Batterien nur brechen konnen, so ist es genuch, den sonsten verschissen die Commendanten vnnottig das Pulffer, wen aber diesses zeughauß alhie in Berlin, mit Schweren Stucken erfullet ist, hatt man Sich ahn der Zahl nicht zu binden, Sonderen alßdan kan man in allen Vestungen mehr schwere stucke schicken, welches dan auch ein zierahdt der vestungen sein wirdt. Die Salpetter Sidereien mussen aufs fleißigste vordtgesteldt werden, damitt man dessen einen gutten vohradt habe.

Diesses ist nun kurtzlich daß ienige So mir in diessem aufsatz beigefallen ist, folget meinen treuen warnungen, ermahnungen vndt Rahdt, vndt kommet solchen in allem nach, Dan Ich hette mich glucklich geschetzet, das es meinem herrn Vatteren beliebig gewessen were, Mir so viell, als Ich Euch von Eweren Staadt hirin nachricht gebe, zu meiner wissenschaft hette hinterlassen wollen, So were mir meine Regirung in anfange nicht so schwer geworden: Derhalben erinnere vndt ermahne Ich Euch nochmahls, Furchtet, Liebbet vndt Ehret Gott von gantzen Hertzen, Den wer In Ehret den wirdt er auch wider Ehren, wer jhn aber verachtet den wirdt er wider verachten, Dienet Ihme auch mitt rechtschaffenem Hertzen, vndt wandelt treulich in seinen wegen, So wirdt Er Euch alßdan in Ewerer beschwerlichen Regirung nicht verlassen, sondern stetz mit seiner gnadt vndt vatterlichen hulffe beistehen, es wirdt Euch auch alles glucklichen vndt woll von statten gehen, Ewere feinde werden Sich fur Euch furchten mussen, hergegen aber werden Ewere Freunde sich vber Euch erfreuen, Alle weldt wirdt auff Euch sehen, vndt Euch suchen, vndt Ihr werdet niehmanden, ausser Gott zu furchten haben, Ihr werdet segen vndt bestendigen friden im Lande haben, Segen in Ewerer Regirung, Segen in Ewerem hausse, Segen ahn den kinderen, So Euch der hochste geben wirdt, mitt viellen freuden sehen, Ja Ihr werdet entlichen mit Segen vndt friden Ehre vndt Ruhm bey der weldt, glucklich vndt woll alles beschliessen, das vornehmbste aber wirdt sein daß Ihr einen gnedigen Gott vndt Vatter haben vndt endtlich nach vieller Arbeitt vndt muhe, So Ihr gethan, wan Ihr nun lebens satt sein werdet, ruhen vndt von diesser weldt, welche

doch nuhr vergencklich, Sellich abscheiden, Da Ihr dan in ein besseres vndt vnuergenckliches, herlichers Reich, welches Gott den Seinigen, so da in Seinen Wegen wandelen, auß gnaden versprochen hatt, versetzen wirdt, Da Ihr volkommene freude die fulle vndt ein Ewiges Leben immer vndt Ewiglich haben werdet, dahin Euch den zu seiner zeitt, der hochste mitt freuden verhelffen wolle, welches ich Euch von hertzen wunsche, vndt hiemitt beschliessen thue.

Vndt hab ich diesses aus meinen eigenhandigen concept abgeschrieben, welches ich alsofordt darauf verbrandt, im Jahr 1667, Den 19. May In Collen ahn der Sprew.

Friderich Wilhelm Churfurst.

Nachwort.

„. . . wie unentbehrlich auch die geordneten Formen einer allgemeinen Verfassung für eine große Nation sind, so beruht doch ihr Heil noch mehr auf dem lebendigen und kraftvollen Geist, der die Mittel der Macht zu finden und glücklich zu gebrauchen versteht."

Preußische Geschichte, 10. Buch, Einleitung.

Die zweite Reihe der weltgeschichtlichen Werke Rankes beginnen wir mit der „Preußischen Geschichte". Sie ist sowohl in der Reihenfolge seines Schaffens[1] als auch nach ihrem Inhalt und Gedankengang gewissermaßen die Fortsetzung zur „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation", mit der wir die erste Reihe dieser Ausgabe abschlossen. Auf die innere Verbindung der beiden Werke war dort schon hingewiesen worden (III, 418). Nehmen wir jedoch mit Ranke, dem „Eingang" der Preußischen Geschichte folgend, die Fragen wieder auf, welche schon der Reformationsgeschichte zugrunde liegen und den besonderen Gegenstand der preußischen Entwicklung von vornherein in den universalen Zusammenhang der abendländischen Geschichte überhaupt hineinstellen. Die Vorrede zur zweiten Auflage des Werkes, das unter dem Eindruck der deutschen Reichsgründung von 1871, also nach Vollendung des politischen Zieles der gesamten deutschen Nationalgeschichte umgearbeitet worden war, stellte die Aufgabe ausdrücklich heraus: „Der preußische Staat gehört nicht zu den nationalen Potenzen uralter Berechtigung; er ist eine in der Mitte derselben emporgekommene territoriale Macht." Aber sein Wesen erschöpft sich darin nicht. „Erst auf dem Zusammenwirken dieser beiden Elemente, des universal-historischen und des territorialen beruht das Emporkommen des preußischen Staates. Es war meine Aufgabe, ihren gegenseitigen Zusammenhang darzustellen."

Die Frage, die uns diesen Zusammenhang erschließen soll, knüpft Ranke wie in allen seinen Werken an den Gegensatz eines

[1] Vgl. die Übersicht in „Weltgeschichte", Band I, Seite 8 ff.

Besonderen zu einem Allgemeinen. In der Reformationsgeschichte war es, dem Thema sich anpassend, der notwendige Gegensatz der allgemeinen Religion, dargestellt in der Weltkirche, zu dem Eigenleben der Nation, das seinen Ausdruck im Staate sucht. (Reformation I, 3 ff.) Von dieser Fragestellung her würde man indes zur preußischen Geschichte noch keinen Zugang finden. Auch der brandenburgisch-preußische Staat kann in seiner Entstehung nur aus dem Verhältnis zu den Ordnungen der mittelalterlichen Welt verstanden werden. Aber es ist ein anderer Gegensatz der mittelalterlichen Geschichte, mit dem sein Werden aufs engste verbunden ist. Das Kaisertum war, verglichen mit seiner ursprünglichen nationalen Grundlage, immer mehr eine der Kirche ähnliche universale Institution geworden, es strebte zumindest weit über die Aufgaben einer deutschen Nationalgewalt hinaus. Daher kam es, daß „der eingeborene Genius der Nation noch einer eigentümlichen Repräsentation bedurfte“ (I, 11). Er suchte und fand sie in den Bestrebungen der deutschen Territorialfürsten, aber er fand in ihnen keine Einheit. Daß diese Sonderbildungen auf die Dauer nicht die Einheit unmöglich machten, sollte dann später Bismarck zeigen. Gerade er, dieser so durchaus positive Geist, hat die vor der Reichsgründung liegende deutsche Geschichte wieder gerechtfertigt, wenn er in dem berühmten Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen“ über „Dynastien und Stämme“ sagt: „Deutscher Patriotismus bedarf in der Regel, um tätig und wirksam zu werden, der Vermittlung dynastischer Anhänglichkeit“. — Heinrich der Löwe, den Ranke an die Spitze dieser Reihe selbstherrlicher deutscher Dynasten stellt, zeigt allerdings für seine Zeit zugleich die Schwäche einer politischen Tendenz, die sich im Widerspruch zu den vorherrschenden Ideen der Epoche, zu den Ideen der kirchlich-kaiserlichen Weltmacht durchzusetzen sucht. Erst die Wende der Reformation brachte den nationalen Sondergewalten einen Zuwachs an politischen und ideellen Kräften. Kaiser und Kirche blieben offenkundig nur noch ihrem Anspruch nach die universale Ordnung, tatsächlich aber waren sie durch die Entscheidung der Glaubensfragen ebenfalls zu besonderen, zu einzelnen wenn auch hervorragenden Mächten neben anderen geworden. Die Zukunft lag bei den nationalen Staaten. (Päpste II, 120 ff.; Reformation III, 414.) Und die deutsche Zukunft? Lag sie von Anbeginn bei Brandenburg-Preußen?

Auch Ranke ist der Überzeugung, daß die Dynastie der Hohenzollern „in dem eigentümlichen Bewußtsein ihrer Pflichten, neben der Sorge um die allgemeine Ordnung zugleich die Ansprüche

fremder Nationen abzuwehren, ihren Aufstieg gesucht und erreicht“ habe (I, 16). Aber er geht nicht so weit, wie z. B. sein leidenschaftlicherer Zeitgenosse Droysen, der einzig Preußen für die Lösung der deutschen Aufgabe prädestiniert sah und die Berechtigung dieses Glaubens geschichtlich nachweisen wollte. Ranke ist viel gerechter gegen die Geschichte der anderen deutschen Territorialstaaten, wenn er sagt: „Was durch den großen Gang der Dinge, die in niemandes Willkür gestanden, notwendig geworden war, eine europäisch-deutsche Stellung zu ergreifen und eine innere, auf sich selber beruhende Ordnung zu gründen, ist, wenn auch anderwärts versucht, doch hier hauptsächlich durchgesetzt worden“ (I. 16).

Aber freilich war Brandenburg-Preußen von Natur vorzüglich dazu angelegt, in die deutsche Mission hineinzuwachsen. Um dies zu erkennen, war es nötig, die Verknüpfung der preußischen Entwicklung mit den großen weltgeschichtlichen Tendenzen ausdrücklich hervorzuheben. Denn diese alle kamen, miteinander glücklich vereinigt, der deutschen Aufgabe Preußens zugute. Die politische Landschaft und das Staatsvolk waren eine Schöpfung der deutschen Kolonisation des slawischen Ostens; alle Stämme waren an ihr beteiligt und an den harten Kämpfen auf kargem Boden selber gehärtet zu großem politischem Geschick. Zugleich aber hatten sie dort das trotzig-eigenwillige Wesen der Germanen verloren, von denen Bismarck einmal sagte, sie seien „so sehr männlich, daß sie für sich allein geradezu unregierbar sind“. Auch die Slawen seien zur Staatsbildung nicht geeignet, weil sie „zu weiblich“, zu passiv sind. „Erst als die Germanen hinzutraten, erst durch die Mischung entstanden staatliche Völker.“ So auch bei den Preußen: „Das ist eine Hauptursache ihrer staatlichen Brauchbarkeit. Sie haben etwas von der Fügsamkeit des slawischen Wesens an sich und zugleich etwas von der Kraft und Männlichkeit der Germanen ...“

Diese kolonisatorische Aufgabe nun geschah im Auftrage der beiden Weltmächte, des Kaisers und der Kirche, das gab ihr den äußeren Halt und die innere Berechtigung, das verband diese dem Ursprungsland deutscher Kultur entrückten Gebiete, die Mark und Preußen, mit dem großen Schwunge der allgemeinen und deutschen Geschichte: er trug Brandenburg und das Ordensland empor, zunächst ein jedes für sich allein. Ihre Verbindung war dann ein Werk der regierenden Dynastie, deren eigenste Schöpfung der neue Staat wurde.

Darin ist ein weiteres Element weltgeschichtlicher Natur ent-

halten. Diese Staatsgründungen wurden zu einer Zeit unternommen, als bereits die alte Lehnsverfassung ihr Ende fand und das Prinzip des absoluten Fürstenregiments im Vordringen war. Während in den älteren süd- und westdeutschen Ländern der Fürst mit starken Städten und einem mächtigen freien Hochadel zu kämpfen hatte, waren diese Widerstände im Norden weit geringer, die Möglichkeit zur Entfaltung einer zentralen Staatsgewalt weit günstiger.

Aber in all diesen weltgeschichtlichen Faktoren lag noch keine unmittelbare Verbindung des zukünftigen preußischen Staates mit dem Interesse einer nach Selbständigkeit verlangenden deutschen Nation. Ehe sie offenkundig wurde, bedurfte es nicht nur eines ausgereiften und bewußten nationalen Wollens, sondern auch der staatliche Charakter Brandenburg-Preußens hatte noch ein Jahrhunderte langes Wachstum und vielfältige Wandlungen durchzumachen. Ja dazu gehörte, daß dieses Gebilde dynastischer Hausmacht und dynastischer Interessen sich überhaupt erst einmal zum Bewußtsein seiner Staatlichkeit erhob. Zu untersuchen, wie dies geschah, ist das eigentliche Thema des Werkes. Ranke verfolgt diesen Prozeß zwar nicht bis in das 19. Jahrhundert, stellt nicht mehr die letzte große innere Wandlung dar, die Preußen im Kampf gegen Napoleon I. vollzog: jenes erste Bündnis mit dem nationalen Gedanken. Hiervon sprechen nur die knappen Sätze in dem Schlußkapitel der „Großen Mächte“ (Päpste II, 481 ff.). Auch die Erfüllung der deutschen Sendung Preußens in der Reichsgründung Bismarcks wird daher nicht mehr behandelt, sondern die Entwicklung des preußischen Staates wird nur bis zu dem Moment verfolgt, wo er sich in der grundlegenden Tat Friedrichs II. zu völliger Unabhängigkeit von allen ihn bis dahin hemmenden Bindungen durchgerungen hat, bis zum zweiten Schlesischen Kriege; oder im Hinblick auf Bismarcks vollendende Tat gesagt: bis zum endgültigen Bruch mit Österreich.

Die ganze Geschichte Preußens ist die Geschichte seines Verhältnisses zur Kaisermacht. Drei große geistige Bewegungen haben darauf eingewirkt und tiefgehende Entscheidungen herbeigeführt: die Reformation vor allem, die Aufklärung und das deutsche Nationalgefühl, Entscheidungen also, die von weltgeschichtlichen Umwälzungen aufgegeben wurden, und die sich auf die Dauer alle drei gegen die alte Kaisermacht auswirkten. Denn Österreich war und blieb immer gebunden an das katholische Prinzip. Die Aufklärung hat es nur mit großer Vorsicht politisch

verwerten können, und an der nationalen Idee ist es zuletzt zerbrochen.

„Auch auf Staatsbildungen kann man das sinnvolle Wort anwenden, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt. Die innere Konsolidation der Mark und ihre Aussichten auf territoriale Erweiterungen waren es doch nicht allein, was die Grundlage eines eigentümlichen Staatswesens ausmachte; dazu gehörte eine originale Beziehung zu den um die Weltherrschaft streitenden Kräften“ (I, 182).

Die erste dieser Entscheidungen, wie Brandenburg-Preußen sich zu der Reformation stellen sollte, vollzog Joachim II. Er widersetzte sich zwar nicht der Reichsgewalt wie die protestantischen Fürsten des Schmalkaldener Bundes. Aber er hielt auch nicht mehr zu Karl V. und der alten Kirche gegen die Protestanten, wie es noch sein Vater tat, von dem Ranke daher sagt, daß er die Stellung noch nicht gefunden hatte, welche eine sichere erfolgreiche Politik möglich gemacht hätte (I, 166). Joachim II. schloß sich den neuen „Meinungen“ an, welche die Idee des reformatorischen Glaubens aufgerufen hatte. Damit bezog er zugleich eine politische Position (I, 175). Noch unter kaiserlichem Schutze, vermochte er seine Macht zu erweitern, während die anderen Fürsten sie an den Kaiser verloren. Er ging in dieser Politik nicht so weit wie Moritz von Sachsen, aber er „nahm Schlesien und Preußen in den kurfürstlichen Titel auf. Es war gleichsam ein Umriß des künftigen preußischen Staates entworfen, freilich noch nicht in festen Zügen und nur erst in Ansprüchen von ferner Aussicht, die aber durch ein religiöses Interesse zusammengehalten wurden“ (I, 181). Zusammenfassend sagt daher Ranke von dieser Phase der preußischen Entwicklung: „In dem politischen Leben kommen die Ideen zugleich mit den Anfängen ihrer Verwirklichung zur Erscheinung. Hier nehmen wir vor allen Dingen wahr, daß der dynastische und der protestantische Gedanke einander durchdrangen und kaum mehr unterschieden werden konnten. ... Die Idee des freilich noch in den ersten Anfängen seiner Bildung begriffenen Staates lag in der Behauptung der Selbständigkeit, welche Protestantismus und territoriale Macht verliehen, ohne Feindseligkeit oder offenen Kampf mit den großen Potenzen, die der alten Kirche anhingen, allerdings unter Voraussetzung ihrer Mäßigung und Toleranz. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die gleichartige Bewegung der beiden deutschen Kolonisationen, die zugleich religiös und politisch war, eine hohe Wichtigkeit für die Welt überhaupt“ (I, 182/3).

Diese Verbindung mit dem Prinzip der Reformation sollte nun aber erst zu einer Zeit politisch fruchtbar werden, als die religiösen Kriege schon beendet waren. Wir wissen, daß im Dreißigjährigen Kriege Brandenburg unter einem schwachen Fürsten der überlieferten Entscheidung auswich und daher ganz unter die Vormundschaft Schwedens geriet, dessen Großmacht gerade in dem Kampf für den Protestantismus entstand. Erst der Große Kurfürst trat verspätet, aber nicht zu spät die Erbschaft Joachims II. an und erfüllte sie mit tätiger Leidenschaft. Da er die Mitwirkung an den großen europäischen Entscheidungen suchte, so wollte er auch die Mittel, die dazu gehörten: den nur lose miteinander verbundenen Landschaften „hauchte er die Idee eines Staates ein, das Bewußtsein nicht allein eines äußeren, sondern auch eines inneren Zusammenhaltes“ (I, 383). Er tat den ersten Schritt dazu, die zerstreuten Landschaften in eine vereinigende Verwaltungsinstitution aufzunehmen: „Der werdende Staat kommt in dem Kurfürsten gleichsam zum Bewußtsein“ (I, 303). Das alles war die notwendige Folge des Willens, eine selbständige Macht in der europäischen Verwicklung darzustellen.

Der Kurfürst hat indes mit seinen bescheidenen Mitteln nur den Grund zur Selbständigkeit gelegt. Seine auswärtige Politik, deren Grundsätze das politische Testament entwickelt (III, 373 ff.), sein Bestreben, sich durch gute Allianzen „considerabel“ zu machen, zeigt ein ständiges Schwanken, weil die eigene Macht noch fehlte, und merkwürdige Widersprüche: hier die Neigung, es mit den protestantischen Staaten zu halten, dort die noch nicht überwundene Anhänglichkeit an die alte Reichsgewalt, das Haus Habsburg: „Die Idee des Reiches trug er tief in seiner Seele“ (I,382). Aber alle diese Widersprüche, zu denen auch gehörte, daß der Kurfürst als überzeugter Reformierter einen lutherischen Staat beherrschen mußte, zwangen um so mehr dazu, die Einheit in dem rein politischen Prinzip zu suchen, in jener seit der Reformation an den Tag getretenen Tendenz „einer von keinen fremden Rücksichten gefesselten, nur auf sich selbst angewiesenen Staatsgewalt“ (Ref. III, 414, dazu Pr. Gesch. II, 235).

Um diese politische Tendenz, die nach dem Abschluß der Religionskriege eigentlich erst ganz zur Geltung kam (Päpste II, 120 ff.), auch geistig zu entdecken und zu ergreifen, bedurfte es eines weiteren entscheidenden Schrittes in der geistigen Bewegung. Es war der Schritt vom Bekenntnisstaat zum Staat der Toleranz, der reinen politischen Ordnungsgewalt. Preußen tat ihn, indem es unter seinem ersten König, der äußerlich die Krone eines „souve-

ränen“ Landes seinem Staat zufügte, im Innern das Bündnis mit der Aufklärung vollzog, das später Friedrich II. erneuerte und befestigte (I, 451). Das vierte Buch schließt mit diesem Gedanken ab: „So wahr es ist, daß der Staat auf dem Protestantismus beruhte, der durch ihn zu neuem Ansehen gelangte, so war doch der Zweck und Sinn seines Daseins mitnichten konfessioneller Natur“ (I, 488. Vgl. dazu II, 60 u. 264). Den Einfluß dieser Tatsache auf die Entwicklung des Staates behandeln die folgenden, und am Schluß des ganzen Werkes wird sie bei der Würdigung Friedrichs II. noch einmal summarisch herausgestellt: „Hier riß sich die Idee des Staates von ihrer Verbindung mit dem positiven Bekenntnis zum ersten Male los. Der Begriff des protestantischen Reichsfürstentums mit dem Rechte der kirchlichen Reformation setzte sich in den des Staates um, der vor allen Dingen hierauf Verzicht leistete. Um sich vor dem Übergewicht anderer Weltelemente zu schützen oder ihr Recht gegen sie zu behaupten, mußte die protestantische Welt diese Umwandlung vornehmen“ (III, 360).

Zunächst bringt die Zeit des Soldatenkönigs noch einmal das religiöse Prinzip zur Geltung (II, 220), aber nur im Innern; und hier dient es mit unerhörter Strenge dem Aufbau des Staates als einer verwaltungsmäßigen und militärischen Organisation. Erst Friedrich Wilhelm I. schuf eigentlich das Instrument, dessen sich dann später sein Nachfolger bedienen konnte, um die Idee des Großen Kurfürsten von der Selbständigkeit des Staates nach außen hin als Großmacht zu erfüllen. Er fügte dem Staate zu dem protestantischen Geist ein neues technisch-ökonomisches Prinzip hinzu, das sich in dem stehenden Heere und in den zu seiner Erhaltung kunstvoll organisierten Finanzen darstellte. Was Preußen an traditioneller Macht fehlte, das holte es mit gewaltsamer Anstrengung nach durch die ungeheure Leistung, den rechnenden Verstand und brutalen Willen des Soldatenkönigs. Auch er hielt dabei immer noch fest an der Verfassung des alten Reiches, an dem Bund mit dem kaiserlichen Österreich. Friedrich der Große endlich konnte ihn zerreißen, indem er alle die angesammelten Kräfte und überlieferten Tendenzen seines Staates zusammenraffte und durch sein „freies Selbst“ (III, 62) den neuen Staat, die europäische Großmacht in freier, kühner Tat begründete, dieser Großmacht, der man von jeher zu unrecht den Ruf eines unbegrenzten Ehrgeizes und reiner Gewalt angehängt hat.

Es soll hier nicht näher diese feindselige Verkennung unseres politischen Erbes erörtert werden, durch das wir heute noch als

Deutsche das sind, was wir sind, und dessen Fortleben in dem gegenwärtigen Staate uns vielleicht noch einmal die Rettung aus der großen Not bringen wird. Aber es soll aus diesem Werk Rankes die große Erkenntnis herausgehoben und bewahrt werden, die uns die europäische Bedeutung Preußens richtig sehen lehrt. Unter den weltgeschichtlichen Momenten, die Preußen großgemacht haben, ist eines der entscheidenden die geographische, die geopolitische Lage in der Mitte der europäischen Mächte, die miteinander um die Vorherrschaft ringen. Wir wissen aus den anderen Werken Rankes, welches eigentümliche Leben und welche maßgebenden inneren Gesetze diese europäische Staatengemeinschaft in sich birgt[1]. Wir finden in der Preußischen Geschichte dieselbe Einsicht wieder, wenn Ranke von Europa sagt, daß hier ein „fortwährender Naturzustand" gegeneinander feindlicher Staaten gar nicht möglich sei, weil „alle Staaten auf gemeinschaftlicher Grundlage beruhen und zu einer großen Familie gehören" (III, 59). Nachdem Europa mit den universalen Mächten der Kirche und des Kaisertums die große ordnende Gewalt verloren hatte, war es darauf angewiesen, daß der allgemeine Frieden und die Selbständigkeit der freien Staaten, in denen sich die europäische Kultur mannigfaltig darstellt, durch andere Mittel erhalten blieb. Der „Genius Europas" bildete ein „inneres System des Rechtes" dadurch aus, daß das Prinzip vom Gleichgewicht der Kräfte entdeckt wurde und so „die allgemeine Freiheit und Sonderung glücklich gerettet blieb" (vgl. I, 361). Denn „die großen Gewalten" heißt es im 9. Buch (III, 8), „treiben sich durch ihren eigenen Impuls so weit fort, bis sie Widerstand finden". Wenn also nicht eine von ihnen, das Ganze vernichtend wie unter Napoleon I., ins Ungemessene drängen sollte, so mußte von den anderen der Widerstand geleistet werden. Nun bestand aber in der Mitte der Staatengemeinschaft, auf dem Boden der deutschen Nation ein politisches Vakuum, in das alle die starken Nachbarn Deutschlands ungehindert und ungestraft einbrechen konnten. „Unter diesen Umständen muß es als ein Glück angesehen werden, daß es wenigstens *einen* Staat gab, der, wenngleich einseitig, doch eine eigene Sache verfocht, über unvergleichliche Streitkräfte gebot und nur von sich selber Rat nahm" (III, 90). Und von der Leistung Friedrichs II. heißt es noch einmal ausdrücklich: „Wenn er aber seine Sache durchführte, so lag darin ein großes Ereignis, nicht allein für ihn und seinen Staat, sondern für Europa. — War nur etwas davon gegründet, was von den alle

[1] Vgl. Päpste I, 400, II, 446 und 458.

Unabhängigkeit anderer gefährdenden Absichten Frankreichs oder von den Besorgnissen für die Freiheit des Kontinents und der See gesagt wurde, die aus der Verbindung von England und Österreich hervorgegangen, so konnte es nur zum allgemeinen Vorteile gereichen, wenn sich zwischen ihnen eine neue Macht erhob, deren eigenes, gleichsam eingeborenes Interesse sie darauf hinwies, weder mit der einen noch mit der anderen sich zu vereinigen. Ein selbständiges Preußen mußte dazu beitragen, eine allgemeine Parteiung zu verhüten und zuletzt dem freien Bestehen eines jeden zustatten kommen“ (III, 10).

Indem Friedrich diese europäische Mission antrat, die dann Bismarck in dem System seiner ganz Europa friedlich ordnenden Bündnisse nach den damals gegebenen Umständen so großartig erfüllte, daß ein Völkerbund und alle Paneuropa-Idealisten mit ihren lauten, aber uneinlösbaren Versprechungen davor zuschanden werden; indem Friedrich mit seinem Preußen der europäischen Staatengemeinschaft — ohne freilich um die zukünftige Bedeutung seiner Tat zu wissen — eine feste Mitte gab, um die sich die Mächte ordnen konnten; indem er dies vollbrachte, handelte er nicht aus eigener Wahl. Diese Laufbahn „war sein Geschick“ (III, 10). Er unterstand einer höheren Notwendigkeit, der er eben deshalb dienen konnte, weil er als „ein freies Selbst“ nicht an die vorhandenen und vergangenen Formen der politischen Ordnung seiner Zeit gebunden war.

„Es gibt ein inneres Leben der Staaten, ein Wachstum derselben, welches in jedem Moment sich immer weiter entwickelt und die Tätigkeit der Fürsten zugleich herausfordert und bedingt. Hier war das allernächste, durch die Umstände Gebotene, in der Mitte der abgünstigen europäischen Mächte eine von ihrem Befinden unabhängige Stellung zu gewinnen“ (II, 231).

Mögen auch wir heute im Zeichen Preußens und Bismarcks die Forderung der Stunde erkennen, uns durch die Erneuerung und Fortbildung unseres Erbes ein starkes unabhängiges Reich in einem neuen friedlichen Europa suchen.

H. M.

Inhaltsverzeichnis.

BAND 5:

Neuntes Buch.

Seite

Definitive Erwerbung und neue Einrichtung von Schlesien 5
Erstes Kapitel. Reichstag in Ungarn. Franzosen und Bayern in Böhmen 12
Zweites Kapitel. Friedrich II. in Mähren 23
Drittes Kapitel. Schlacht von Chotusitz 43
Viertes Kapitel. Präliminarien zu Breslau, Friede zu Berlin . . . 54
Fünftes Kapitel. Einrichtung der preußischen Regierung in Schlesien 70

Zehntes Buch.

Friedrich II. und das Deutsche Reich. Ursprung neuer Entzweiungen 87
Erstes Kapitel. Wahl und Stellung Kaiser Karls VII. 92
Absichten von Österreich und England 98
Zweites Kapitel. Entwürfe eines Friedens in Deutschland. Säkularisationsprojekte 108
Drittes Kapitel. Erfolge der österreichisch-englischen Waffen im Jahre 1743 119
Viertes Kapitel. Haltung des Königs von Preußen im Jahre 1743 . 135
Fünftes Kapitel. Verhältnis zu den nordischen Mächten 149
Sechstes Kapitel. Offensivbündnis mit Frankreich 159

BAND 6:

Elftes Buch.

Der Zweite Schlesische Krieg 179
Erstes Kapitel. Ausbruch des Krieges 181
Nächste Wirkungen des preußischen Angriffs 189
Zweites Kapitel. Rückzug aus Böhmen 196
Einfall der Österreicher in Oberschlesien 204

Seite

Drittes Kapitel. Politische Verhältnisse in den ersten Monaten des Jahres 1745 208
Viertes Kapitel. Feldzug in Schlesien, im Frühjahr 1745 219
Fünftes Kapitel. Umwandlung in der englischen Politik 235
Sechstes Kapitel. Die Armeen in Böhmen. Kaiserwahl. Schlacht bei Soor 245
Siebentes Kapitel. Feldzug in Sachsen, November und Dezember 1745 260
Friede zu Dresden 275

Zwölftes Buch.

Jahre des Friedens 281
Erstes Kapitel. Politik während des Erbfolgekrieges 287
Zweites Kapitel. Erwerbung von Ostfriesland 294
Drittes Kapitel. Coccejische Justizreform 302
Viertes Kapitel. Administration und Armee 312
Fünftes Kapitel. Kirche, Wissenschaften 327
Gesellschaft von Sanssouci 337
Meinungen und Regierungsweise des Königs 346

Anhang.

Politisches Testament des Großen Kurfürsten 1667 365
Nachwort 391

Verzeichnis der Bildbeigaben.

Farbbilder:

Seite

Feldmarschall Kurt Christoph Graf von Schwerin (1684—1757). Gemälde aus der Schule Antoine Pesnes 192

General Hans Joachim von Zieten (1699—1786). Gemälde von Cuningham 264

Friedrich der Große im Alter. Nach dem Gemälde von Anton Graff 328

Textillustrationen:

Friedrich der Große. Nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters 32

Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rietberg. Kupferstich nach dem Gemälde von J. Steiner 48

Friedrich der Große und seine Generale. Nach dem Kupferstich von Daniel Chodowiecki. — Friedrich der Große auf einer Inspektionsreise durch seine Provinzen. Nach einer Lithographie von G. Opitz 80

Voltaire. — Feldmarschall James Keith. Nach dem Gemälde von A. Pesne 96

Kaiserin Katharina II. Nach dem Kupferstich von Winkeles (1787) 144

Kaiser Joseph II. Kupferstich von Tischler nach dem Porträt von P. Lion. — Friedrich Wilhelm II., der Neffe und Nachfolger Friedrichs des Großen, als Prinz (1765). Nach dem Gemälde von J. C. Ziesenis 160

Die Schlacht bei Leuthen. Nach dem gleichzeitigen Gemälde eines unbekannten Künstlers 208

Friedrich der Große besichtigt in Begleitung des Prinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) und der Generale v. Ramin und v. Zieten das 1. Gardebataillon. Nach einem Gemälde von Daniel Chodowiecki (1778) 224

Feldmarschall-Leutnant Gideon von Laudon (im Hintergrund das Gefecht bei Domstadtl-Olmütz). Nach einem gleichzeitigen Kupferstich 240

Feldmarschall Graf Franz von Nadásdy. Nach dem Kupferstich von Joh. Gottfried Haid (1759) 256

Feldmarschall Graf Leopold von Daun. Nach dem Kupferstich von Joh. Gottfried Haid (1758) 272

Seite

Allegorie auf den Ausgang des Bayerischen Erbfolgekriegs. Kupferstich von J. C. Krüger nach dem Gemälde von B. Rode 288

Friedrich der Große mit seinem Gefolge und Gästen vom Manöver nach Hause reitend. Nach dem Gemälde von E. F. Cuningham 320

Samuel von Cocceji. Kupferstich von G. F. Schmidt nach dem Gemälde von Antoine Pesne. — Johann Georg Ritter von Zimmermann. Radierung von H. Pfenniger nach dem Porträt von A. Graff 336

Ansicht des Lustgartens in Berlin mit dem von Friedrich dem Großen erbauten Dom. — Blick auf das Berliner Schloß und den Lustgarten vom Packhof aus. Links die Börse und der Dom. Nach den Gemälden von C. F. Fechhelm (1783) 352

Die Aufbahrung Friedrichs des Großen im Audienzzimmer des Potsdamer Stadtschlosses. Nach dem Gemälde von F. W. Bock . . . 368